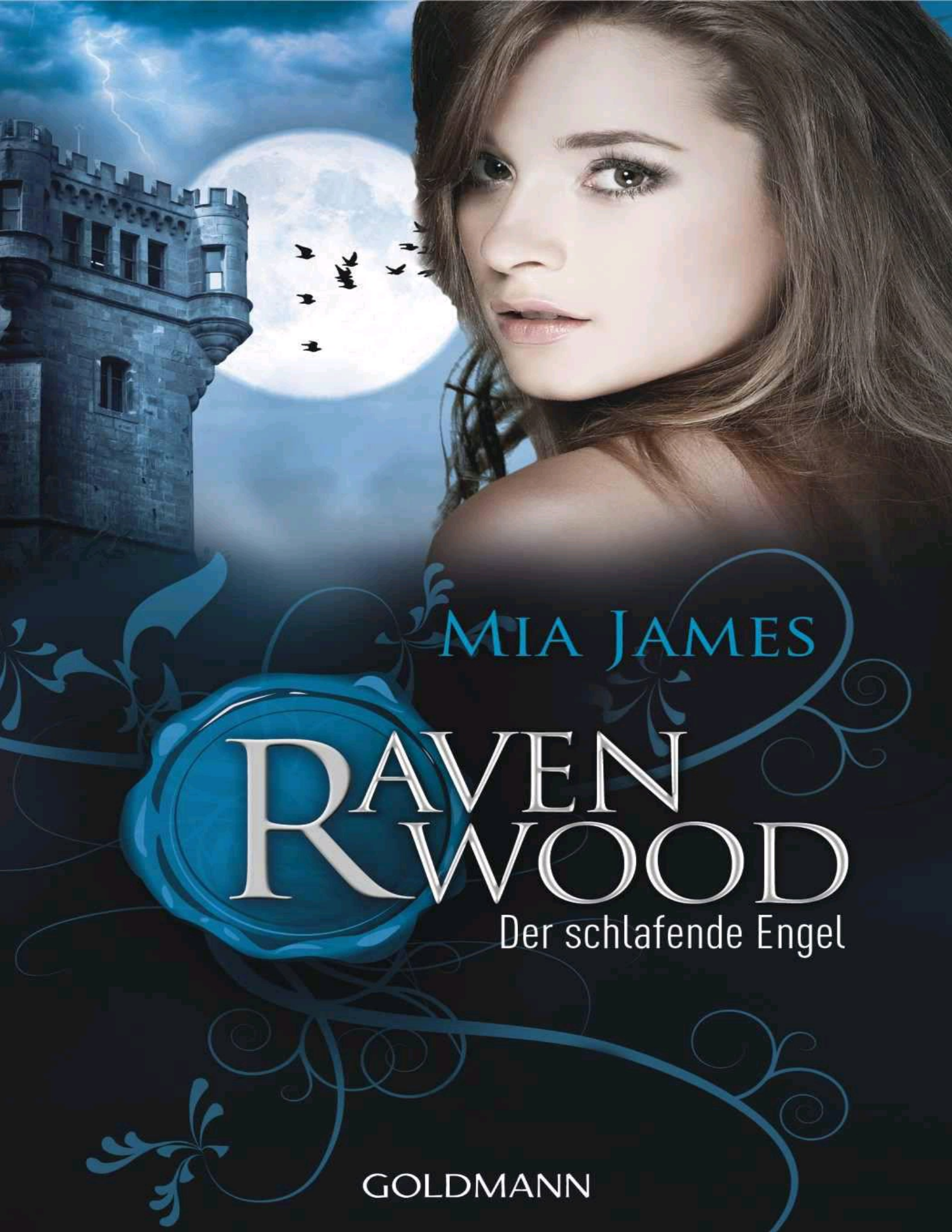




MIA JAMES

RAVENWOOD

Der schlafende Engel

GOLDMANN

Buch

Ein halbes Jahr liegt der Tod von William Dunne nun schon zurück, doch April hat den Verlust ihres Vaters immer noch nicht überwunden. Und auch an ihrer Elite-Schule Ravenwood verfolgt sie der Tod Schritt um Schritt: Die dunklen Machenschaften der Vampire, die Ravenwood beherrschen, fordern beständig neue Opfer. April selbst ist vor Kurzem nur knapp mit dem Leben davongekommen, als Vampir Ben sie umbringen wollte.

Denn Ben war hinter ihr Geheimnis gekommen: Als Furie ist es Aprils Bestimmung, gegen die Wesen der Dunkelheit zu kämpfen. Dabei hilft ihr eine besondere Eigenschaft: Bereits ein einziger Tropfen ihres Blutes bringt den eigentlich unsterblichen Feinden den sicheren Tod – und sie in Lebensgefahr. Zum Glück kann sie sich auf Gabriel verlassen, der sie mit übermenschlichen Kräften beschützt.

Aber das Böse streckt weiterhin seine Fänge nach ihr aus: Der Sarg mit den sterblichen Überresten ihres Vaters wird gestohlen und das Grabmal mit einer an sie gerichteten Drohbotschaft beschmiert. Auch in Ravenwood ziehen die Vampire ihren Kreis immer enger um April. Ganz besonders der neue Rektor der Schule, der hinterhältige Dr. Charles Tame, hat es auf sie abgesehen. Und sogar Gabriel scheint auf die dunkle Seite gezogen zu werden. Doch April lässt sich nicht unterkriegen. Sie weiß: Um die zu retten, die ihr am Herzen liegen, muss sie ihr Schicksal annehmen und das Böse endgültig besiegen. Selbst wenn es sie ihr eigenes Leben kosten könnte

...

Weitere Informationen zu Mia James
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Mia James

Ravenwood

Band 3

Der schlafende Engel

Roman

Aus dem Englischen
von Andrea Brandl

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Sleeping Angel« bei Indigo,
an imprint of the Orion Publishing Group, London.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2014

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Mia James

All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Copyright © FinePic®, München

Umschlag Innenseiten: Copyright © FinePic®, München

Redaktion: Carola Henke

KS · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN: 978-3-641-11835-8

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für T

Prolog

H



Blut klebte an seinen Händen. Warm und schwarz rann es an seinen Fingern hinab und tropfte auf den Weg vor ihm. Er hob die Hände und betrachtete fasziniert, wie es sich im silbrigen Mondschein von seiner Haut abhob. Aber wessen Blut war es? Von wem stammte es? Und wie war es dorthin gekommen?

Hinter ihm ertönte ein Knacken. Sein Körper spannte sich an, während er eindringlich lauschte. Er hörte das Platschen des Regens auf den Blättern über ihm, wie sich die Tropfen zusammenschlossen und in dicken, fetten Rinnsalen auf seinen völlig durchnässten Rücken fielen. Aus dem Busch links neben ihm drang ein Scharren – ein Fuchs? Ein Dachs? Er hörte den Wind rauschen. Die Motorengeräusche von Highgate Hill. Den Schlag seines eigenen Herzens.

Und noch etwas anderes.

Er zog sich in die Schatten zurück, gestattete der Dunkelheit des Friedhofs, ihn wie eine Decke einzuhüllen. Er war sein Zuhause. Der einzige Ort, der ihm das Gefühl gab, ganz er selbst zu sein; ein Ort, an dem er nicht länger den verstohlenen Blicken und den finsternen Mienen ausgesetzt war – und diesem Hunger. Zumindest für eine Weile.

Wieder blickte er auf seine Hände hinab. Es war zu dunkel, um etwas zu erkennen, trotzdem spürte er die Schrammen – tiefe Furchen, als hätte irgendetwas seine Klauen durch seine Haut gezogen. Er registrierte den Schmerz in seinem Knie; seine Jeans waren zerrissen, und überall klebten Blätter und Schmutz.

War ich in einen Kampf verwickelt?

»Denk nach, verdammt«, stieß er hervor und presste sich die Fingerspitzen gegen die Schläfen. Wenn er ganz reglos dastand, sah er einzelne Bilder aufflackern: Ein Mann. Ein Mann mit tiefschwarzen Augen und Zeichnungen auf Brust und Armen, einem Stern auf der Schulter. Ein hübsches Mädchen mit glänzendem blondem Haar. Und Musik – sehr laute Musik, so laut, dass sie in seinen Ohren schmerzte.

Aber das war vor langer Zeit – oder? Oder war es erst gestern gewesen?

Dann waren die Bilder auf einmal verschwunden, zerplatzt wie Seifenblasen, denn seine Augen waren plötzlich weit geöffnet, all seine Sinne hellwach. Etwas näherte sich.

Er begann zu laufen, rannte an der Mauer entlang, den Hügel hinauf. Zu seiner Linken tauchte das alte schwarze Tor auf. Geduckt pirschte er darauf zu. Seine Atemwölkchen hoben sich gegen die Finsternis ab. Vor ihm befand sich ein überwucherter Pfad. Da lag etwas, mitten auf dem Weg, eine Gestalt. Ein Mensch, noch lebendig. Er bewegte sich.

»Isabelle?«, flüsterte er. Isabelle? Der Name war ihm einfach in den Sinn gekommen, aus heiterem Himmel. Aber ich kenne doch niemanden, der so heißt. Oder etwa doch?

Seine Nasenflügel bebten. Es roch auch nach etwas anderem. Nach Blut. Viel Blut. Und nach etwas Schlimmem. Nicht nach einem der Bluter, die ihren Eigengeruch mit diesem ekelhaften Gestank nach künstlichen Blumen übertünchten, sondern nach einem von seiner Art. Nach einem, den der Geruch des Todes umgab.

Wieder spannte er sich an, als ein hohes Kreischen ertönte, das sich wie ein Schmerzenslaut anhörte – dann noch einer. Füchse? Ratten? Er wusste es nicht. Seine Sinne verloren an Schärfe, während sich die Dunkelheit über ihn zu legen schien und wie ein dichter Nebel alles Licht verschluckte.

»Hallo? Ist da jemand?«, fragte eine Stimme. Erhellte vom Schein einer leise zischenden Straßenlaterne, hob sich ein Schemen im geöffneten Tor ab. Es war ein Mädchen, so viel verriet ihm ihr Geruch. Aber nicht irgendein Mädchen, sondern sie.

Oh Gott. Es kommt. Das Ding. Das Ding mit den Augen.

Er sprang auf, stürzte auf sie zu und riss sie mühelos von den Füßen, rannte den Weg vollends hinauf und auf die Straße.

»Los, schnell!«, zischte er.

Das dunkelhaarige Mädchen sah ihn an. Der Mondschein fing sich in ihren Zügen. Sie ist bildschön, dachte er. Bildschön und ...

»Los, weg hier«, schrie er. »Los!«

Er wandte sich um und tauchte in die Dunkelheit ein, die ihn sofort verschluckte.

Erstes Kapitel



Es herrschte schönes Wetter, als April aus dem Zug stieg. Die Sonne schob sich durch die weißen Wolken, trotzdem gelang es ihr nicht, die Kühle zu vertreiben. Spätfrühling in England, dachte April. Sollte es nicht längst warm sein und überall blühen? Kleine Atemwölkchen schwebten vor ihrem Mund, während sie fröstelnd den Schildern vom Bahnsteig zu den schmiedeeisernen Friedhofstoren folgte.

Fiona, ihre beste Freundin, war komplett aus dem Häuschen gewesen, als sie erfahren hatte, dass Miss Holden auf dem berühmten Friedhof von Brookwood begraben werden würde. »Das ist der größte Friedhof Europas. Früher wurde er als Totenstadt bezeichnet!«

»Und was ist daran so toll?«

Noch mehr Tod und Untergang waren das Letzte, wonach April der Sinn stand. In den vergangenen Monaten hatte es schon viel zu viele Todesfälle gegeben, und die Aussicht, dem Begräbnis ihrer Lehrerin beizuwohnen, war alles andere als erfreulich.

»Glaub mir, April, das wird bestimmt absolut faszinierend«, meinte Fiona. »Brookwood wurde erbaut, um der Explosion der Londoner Bevölkerung im 19. Jahrhundert Herr zu werden. Damals mussten tagtäglich so viele Menschen begraben werden, dass es sogar einen eigenen Bahnhof in Waterloo gab, um die Särge und die Trauergäste zum Friedhof transportieren zu können.«

Offen gestanden war April erleichtert gewesen, dass der einstige Bahnhof mit dem gruseligen Namen »Necropolis Station« in Waterloo längst nicht mehr existierte – er sei im Zweiten Weltkrieg bei einem Bombenangriff zerstört worden, hatte ihr der Mann am Ticketschalter erzählt –, doch die Bahnstation in der Grafschaft Surrey gab es sehr wohl noch.

Ansonsten entpuppte sich der Friedhof als ziemliche Enttäuschung. Nach Fees Beschreibung hatte April einen dieser eindrucksvollen viktorianischen Prachtfriedhöfe à la Highgate erwartet, mit üppig verzierten Gräbern und feudalen Mausoleen, stattdessen erinnerte das Areal eher an eine heruntergekommene Farm: Rasenflächen, so weit das Auge reichte, und ein verrostetes Schild mit der Anweisung »Fotografieren verboten«.

April ging den Kiesweg entlang in Richtung Kapelle, vorbei an einem riesigen, ebenfalls verrosteten Förderband, dessen Eisengerüst einsam gen Himmel ragte. Vielleicht bin ich ja von Highgate verwöhnt, dachte sie. Der Highgate Cemetery war ein echtes Prachtstück, mit zahllosen Engelsstatuen, Säulen und herrschaftlichen Grabstätten, allesamt wunderschön überwuchert und bewusst darauf angelegt, den Besuchern eine Gänsehaut zu bereiten. Andererseits war Highgate voller Leichen – und voller Vampire.

Dabei hatte sie Angst gehabt, in einem verschlafenen Vorort versauern zu müssen, als ihr Vater ihr letzten Herbst eröffnet hatte, dass sie von Edinburgh nach London ziehen würden. Sie konnte sich noch genau erinnern, wie sie das erste Mal durch die stillen Straßen im Norden Londons gefahren waren – wie sterbenslangweilig alles gewirkt hatte. Ein fataler Irrtum.

Früher hatte April Horrorfilme immer blöd gefunden – eine Handvoll Idioten, die mit Gummimasken durch die Gegend geisterten und das Kunstblut spritzen ließen. Doch inzwischen wusste sie, dass die Masken echt und die Monster, die sich dahinter verbargen, bösartige, blutrünstige Killer waren.

Na ja, nicht alle.

Gabriel nicht.

Beim Gedanken an ihn machte ihr Herz einen kleinen Satz: Seine dunklen Augen, das winzige Grübchen an seinem Mundwinkel, wenn er sie anlächelte, und wie er in der Nacht von Miss Holdens Ermordung ausgesehen hatte ... Sie hatten nebeneinander auf dem Dach von Mr Sheldons brennendem Haus gestanden. Gabriel hatte ihre Hand gepackt und sie mit sich in die Tiefe gerissen. Er hatte so verletzlich ausgesehen, aber trotzdem immer noch unglaublich sexy. Wie war das möglich?

April schnaubte. Neuerdings war alles möglich. Ihre Schule – das superschicke Ravenwood in Highgate Hill – war von Vampiren verseucht, diente als Fassade für ein globales Verschwörernetz gemeiner Blutsauger, und, ach ja, es hatte sich herausgestellt, dass April selbst eine »Furie« war, eine Art gnadenlose Vampirschlächterin, deren Blut so ziemlich die einzige Substanz auf dem Planeten war, das die Untoten zurück ins Jenseits befördern konnte.

Sie stand an einer Weggabelung und sah sich nervös um. Sie wollte auf keinen Fall in irgendeiner gruseligen Sackgasse landen, umgeben von Gräbern wildfremder Menschen. Ängste wie diese hatte sie in den vergangenen Monaten schon mehr als genug durchlebt. In diesem Moment ertönten Schritte hinter ihr. Sie wandte sich um.

»Möchten Sie auch zum Begräbnis von Annabel Holden?«, erkundigte sich ein Mann in einem langen schwarzen Mantel.

»Onkel Peter!«, rief April. »Was machst du denn hier?«

»Gütiger Himmel, April«, stieß der Mann sichtlich verblüfft hervor. »Ich habe dich von hinten gar nicht erkannt. Bist du auch mit dem Zug aus London hergefahren?«

Er nahm seine Brille ab und fuhr sich mit der Hand durch sein schlohweißes Haar. Er wirkte ein klein wenig angespannt und verwirrt.

»Ja, ich bin gerade eingetroffen«, antwortete April. »Alles in Ordnung?«

»Oh ja.« Er polierte seine Brille mit dem Krawattenzipfel. »Ich bin nur ein bisschen ... na ja, die Aussicht auf die Beerdigung ist nicht gerade erfreulich.«

Das kannst du laut sagen, dachte April. Auch sie war alles andere als versessen darauf, Miss Holdens Angehörigen in die Arme zu laufen. Sie hatte schreckliche Gewissensbisse wegen ihrer einstigen Lehrerin. Aber jetzt hatte sie zumindest jemanden an ihrer Seite, der ihr wohlgesonnen war. Peter Noble, der Herausgeber einer Londoner Zeitung, war ein uralter Freund ihres Vaters und – jetzt, wo sie

darüber nachdachte – einer der wenigen netten Menschen, denen sie bei seinem Begräbnis vor einem halben Jahr begegnet war. Du meine Güte, ist Daddy tatsächlich erst seit sechs Monaten tot? Der Tag, an dem sie ihn in einer Blutlache gefunden hatte, schien eher ein halbes Jahrhundert zurückzuliegen.

»Weißt du zufällig, wo die Trauerfeier stattfindet?«, fragte April. »Ich fürchte, ich habe mich verlaufen.«

Peter rang sich ein Lächeln ab. »Das passiert hier ganz schnell. Der Friedhof erstreckt sich über eine Länge von fünf Meilen. Aber soweit ich weiß, geht es hier entlang.«

Er führte sie über einen Kiesweg zu ihrer Linken, vorbei an überwucherten Gräbern. Düstere Stille hing zwischen ihnen. Aber wie sollte man auch in Plauderlaune sein, wenn man sich auf dem Weg zum Begräbnis einer jungen Frau befand, die von einem durchgeknallten Vampir zuerst gefoltert und schließlich getötet worden war?

»Weißt du, wieso es hier so wenige Gräber gibt?«, fragte April und ließ den Blick über die offenen Felder links und rechts von ihnen schweifen. »Ich dachte, der Friedhof wäre bis zum letzten Platz voll.«

»Das ist er auch«, antwortete Peter. »Hier liegen rund 150 000 Menschen begraben. Siehst du diese Einbuchtungen in der Erde? Das sind die Gräber. Direkt darunter liegen noch all die Knochen und Schädel.«

April erschauerte und starrte auf ihre Füße. Vielleicht trampelte sie ja in dieser Sekunde über irgendeine arme Seele hinweg. Eigentlich sollte sie an so etwas gewöhnt sein, schließlich besuchte sie regelmäßig das Grab ihres Vaters auf dem Highgate Cemetery, andererseits hatte sie stets das dumpfe Gefühl gehabt, dass William Dunne der einzige Mensch war, der dort auch wirklich begraben lag.

»Aber wieso gibt es denn keine Grabsteine?«

Peter zuckte mit den Schultern. »Sie wurden entfernt.«

»Entfernt?«

Er nickte.

»Man kann ein Grab immer nur für einen bestimmten Zeitraum mieten. Nach Ablauf dieser Zeitspanne wird der Platz an jemand anderen vergeben. Es ist ein Geschäft wie jedes andere auch.«

»Igitt! Das heißt also, die Leute werden übereinander begraben?«

»Das klingt eklig, ich weiß, aber so wurde es schon immer gemacht. Als die Leute noch in kleinen Dörfern gewohnt haben, wurden alle Verstorbenen auf dem Friedhof hinter der Kirche begraben. Hätte jeder seinen eigenen Platz, würde der Platz ja niemals ausreichen.«

»Woher weißt du das alles?«

»In meinem Alter verbringt man eine Menge Zeit bei Begräbnissen, April.«

April nickte. Dasselbe könnte sie auch von sich behaupten. Schweigend gingen sie weiter, bis sie um eine Ecke bogen und ein Grüppchen schwarz gekleideter Trauergäste vor der gedrungenen Kapelle aus Ziegelstein am Ende des Pfads ausmachten. April zögerte. Am liebsten hätte sie auf dem Absatz kehrtgemacht.

»Wieso bist du eigentlich hier, Onkel Peter?«, fragte sie, um beim Anblick der

feindseligen Gesichter ein wenig Zeit zu schinden. »Du kanntest Miss Holden doch gar nicht, oder?«

»Annabel kannte ich nicht besonders gut, aber ihren Vater sehr wohl. Die Familie stammt aus der Gegend, deshalb wird sie auch hier draußen beerdigt. Annabel war in den letzten Jahren meine Anlaufstelle, wenn ich über ein geschichtliches Thema schreiben musste. Ich glaube, sie wusste mehr über Geschichte als jeder andere Mensch, den ich kannte. Was für ein Verlust.«

April blickte wieder zur Kapelle hinüber.

»Ja, das stimmt.«

Peter berührte ihren Arm.

»Das muss sehr schlimm für dich sein. Aber du musst nicht hineingehen, wenn du nicht willst.«

»Oh doch, das muss ich. Wir haben uns zwar nur ein paar Mal getroffen, aber sie war immer sehr nett zu mir. Zumindest für ihre Begriffe.«

Peter lachte leise.

»Sie konnte ein bisschen schroff sein, das ist wahr. Aber das ist unter Akademikern ziemlich verbreitet. Diese Menschen haben immer nur mit Namen, Daten und Orten zu tun, deshalb ist der Umgang mit richtigen Menschen oft eine ziemliche Herausforderung für sie.«

»Aber sie hat versucht, mir zu helfen. Das rechne ich ihr hoch an. Und das, obwohl sie die ganze Zeit wusste, dass sie deswegen Schwierigkeiten bekommen könnte. Und jetzt ...«

Am liebsten hätte April kehrtgemacht und wäre geflohen, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»Hast du Angst, die Leute könnten dich schief ansehen?«, fragte Peter mit sanfter Stimme.

»Nein, ich habe Angst, dass sie mir Vorwürfe machen.«

Wieder strich er behutsam über ihren Arm.

»Soweit ich weiß, wurde Annabel von einem irren Schüler getötet, der sich danach mit einem Kanister voll Benzin übergossen und selbst angezündet hat. Was soll das mit dir zu tun haben?«

April wandte den Blick ab. Natürlich war sein Versuch, sie aufzumuntern, lieb gemeint, aber Peter war nicht dabei gewesen. Er hatte Benjamins Gesicht in dieser Nacht nicht gesehen, jenen schauerlichen Moment nicht erlebt, als er sich mit dem Furien-Virus angesteckt hatte – jenem tödlichen Virus in Aprils Blut.

»Aber ich war dabei, Peter ...«

»Kein Aber, April. Du kannst dich nicht weiter mit Vorwürfen quälen, nur weil ein verrückter Junge versucht hat, dich in seine kranke kleine Welt hineinzuziehen. Annabels Tod ist eine Tragödie, daran gibt es keinen Zweifel, und sie wird den Menschen in dieser Kirche gewiss sehr fehlen, aber all das ist nicht deine Schuld. Du hättest es ebenso wenig beeinflussen können, wie du etwas am Wetter beeinflussen kannst.«

Nickend hakte sie sich bei Peter unter und ging langsam auf die Kapelle zu. Es war

reizend von ihm, andererseits war Onkel Peter Journalist und daran gewöhnt, mit harten Fakten umzugehen. Wie sollte er je verstehen, was in diesem Haus vorgefallen war? Dass Mr Sheldon, der ehemalige Rektor von Ravenwood, den Befehl gegeben hatte, sie zu töten. Dass sie für den Tod von Benjamin Osbourne, einem ihrer Blutsauger-Klassenkameraden, verantwortlich war. Und dass Gabriel – wieder einmal – um ein Haar sein Leben geopfert hatte, nur um sie zu retten.

»Welche der Trauergäste sind ihre Angehörigen?«, flüsterte April, als sie sich in eine Bank im hinteren Teil der Kirche setzten.

»Sie sitzen vorn in der ersten Reihe«, antwortete er und tätschelte ihr die Hand. »Keine Sorge, ich glaube nicht, dass sie wissen, wer du bist.«

Das war ein schwacher Trost. April wusste, wer sie war und was sie getan hatte. Um sich von ihren düsteren Gedanken abzulenken, ließ sie den Blick über die Mauern schweifen und entdeckte eine Fülle an Namen von Männern aus der Gemeinde, die im Ersten Weltkrieg gefallen waren, jenem »Krieg zur Beendigung aller Kriege«, wie H.G. Wells es damals bezeichnet hatte.

Tja, das war ja nicht gerade ein durchschlagender Erfolg, was?, dachte April und bekam sofort Gewissensbisse wegen ihres Sarkasmus. All die vielen Männer, die dort genannt wurden, hatten ihr Leben für ihr Land geopfert. Allein die Tatsache war schon unendlich traurig, viel schlimmer jedoch war die Vorstellung, wie sie von Kugeln oder Granatsplittern zerfetzt worden waren, und die Tatsache, dass sie alle so viele geliebte Menschen hinterlassen hatten, Mütter, Väter, Schwestern, Verlobte. Wie wäre es wohl bei ihr? Würden Caro und Fiona zu ihrer Beerdigung kommen? Gabriel? Würde an irgendeiner Mauer »April Dunne« geschrieben stehen, als Mahnmal für ihre Tapferkeit und das Opfer, das sie gebracht hatte? Wie auch? Schließlich wusste niemand, was vor sich ging. Und welche Rolle spielte es schon, wenn man ohnehin tot war?

April zwang sich, nach vorn zu sehen, wo Miss Holdens Sarg vor dem Altar aufgebahrt war. Eines stand jedenfalls fest: Es hatte schon viel zu viele Tote gegeben. Von Alix Graves, dem Sänger, der in der Nacht von Aprils Ankunft in Highgate gestorben war, über Isabelle Davis, einem Mädchen, über dessen Leiche sie beinahe gestolpert war, bis hin zu ihrem Vater, der mit herausgerissener Kehle in ihren Armen sein Leben ausgehaucht hatte. Und das war nur der Anfang gewesen. Milo, Layla, Marcus – der durchgeknallte Marcus, der es gleich zweimal auf sie abgesehen hatte – und schließlich Miss Holden.

Die Zeremonie war sehr kurz und prägnant gehalten: Zwei Lesungen von einem Cousin und einer Tante, ein Segensspruch des Pfarrers, der betonte, wie selbstlos Annabel Holden gewesen war, Lehrerin aus Leidenschaft, Schwester, Freundin und ein Mensch, auf den man stets zählen konnte. April wusste, dass dies nicht immer der Fall gewesen war – zumindest, was sie selbst betraf –, trotzdem kullerten ihr die Tränen über die Wangen, als der Pfarrer zum Psalm 23 anhub:

Und ob ich schon wanderte im finstern Tal,
fürchte ich kein Unglück,

denn du bist bei mir,
dein Stecken und Stab trösten mich.

Dann traten die Sargträger nach vorn und trugen den Sarg in einer feierlichen Prozession ins Freie, wo bereits ein Leichenwagen wartete. Peter trat zu einem der Trauergäste, um mit ihm zu sprechen, deshalb blieb April allein zurück und schloss sich langsam dem Trauerzug an, der sich in Bewegung setzte, um der Verstorbenen zu ihrer letzten Ruhestätte zu folgen.

Erleichtert stellte April fest, dass Miss Holden in einer ruhigen Ecke bestattet werden würde, trotzdem gelang es ihr nicht, Peters Erklärung über die unter der Erde aufgehäuften Leichen zu verdrängen. Wurde Miss Holden nun ebenfalls eine von ihnen? Genauso wie eines Tages all die Menschen, die sich um ihr offenes Grab versammelt hatten? Würden auch sie als ein Haufen Rippen, Schienbeine und Schädel enden, die wieder und wieder in der Erde umgegraben wurden, wenn die Totengräber ein frisches Grab aushoben? Obwohl sie wusste, dass Begräbnisse dazu dienen sollten, mit dem Tod eines geliebten Menschen abzuschließen, dem Sinnlosen einen gewissen Sinn zu geben, fühlte April sich betrogen. Einer der wenigen Menschen, der ihr zu helfen versucht und verstanden hatte, was sie durchmachte, wurde gerade in diesem Loch in der Erde verscharrt. Nun war sie ganz allein.

Meine Güte, werde endlich erwachsen, April.

Sie lächelte, als Miss Holdens Stimme in ihren Gedanken widerhallte. Peter hatte völlig recht – soziale Kompetenz war nicht gerade Miss Holdens Stärke gewesen, doch ihre Leidenschaft und ihre tiefe Überzeugung konnte niemand leugnen. Annabel Holden war eine sogenannte Wächterin gewesen, ein Mitglied eines uralten Geheimbunds, der es sich zum Ziel gemacht hatte, sämtliche Vampire auf der Welt auszulöschen. Sie war diejenige gewesen, die April erklärt hatte, was es bedeutete, die Furie zu sein. Von ihr hatte sie erfahren, wie sie mit einem einzigen Kuss den dünnen Lebensfaden eines Vampirs für immer zerreißen konnte – eine ganz hervorragende Eigenschaft für einen Vampirkiller, aber nicht unbedingt das, was sich ein Junge von seiner Freundin erhoffen würde.

Aber Miss Holden hätte nicht zugelassen, dass April sich in Selbstmitleid suhlte. Stattdessen hätte sie ihr gesagt, sie solle gefälligst die Zähne zusammenbeißen und die Sache eben durchstehen. Schließlich hatte keiner behauptet, dass sie Gefallen daran finden musste. Vor die Wahl gestellt, eine Art Gegengift für eine Horde geheimnisumwitterter Ungeheuer oder eine gewöhnliche Einserschülerin zu sein, hätten sich wohl die meisten nicht für die Variante entschieden, bei der sie Gefahr liefen, bei lebendigem Leib zerfetzt zu werden. Aber diese Wahl hatte April nicht. Vielmehr hatte sie eine Aufgabe: Zumindest Gabriel musste sie aus dieser Hölle des Vampirdaseins befreien. Und wenn sie im Zuge dessen auch gleich noch die Verschwörung in Ravenwood aufdecken und herausfinden könnte, wer ihren Vater ermordet hatte – umso besser. Jedenfalls hatte sie schon viel zu viel Zeit damit vergeudet, untätig hier herumzustehen. Es war höchste Zeit, nach London zurückzukehren. Gerade als sie sich abwandte und den Weg zum Bahnhof

erschlagen wollte, trat ein Mädchen in einem schwarzen Kleid auf sie zu. Sie war hübsch, Ende zwanzig und sehr bleich und ernst.

»April Dunne?«, fragte sie.

»Ja?«

April spürte das Brennen auf ihrer Wange, noch bevor sie die Bewegung registriert hatte. Verblüfft wich sie zurück, während der Schmerz auf ihrer Haut zu explodieren schien.

»Arrogantes Miststück«, fauchte das Mädchen. »Wie kannst du es wagen, hierherzukommen?«

April stammelte eine Entschuldigung, als eine grauhaarige Frau in einem langen schwarzen Mantel und einer Pelzmütze herüberkam und dem Mädchen eine Hand auf die Schulter legte.

»Komm, Samantha, das ist jetzt nicht der richtige Augenblick«, sagte sie mit fester Stimme.

»Nein?«, schrie das Mädchen und versuchte erneut, auf April loszugehen. »Sie hat Annabel auf dem Gewissen. Weshalb bist du hergekommen? Um deinen Triumph auszukosten?« Sie starrte die alte Frau an. »Aber dir scheint das ja völlig egal zu sein, was?«

»Natürlich nicht, Sam. Du weißt genau, dass es mir nicht egal ist, genauso wenig wie den anderen. Aber du weißt auch, dass Annabel sich dieses Leben selbst ausgesucht hat. Sie hat sich aus freien Stücken dafür entschieden.«

»Aber hätte sie nicht ...«

»Es gibt so viele Wenss und Abers, Samantha«, warf die alte Frau beschwichtigend ein. »Und keines davon macht sie wieder lebendig. Wieso wartest du nicht im Wagen? Ich komme gleich nach, okay?«

Mit einem vernichtenden Blick in Aprils Richtung machte sie kehrt, nickte und ging davon.

Die Frau verzog das Gesicht zu einem dünnen Lächeln.

»Ich kann mich nur entschuldigen«, sagte sie. »Bei Gelegenheiten wie dieser können die Gefühle schon einmal mit einem durchgehen. Man sucht zwangsläufig jemanden, dem man die Schuld an allem geben kann.«

»Das verstehe ich, wirklich.« April berührte ihre glühende Wange und wand sich unbehaglich unter dem eindringlichen Blick der alten Frau. Sie verströmte unübersehbar Chic und Eleganz, als wäre sie einst eine gefeierte Schauspielerin gewesen oder gehörte einem niedrigen Adelsgeschlecht an.

»Entschuldigen Sie, aber ich habe mich Ihnen nicht vorgestellt«, sagte sie und streckte April die Hand hin. »Ich bin Elizabeth Holden, Annabels Mutter.«

April fiel die Kinnlade herunter.

»Oh Gott, das tut mir ... aufrichtig leid ...«, stammelte sie und schüttelte Mrs Holden die Hand. »Ich hatte ja keine Ahnung. Ich meine ...«

Mrs Holden lächelte freundlich und berührte Aprils Arm.

»Wollen wir ein Stück zusammen gehen?« Sie nickte in Richtung des Kieswegs, und April folgte ihr beklommen zurück zur Kapelle. Seit dem surrealen Vorfall im Büro

des Rektors hatte sie jede Nacht im Geiste den brutalen Tod von Annabel Holden noch einmal durchlebt – an Mr Sheldons Schreibtischstuhl gefesselt, während Benjamin Osbourne, dessen Gesicht zu einer hässlichen Vampirfratze verzerrt war, sie mit dem Feuerzeug gequält hatte. Zumindest war ihr der Anblick erspart geblieben, wie Benjamin ihr die Kehle aufgeschlitzt hatte, doch dank ihrer blühenden Fantasie hatte sie die Bilder klar und deutlich vor sich gesehen – normalerweise war dies der Moment, wenn sie japsend und tränenüberströmt aus ihrem Albtraum schreckte.

»Als Annabel in Ihrem Alter war«, sagte die alte Dame nach einer Weile, »wollte sie auch nichts mit den Vampiren zu tun haben.«

April sah sie verblüfft an.

»Oh ja, ich weiß alles darüber«, fuhr Mrs Holden fort. »Unsere Familie gehört seit Generationen zu den Wächtern. Ich habe Annabel angefleht, ihnen nicht beizutreten ... aber nun ja, mir ist klar, wer die Schuld an ihrem Tod trägt. Sie.«

»Die ... äh ...« April brachte es nicht über sich, das Wort laut auszusprechen.

»Genau, April. Die Vampire. Deshalb habe ich niemanden aus Ravenwood zum Begräbnis eingeladen. Ich wollte nicht, dass sie auftauchen und sich in ihrem Triumph aalen.«

»Und wieso wurde ich eingeladen?«

Elizabeth Holden lachte leise. »Weil ich Sie kennenlernen wollte, natürlich«, antwortete sie. »Ich wollte die Furie mit eigenen Augen sehen.«

Aprils Herz zog sich zusammen.

»Sie wissen also ...«

»Natürlich weiß ich Bescheid, April. Ich weiß alles. Und am allerwichtigsten war mir, zu erfahren, weshalb meine Tochter ermordet wurde.«

»Oh Gott. Es tut mir so leid, Mrs Holden, aber ich ...«

»Ist schon gut, April. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Was ich vorhin zu Samantha gesagt habe, war die Wahrheit: Annabel war eine erwachsene Frau, die ihre eigenen Entscheidungen getroffen hat, selbst wenn sie sie in Gefahr gebracht haben. Ich habe meinen Mann in diesem verdammten Krieg verloren und hatte weiß Gott mehr als genug Zeit, meinen Frieden damit zu schließen.«

Sie wandte sich April mit einem betrübten Lächeln zu.

»Sie dagegen hatten keine andere Wahl, sondern haben sich vermutlich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt.«

»Ja«, antwortete April erleichtert. »So in der Art.«

»Ich wünschte, ich könnte Sie trösten, Ihnen sagen, dass alles gut wird, aber vermutlich wäre das nicht allzu überzeugend, wenn man bedenkt, wo wir hier sind.«

»Nein, vermutlich nicht.«

Wieder musterte Mrs Holden April durchdringend.

»Hören Sie mir zu, April. Was ich Ihnen jetzt sage, ist sehr wichtig. Sie müssen gegen sie kämpfen.«

»Ich ... ich versuche es ja.«

»Nein, es zu versuchen, ist nicht genug. Sie müssen sie um jeden Preis bekämpfen

und besiegen, sonst war alles umsonst.«

Ihre Züge wurden ein wenig weicher.

»Es tut mir leid, wenn ich Sie so hart angehe, und ich weiß, dass Sie das nicht hören wollen. Ich weiß auch, dass ich für Sie bloß ein altes Weib bin, aber ich erinnere mich noch genau daran, wie es ist, in Ihrem Alter zu sein. Wahrscheinlich wollen Sie mit all dem nichts zu tun haben, aber Sie können es nicht ändern, April. Sie sind etwas ganz Besonderes, mein Mädchen, etwas ganz Besonderes.«

»Aber ich fühle mich nicht so.«

»Ich weiß, aber das kommt noch. Das wird es. Möglicherweise heißen Sie Ihre Fähigkeiten nicht mit offenen Armen willkommen, das würde ich an Ihrer Stelle auch nicht tun, aber Sie haben sie nun mal und müssen sich Ihrer Aufgabe stellen.«

»Das will ich auch, aber an Tagen wie heute ist es alles ein bisschen viel.«

Elizabeth Holden lächelte mitfühlend.

»Ja, das ist mir klar. Aber ...« Sie griff in ihre Tasche und zog eine Karte heraus.

»Ich habe Ihnen meine Nummer und meine Adresse aufgeschrieben. Sollten Sie jemals darüber reden oder sonst Ihr Herz ausschütten wollen, rufen Sie mich an, okay? Ich kann Ihnen nicht versprechen, dass ich Antworten für Sie habe, aber zumindest weiß ich, was hier vor sich geht. Bestimmt ist es sehr schwer für Sie, alles allein bewältigen zu müssen. Jedenfalls hat Annabel es immer so empfunden.«

»Aber sie hatte doch die Wächter hinter sich, oder nicht?«

Elizabeth Holdens Züge verdüsterten sich. Am liebsten hätte April den Blick abgewandt, traute sich jedoch nicht. »Denken Sie immer daran, April – Sie dürfen niemandem trauen. Seien Sie immer misstrauisch, jedem gegenüber. Ihren Freunden, Ihrer Familie, und vor allem uns gegenüber.«

»Uns?«, wiederholte April stirnrunzelnd. »Sie sind auch Wächterin?«

»War. Oh, ich habe ihren Eid abgelegt und mich von ihren Redekünsten einwickeln lassen. Ich war jung, frisch verheiratet und so verliebt in meinen Mann. Alles, was er gesagt hat, erschien mir so wunderbar. Aber ... diese Dunkelheit, April. Die Wächter hüten ihre Geheimnisse, und wo Geheimnisse sind, dort sind auch Macht und Täuschung, zwei sehr gefährliche Dinge. Sie sind nicht so, wie sie scheinen.«

April war nicht sicher, wie sie die alte Frau einschätzen sollte, aber eines stand fest: Sie konnte sich den Vampiren nicht ganz allein in den Weg stellen.

»Ich brauche Hilfe«, sagte sie.

Die alte Frau nickte.

»Dann wählen Sie Ihre Freunde mit Bedacht, April.«

Zweites Kapitel



Auf dem Weg zurück zum Bahnhof war April noch bedrückter als am Morgen. Wieso musste immer alles so kompliziert sein? Wieso konnte nicht einfach jemand kommen und »Hey, April, vergiss den Blödsinn mit der Furie. Ich kümmerge mich darum. Geh du nur nach Hause und sieh dir bei einer Tafel Toblerone eine schöne Serie im Fernsehen an« sagen? Stattdessen schien pausenlos alle Welt etwas von ihr zu verlangen, und jeder verfolgte gnadenlos seine eigenen Ziele. Sie seufzte. Im Vergleich dazu war der Umgang mit den Vampiren das reinste Kinderspiel: Sie wollten dich entweder für ihre fiesen Intrigen einspannen, die sie in Ravenwood ausbrüteten, oder aber dein Blut trinken. Das war nicht gerade angenehm, aber immerhin wusste man, woran man war. April bog um eine Ecke, als ihr Blick auf eine Gestalt im Schatten eines Baums fiel.

»Gabriel!«, rief sie, stürzte auf ihn zu und warf ihm die Arme um den Hals. Er fühlte sich so gut an, und sein Geruch erst ...

»Hey, meine Schönheit«, sagte er grinsend und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Was tust du denn hier?«

»Ich dachte, du könntest Begleitung gebrauchen.«

»Du hast ja keine Ahnung, wie sehr ich die gebrauchen kann«, gab sie zurück. »Du hast keine Ahnung.«

Schweigend saßen sie im Zug nach London und blickten auf die vorbeifliegende Landschaft. William Dunne war stets ein leidenschaftlicher Eisenbahnfan gewesen; April hatte ihn sogar damit aufgezogen und gemeint, er sei der reinste Trainspotter, dem bloß noch die Kamera fehle, aber insgeheim hatte sie die Ausflüge in vollen Zügen genossen. Sie waren an Gärten vorbeigefahren und hatten Spekulationen darüber angestellt, wer dort wohl wohnen mochte: Zauberer, Riesen oder ein berühmter Popstar. Oder sie hatten komplizierte Varianten von »Ich sehe was, was du nicht siehst« mit Farben, Vokabeln und Geräuschen gespielt.

Oh Daddy, wieso musstest du sterben?

April blinzelte gegen die Tränen an und drückte Gabriels Hand ein wenig fester. Sie wollte nicht weinen, nicht jetzt. Nicht, wenn sie sich so sicher fühlte, eng an den Mann gekuschelt, den sie über alles liebte. Vermutlich war ihr Miss Holdens Begräbnis mehr an die Nieren gegangen, als sie gedacht hatte.

Es waren einfach zu viele Begräbnisse in letzter Zeit gewesen. Sie dachte an Detective Chief Inspector Johnstons Worte: »Es sterben weiterhin Menschen, Miss Dunne«, hatte er gesagt.

Lag es an ihr? Bedeutete ihre Existenz als Furie, dass sie den Tod als ihren

ständigen Begleiter hinnehmen musste? Musste sie sich damit abfinden, dass er stets an ihrer Seite war und all jene heimsuchte, die ihr nahestanden? Auch jemanden wie ihn?, dachte sie und sah Gabriel an. Eines der Bilder, die ihr nachts den Schlaf raubten, flackerte vor ihrem inneren Auge auf: Gabriel, wie er mehr tot als lebendig und mit benzindurchtränkten Kleidern in dem brennenden Haus lag und sie anflehte, ihn zurückzulassen. Was, wenn sie ihn nicht aufs Dach gezerrt hätte? Allein die Vorstellung war unerträglich.

»Kann ich dich etwas fragen, Gabriel?«

»Klar, alles, was du willst.«

»Was hast du in dieser Nacht in Sheldons Haus gemacht?«

Er sah sie erstaunt an.

»Du meinst, in der Nacht des Brands?«

»Natürlich. Wann sonst?«, erwiderte sie eine Spur schärfer als beabsichtigt. »Wieso wolltest du ganz allein zum Regenten gehen? Wieso hast du mir nicht gesagt, was du vorhast?«

Er lächelte flüchtig.

»Weil du sonst versucht hättest, mich davon abzuhalten.«

»Aber ich hätte doch nicht ...«

»Doch, hättest du. Du hättest gesagt, es sei zu gefährlich oder, was noch wahrscheinlicher ist, du hättest von mir verlangt, dass ich dich mitnehme. Und das konnte ich auf keinen Fall tun. Zumindest nicht, ohne dich in Gefahr zu bringen. Außerdem bin ich nicht mit der Absicht hingefahren, mich schnappen und an einen Stuhl fesseln zu lassen, sondern ich dachte, ich könnte mit ihm reden und eine Art Übereinkunft mit ihm treffen. Aber dann hat sich herausgestellt, dass er längst wusste, wer ich bin.«

April nickte nachdenklich. »Aber was ist passiert, als du hingekommen bist? Ich meine, wie kam es, dass sie dich schnappen und an diesen Stuhl fesseln konnten?«

Diese Frage beschäftigte April schon eine ganze Weile. Benjamin hatte ihm aufgelauret, gut und schön, aber wie hatten sie einen ausgewachsenen Blutsauger so mühelos überwältigen können? Noch dazu einen, der vor Wut kochte?

Gabriel runzelte die Stirn, als denke er angestrengt nach. »Ich ... ich weiß es nicht genau«, sagte er. »Vermutlich habe ich mir bei dem Sprung vom Dach irgendwo den Kopf gestoßen. Ich erinnere mich nur ganz verschwommen an alles.«

Er nahm ihre Hände und blickte sie aus dunklen, eindringlichen Augen an.

»Es tut mir schrecklich leid, dass ich dir nichts Genaues sagen kann. Ich weiß auch, dass ich in den letzten Monaten nicht immer der Zuverlässigste war, aber von jetzt an gehöre ich allein dir – zu hundert Prozent. Als der Regent dich in dem Flammenmeer weggeschleppt hat, dachte ich schon, ich hätte dich für immer verloren. So etwas will ich nie wieder erleben. Das könnte ich nicht ertragen. Ich will nie wieder von dir getrennt sein. Okay?«

April war regelrecht schwindlig vor Glück.

»Ja. Das klingt gut«, sagte sie grinsend.

Er küsste sie, ihren Hals, ihre Wangen. Es war schrecklich, sich nicht auf den Mund

küssen zu können, aber wenn sie es täte, würde ihn das Virus von innen heraus zerstören. Deshalb muss ich mich wohl oder übel damit begnügen, dachte sie, als Gabriel seine Arme um sie schlang. Sie konnte Gabriels Schutz gerade wirklich gut gebrauchen – in Anbetracht ihrer jämmerlichen Versuche, auf sich selbst aufzupassen. Wann immer sie in seiner Nähe war, fühlte sich alles richtig an. Na ja, nicht alles – sie lebte inmitten von Ungeheuern, die sie am liebsten bei lebendigem Leib abfackeln wollten –, doch von diesem Detail einmal abgesehen, war es das schönste Gefühl auf der Welt, seine Hand in ihrer zu spüren.

»Wohin fahren wir?«, fragte Gabriel. »Soll ich dich zurück nach Covent Garden begleiten?«

»Nein, ich will nach Highgate. Ich war schon eine ganze Woche nicht mehr bei meinem Dad.«

»Klar.« Er öffnete die Waggontür und ging vor ihr her die Treppe zur U-Bahn hinunter. April brauchte die regelmäßigen Besuche am Grab ihres Vaters, auch wenn es noch so gruselig auf dem Friedhof sein mochte. Selbst wenn es verrückt klang, hatte sie manchmal den Eindruck, als sei ihr Vater der Einzige, der verstand, was hier vor sich ging. William Dunne war tot – niemand wusste das besser als April –, trotzdem genoss sie die Stunden in vollen Zügen, wenn sie an seinem Grab saß, mit ihm plauderte, ihm erzählte, was vorgefallen war, und sich ausmalte, was er darauf erwidern, welchen Rat er ihr geben würde. Heute würde er ihr höchstwahrscheinlich ans Herz legen, sich keine allzu großen Sorgen wegen Gabriel zu machen. Und schon gar nicht wegen morgen, wenn sie das erste Mal wieder in die Schule ging. Zu Lebzeiten waren William Dannes Ratschläge stets Gold wert gewesen, folglich gab es keinen Grund, weshalb es inzwischen anders sein sollte, oder etwa nicht?

In Archway durchquerten sie die Wohnsiedlung in der Nähe des Krankenhauses und umrundeten den unteren Teil des Friedhofs. Selbst nach all den Monaten überkam April beim Anblick all der Grabsteine jenseits des schwarzen Eisenzauns jedes Mal ein mulmiges Gefühl; weniger, weil ihr Vater dort begraben lag, sondern eher wegen der Erinnerung an jenen Abend, als Gabriel sie herausgeschafft hatte – dem Abend von Isabelles Ermordung.

»Erinnerst du dich an den Abend, Gabriel, als wir uns das erste Mal begegnet sind?«

»Am Pond Square?«

Sie starrte ihn verblüfft an.

»Das warst du? Ich war mir da nie ganz sicher.«

Gabriel lächelte, und seine dunklen Augen funkelten.

»Damals habe ich dich das erste Mal gesehen«, sagte er und strich ihr zärtlich das Haar aus dem Gesicht. »Und ich wusste, dass ich noch nie vorher eine so schöne Frau gesehen hatte.«

April spürte, wie die Schmetterlinge in ihrem Bauch abhoben. Oh Gott, wie sehr sie sich danach sehnte, ihn zu küssen.

»Wieso bist du dann so schnell verschwunden?«

Er lachte. »Deine Mutter ist aufgetaucht, schon vergessen? Ich hatte so eine

Ahnung, dass sie nicht gerade begeistert gewesen wäre, einen wildfremden Kerl um ihr Haus schleichen zu sehen. Und ich hatte völlig recht damit.«

»Oh, ich glaube, inzwischen hat sich ihre Feindseligkeit gelegt. Dass du mir so oft das Leben gerettet hast, hat bestimmt geholfen.«

Leider hatte sich Aprils Verhältnis zu ihrer Mutter in den letzten Wochen nicht gerade gebessert. Seit Silvias Geständnis, dass sie mit Robert Sheldon eine Affäre gehabt hatte, schaffte es April kaum, sich im selben Zimmer mit ihr aufzuhalten. Deshalb war sie zu ihrem Großvater nach Covent Garden gezogen. Das war zwar nicht gerade die Ideallösung, aber was war in ihrem Leben schon ideal?

»Nein, ich meinte den Abend von Isabelles Tod«, sagte April, als sie die Swain's Lane erreichten. »Was ist damals passiert? Das hast du mir nie genau erzählt.«

Seine Züge verdüsterten sich. »Ich weiß es nicht.«

April war bewusst, dass sie lieber nicht darauf herumreiten sollte, aber irgendetwas stimmte hier nicht. Und dass Gabriel so zögerlich war, bestärkte sie in ihrem Eindruck.

»Ich muss nur immer wieder an Benjamins Andeutung denken, du hättest etwas mit Isabelles Tod zu tun.«

»Ich habe versucht, ihr zu helfen, April.« Ein Anflug von Verärgerung lag in Gabriels Stimme. »Aber auf diesem Friedhof war irgendetwas Böses. Ich habe versucht, sie von dort wegzubringen, genauso wie ich es mit dir gemacht habe. Aber da war etwas, im Dunkeln, etwas Gemeines. Etwas zutiefst Böses. So etwas hatte ich noch nie zuvor gespürt.«

»Aber was ist mit dem, was Sheldon ...«

»Dieses Dunkle«, fuhr Gabriel leise fort, als spreche er mit sich selbst. »Es war wie eine Decke, ein Nebel, der sich über mich gelegt hat und den ich nicht durchdringen konnte. Ich habe mich so machtlos gefühlt. Keine Ahnung, was passiert wäre, wenn ich dich nicht von diesem Friedhof weggeschafft hätte. Und selbst jetzt ...«

April hob einen Finger.

»Entschuldige, Gabe. Da ...«

Sie zeigte auf einen weißen, halb auf dem Bürgersteig geparkten Transporter und den Streifenwagen ein Stück die Straße hinauf.

»Was machen die denn hier?«, fragte sie und setzte sich in Bewegung. »Komm!«

Am Friedhofstor stand ein Streifenpolizist. Er hatte sich im Türrahmen der Miniaturkapelle postiert, die als Verwaltung diente, und redete mit Miss Leicester, der sauertöpfischen Friedhofsmitarbeiterin. Selbst an ihren besten Tagen lag ein missbilligender Ausdruck auf ihrem Gesicht, doch nun schien sie ernsthaft wütend zu sein.

»Entschuldigung«, sagte April, »aber was ist hier los? Ist etwas passiert?«

»Hier gibt's nichts zu sehen, Schätzchen«, erklärte der Streifenbeamte. »Der Friedhof ist geschlossen. Gehen Sie bitte weiter.«

»Miss Leicester?«, rief April über seine Schulter hinweg. »Was ist denn passiert?«

Die alte Frau flüsterte dem Polizisten etwas zu, dann tauschten die beiden einen vielsagenden Blick.

»Ich rufe lieber mal den Boss«, meinte der Polizist und zog sein Funkgerät heraus.

Miss Leicester sah sie mitfühlend an, was Aprils Besorgnis noch mehr schürte. Miss Leicester gehörte nicht zu den Menschen, denen andere sonderlich am Herzen lagen. Für sie zählte nur, dass auf ihrem geliebten Friedhof alles sauber und ordentlich war. Wenn sie Mitgefühl zeigte, musste etwas Schlimmes passiert sein. Etwas sehr Schlimmes.

»Es gab da einen Vorfall«, erklärte sie verkniffen. Die Art und Weise, wie sie das Wort »Vorfall« aussprach, ließ keinen Zweifel daran, was sie in Wahrheit damit sagen wollte – Noch einer der Vorfälle, die sich ständig ereignen, seit du hier bist, April Dunne. April konnte es ihr nicht verdenken.

»Was ist denn los?«, wollte Gabriel wissen.

»Vandalismus. Ein überaus bedauerlicher Vorfall blinder Zerstörungswut.«

April starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an.

»Hat es etwas mit meinem Vater zu tun? Das hat es doch, stimmt's?«

Miss Leicester wandte sich wieder dem Polizisten zu.

»Vielleicht solltest du lieber warten, bis der ...«

Aber April wollte nicht warten. Sie schob sich an der alten Frau vorbei und lief, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf, ohne auf die Rufe hinter ihr zu achten. Was war hier los? Sie stürzte den Weg entlang zum Grab oben auf dem Hügel. Vandalismus? Was für eine Art von Vandalismus? Hatte jemand das Grab ihres Vaters geschändet? Als sie um die Ecke bog und auf das Familiengrab der Vladescus zustürmte, wäre sie um ein Haar mit einem Mann in einem Regenmantel zusammengestoßen.

»Mr Reece«, stieß sie atemlos hervor. »Was machen Sie denn hier? Was ist passiert? Miss Leicester sagte, es hätte einen Vorfall gegeben ... Vandalismus. Hat es etwas mit dem Grab meines ...«

»Schon gut, schon gut, beruhige dich«, sagte der Detective beschwichtigend. »Hol erst mal tief Luft, und dann versuchen wir, ganz ruhig zu bleiben, okay?«

Sie registrierte, dass Gabriel neben sie trat und den Arm um sie legte. Sie hob den Kopf und blickte in sein ernstes Gesicht.

»Bitte, Mr Reece, sagen Sie mir, was passiert ist.«

Der Detective ließ langsam den Atem entweichen.

»Okay. Am besten, ich zeige es dir.« Er führte sie den Weg entlang zu dem großen steinernen Mausoleum, vor dessen Eisentor ein zweiter Polizist postiert war. Das Tor stand offen. Nein!, dachte April. Es sollte doch geschlossen sein. Ihr Großvater und Miss Leicester waren die Einzigen, die einen Schlüssel zu der Grabstätte hatten. Wie konnte sie also offen stehen? April trat vor, doch DI Reece hielt sie zurück.

»Hier gibt es nichts zu sehen, April«, sagte er. »Du kannst nichts tun.«

»Was meinen Sie damit? Was ist mit ihm passiert?«

Sie riss sich los und lief zum Eingang.

»Daddy!«, schrie sie. Die Steine rings um die Tür waren herausgebrochen, und das eiserne Tor wies Dellen auf, als hätte jemand ein gewaltiges Gewicht dagegen gerammt. Über dem Namen Vladescu war mit roter Farbe etwas in einer

Fremdsprache – Latein? – gesprüht worden. Omnes fures mori. Was zum Teufel hieß das? Der kleine Raum im Inneren war leer. Wo war sein Sarg?

DI Reece war kreidebleich, als er neben sie trat.

»W-wo ist er?«, stammelte April.

»Er ist weg, April. Dein Vater ist verschwunden.«

Drittes Kapitel



Detective Inspector Reece sah wie der Tod auf Latschen aus – einer von Dads Lieblingssprüchen, der April in diesem Moment wieder einfiel, auch wenn er an diesem Tag vielleicht nicht die allertreffendste Formulierung sein mochte. Reece wirkte grundsätzlich nicht wie das blühende Leben, doch als er nun in der Küche der Dunnes saß, machte er einen besonders ausgezehrten und ungepflegten Eindruck, so als hätte er in seinen Kleidern geschlafen. Vielleicht war es ja so.

»In den letzten Wochen wurden mehrmals Fälle von Vandalismus gemeldet«, sagte er und rührte seinen Kaffee um. »Umgekippte Statuen, mit Sprüchen verschmierte Grabsteine ... solche Dinge. Aber wenn ich ehrlich sein soll, haben wir die Vorfälle nicht allzu ernst genommen.«

Er hob den Kopf und sah zwischen April und ihrer Mutter hin und her. Silvia starrte ihn finster an, wohingegen sich April sichtlich unwohl in ihrer Haut fühlte. Seit der Auseinandersetzung mit ihrer Mutter am Morgen nach dem Brand hatte April keinen Fuß mehr in das Haus am Pond Square gesetzt. Jetzt, wo sie darüber nachdachte, fiel ihr auf, dass sie sogar kein Wort mehr mit ihr gewechselt hatte, doch DI Reece hatte darauf bestanden, mit ihr und ihrer Mutter gemeinsam zu sprechen. Also stand April mit vor der Brust gekreuzten Armen im Türrahmen, sorgsam darauf bedacht, ihr nicht in die Augen zu sehen, und versuchte, Reece mittels Willenskraft dazu zu bringen, zum Ende zu kommen.

»Sie haben sie nicht ernst genommen«, wiederholte Silvia mit eisiger Stimme. April kannte den Ausdruck auf ihrem Gesicht nur allzu genau: Silvia war fuchsteufelswild. Und ausnahmsweise konnte sie ihr deswegen keinen Vorwurf machen.

»Was genau fällt denn bei Ihnen unter den Begriff ernst?«, bohrte sie weiter. »Ich vermute, dafür müsste schon jemand ermordet worden sein, ja? Oder sollte ich vielleicht eher ›wieder‹ sagen? So arbeitet die Polizei heutzutage also? Einfach abwarten, bis jemand stirbt, und dann in aller Seelenruhe die Ermittlungen aufnehmen?«

Silvia Dunnes Stimme war leise und gefasst, aber April kannte ihre Mutter. Sie war wie eine Handgranate mit gezogenem Sicherheitsstift – sie konnte jederzeit und ohne Vorwarnung hochgehen. Vielleicht witterte Detective Reece die Gefahr und sprach deshalb in betont beschwichtigendem Tonfall.

»Ich verstehe, welchen Eindruck Sie von unserer Arbeit haben müssen, Mrs Dunne, aber Sie haben ja selbst gesehen, dass wir in den letzten Wochen mit erheblich ernsteren Vorfällen zu kämpfen hatten. Sie haben vollkommen recht; es wurden tatsächlich Menschen getötet, und genau auf diese Ermittlungen haben wir sämtliche

verfügbaren Einsatzkräfte angesetzt.«

»Ach, tatsächlich?«, ätzte Silvia. »Und wie kommen Sie mit diesen Ermittlungen voran? Haben Sie herausgefunden, wer meinen Mann getötet hat? Ist es Ihnen gelungen, meine Familie vor weiteren Übergriffen zu schützen? Für mich sieht es nämlich ganz so aus, als tue die Metropolitan Police rein gar nichts, um zu verhindern, was hier in Highgate geschieht.«

Unter normalen Umständen hätte April beim Anblick von Mr Reeces Hilflosigkeit Mitleid bekommen. Immerhin hatte er stets auf ihrer Seite gestanden, aber heute war sie genauso wütend über die Inkompetenz der Polizei wie ihre Mutter.

»Wie konnten sie das zulassen, Mr Reece?«, fragte sie. »Er ist mein Dad! Wie konnten sie zulassen, dass seine Leiche aus unserem Familiengrab gestohlen wird? Schlimm genug, dass ich ...« Ihre Stimme verklang. Schlimm genug, dass ich mit ansehen musste, wie er stirbt. Es ärgerte sie, dass sie vor ihrer Mutter so die Fassung verlor. Schlimm genug, dass ich sein Blut an meinen Händen hatte, schlimm genug, dass er mir so gewaltsam entrissen wurde. Und nun war es, als würde sie ihn ein zweites Mal verlieren.

»Leider hat es die hiesige Polizei, die den Fall aufgenommen hat, versäumt, die Unterlagen an die Kriminalpolizei weiterzuleiten«, erklärte DI Reece. »Sie dachten, es sei bloß eine Horde Jugendlicher gewesen, die Alkohol getrunken und ein bisschen herumgeblödet hätten.«

»Jugendliche?«, schnauzte Silvia ihn an. »Das glauben Sie also ...«

DI Reece hob die Hand, aber Silvia hatte sich bereits in Rage geredet.

»Jugendliche, Herrgott noch mal!«, stieß sie hervor. »Tut mir leid, aber das ist doch kompletter Schwachsinn, Inspector. Ich habe diese Tür mit eigenen Augen gesehen, die tiefen Dellen, obwohl sie aus Eisen besteht. Das waren keine betrunkenen Jugendlichen. Niemals!«

»In diesem Punkt stimme ich Ihnen zu«, erklärte Reece, zog seine Aktentasche unter dem Tisch hervor und nahm ein paar Fotos heraus, die er vor ihnen ausbreitete. April und ihre Mutter beugten sich darüber und nahmen sie in Augenschein.

»Zum Glück war Miss Leicester geistesgegenwärtig genug, Fotos von den Beschädigungen an den Grabsteinen zu machen«, sagte er. »Und ... wie Sie sehen, ist ein gewisses rituelles Muster erkennbar.«

April starrte auf die Fotos. Auf den Gräbern prangten Symbole, und jemand hatte Sprüche auf dem Boden hinterlassen. Es sah ganz so aus, als wäre es ...

»Ist das etwa Blut?« April deutete auf einen dunklen Fleck auf einem der zerstörten Grabsteine.

»Ich fürchte, ja«, antwortete Reece. »Ich wollte Ihnen keine Angst einjagen, aber es besteht der dringende Verdacht, dass hier eine Art Opferritual vollzogen wurde.«

»Ein Opferritual?«, echote April. »Sprechen Sie von einem menschlichen Opfer?«

»Nein, das nicht. Aber wir haben die Leichen mehrerer Füchse am Tatort gefunden.«

Aprils Herz zog sich zusammen. Auch an jenem ersten Abend, als Isabelle Davis

getötet worden war, hatte ein toter Fuchs auf dem Friedhof gelegen, oder nicht? Offenbar hatte Silvia Aprils erschrockene Miene bemerkt.

»Trotzdem sind wir hier nicht bei Der Exorzist, nur weil ein paar tote Tiere herumliegen, Inspector«, sagte sie.

»Das nicht, aber wir müssen alle Faktoren in Betracht ziehen.«

Er zog ein weiteres Foto heraus, das den Spruch auf dem Vladescu-Familiengrab zeigte.

»Sagen dir diese Worte über der Tür – omnes fures mori – etwas? ›Alle Diebe sterben‹ lautet die Übersetzung. Klingelt da etwas bei dir, April?«

Sie schüttelte den Kopf und starrte zu Boden. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, so heftig, dass Inspector Reece es bestimmt mitbekam. Natürlich »klingelte da etwas«. Fures, furem, furie. Das war sie. Der Begriff »Furie« stammte aus dem Lateinischen und war von zornigen Vampiren in der Zeit der Eroberung durch die Römer erfunden worden. Das hatte Marcus Brent ihr in jener Nacht im Waterlow Park an den Kopf geworfen, während sich seine abscheulichen dünnen Klauen um ihren Hals geschlossen hatten. Es war ein Begriff voller Verachtung und Ekel und besagte, dass Furien wie sie nichts als gemeine Diebinnen waren, auf die Erde gesandt, um den Vampiren ihr kostbares dunkles »Licht« zu stehlen. So etwas in dieser Art. Offen gestanden war sie zu beschäftigt mit dem Kampf um ihr Leben gewesen, um einer tiefergehenden Geschichtslektion zuzuhören.

Reece musterte sie forschend.

»Ganz sicher?«

»Natürlich ist sie sicher«, warf Silvia ein. »Glauben Sie etwa, wir enthalten Ihnen irgendetwas vor? Wir wollen doch nur die sterblichen Überreste meines Mannes zurückhaben.«

Der Polizist erhob sich nickend.

»Ja, natürlich. Und ich versichere Ihnen, dass wir alles daran setzen werden, seine Leiche zu finden und dorthin zurückzubringen, wo sie hingehört.«

»Mir versichern?«, wiederholte Silvia. »Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass ich Ihnen nach allem, was passiert ist, auch nur ein Wort glaube, Inspector.«

»Mum ...«

»Nein, ist schon gut, April«, wandte sich der Polizist beschwichtigend an April. »Mir ist durchaus bewusst, dass keiner von Ihnen Anlass hat, der Polizei noch zu vertrauen, aber wir werden die Leiche Ihres Mannes finden, Mrs Dunne. Das steht an oberster Stelle, denn ich bin der festen Überzeugung, dass es einen Zusammenhang zwischen all den Vorfällen gibt.«

Wieder sah er April an.

»Die Angriffe, die Todesfälle, sogar der Vandalismus. Meiner Meinung nach hängt das alles zusammen. Und wir werden herausfinden, wie.«

»Und zwar lieber früher als später, Inspector. Ich brauche Sie ja wohl nicht daran zu erinnern, dass meine Familie mehrfach angegriffen wurde.«

»Nein, Mrs Dunne, das brauchen Sie nicht. Bitte, bleiben Sie sitzen. Ich finde schon selbst hinaus.«

April hörte die Haustür ins Schloss fallen, nahm ihre Jacke und wandte sich zum Gehen. Sie fühlte sich in diesem Haus einfach nicht wohl.

»Bitte, bleib doch, Schatz«, sagte Silvia und trat zu ihr. »Wir sollten dringend miteinander reden.«

»Es gibt nichts zu reden.«

»Die Leiche deines Vaters wurde gestohlen, April. Hast du denn gar nichts dazu zu sagen?«

»Natürlich habe ich das! Es ist abscheulich, widerwärtig, und es bricht mir das Herz, aber das ändert rein gar nichts, Mum. Es ändert nichts an dem, was du getan hast, Mum, und auch nichts daran, wie ich darüber denke.«

Hatte Silvia allen Ernstes geglaubt, sie würde zusammenbrechen und sich in ihre Arme werfen? Vielleicht hätte sie vor einem halben oder einem Jahr so reagiert, doch seitdem hatte sich zu vieles verändert. April hatte sich verändert.

»Bitte, April, ich meine es ernst«, sagte Silvia und hielt inne. »Bitte.«

Seufzend ließ April ihre Jacke auf den Stuhl fallen. »Fünf Minuten«, sagte sie, setzte sich widerstrebend hin und sah zu, wie ihre Mutter erneut den Wasserkessel aufsetzte. Kannte man die tragischen Umstände nicht, hätte man die Szenerie für einen gewöhnlichen Familienalltag gehalten: Mutter und Tochter setzen sich bei einer Tasse Tee zum Plaudern an den Küchentisch. Doch das war lange her. Ein Relikt aus einer anderen Welt, bevor April festgestellt hatte, dass ihr alltägliches, sterbenslangweiliges Leben plötzlich von gruseligen Kreaturen mit langen Zähnen und scharfen Klauen verseucht war. Als ihr bewusst wurde, dass durch nichts, was ihre Mutter sagte oder tat, die Sicherheit ihres alten Lebens zurückkehren würde, überkam sie eine tiefe Traurigkeit.

»Du fehlst mir so«, sagte Silvia. »Wieso kommst du nicht zurück? Dein Zimmer ist immer für dich hergerichtet ...«

»Oh nein«, unterbrach April. »Nicht wieder dieses Thema. Wenn du über das reden willst, was mit Dad passiert ist, von mir aus, aber fang nicht wieder damit an. Du weißt ganz genau, wieso ich nicht mehr hier wohne.«

»Nein, April, das tue ich nicht«, sagte Silvia und sah sie an. »Ich verstehe es nicht.«

Erstaunt stellte April fest, wie wütend sie war.

»Weil du mich angelogen hast«, schrie sie. »Weil du Dad angelogen hast. Und weil du eine Affäre mit einem Mann verschwiegen hast, der mich umbringen wollte. Reicht das etwa nicht?«

»Schon gut, schon gut. Ich bin vielleicht nicht die Supermutter ...«

»Die Supermutter? Du hast ja nicht mal richtig versucht, eine Mutter zu sein. Wann verhältst du dich jemals wie eine Mutter? Ich kann mich nicht erinnern, dass du mir je ein Pausenbrot geschmiert, mir bei den Hausaufgaben geholfen oder mich abends ins Bett gebracht hast.«

»Aber das habe ich doch!«

»Nein. Dad hat all das getan. Du bist nicht mal zu Schulaufführungen gekommen.«

Silvia runzelte die Stirn. »Aber da gab es doch einmal dieses Krippenspiel. Warst du nicht die Maria?«

»Das war Sophie, die Tochter deiner Freundin Amanda«, stieß April mit zusammengepressten Lippen hervor. »Du hast dir ihre Schulaufführung angesehen, weil sie in irgendeiner schicken Privatschule stattfand, wo du hinterher bei Cocktails wichtige Leute kennenlernen konntest.«

»Na gut, dann bin ich eben eine Rabenmutter.« Silvia kreuzte die Arme vor der Brust. »Deine Meinung über mich steht offenbar fest. Aber auch wenn du mich noch so sehr hasst, ändert das nichts an meinen Gefühlen für dich, April. Ich liebe dich. Und ich will, dass du in Sicherheit bist.«

»Und wie willst du das anstellen? Indem ich wieder hier einziehe? Dad hat es ja auch herzlich wenig genützt, oder?«

»Das ist nicht fair«, sagte Silvia.

»Nein? Aber du hast doch Mr Reece gerade eben an den Kopf geworfen, die Polizei hätte keine Ahnung, was in Highgate vorgeht, und würde es nicht schaffen, mich zu beschützen. Oder sonst jemanden. Wie kommst du also auf die Idee, dass du das ausgerechnet bewerkstelligen kannst, wenn ich wieder hier wohne?«

»Ich würde niemals zulassen, dass dir jemand etwas tut«, stieß Silvia aufgebracht hervor.

»Ach ja? Das hast du bisher ja richtig gut hinbekommen.«

Kaum waren die Worte über ihre Lippen gekommen, bereute April sie bereits. Sie sah, wie ihre Mutter zurückwich, als hätte sie sie geohrfeigt.

»So habe ich es nicht gemeint«, sagte sie, doch Silvia wandte sich kopfschüttelnd ab.

Super, jetzt bin ich wieder das Miststück, dachte April.

Doch seltsamerweise hatte sie es Silvia nie übel genommen, dass sie nicht die typische Vorzeigemutter gewesen war, die sich gern hübsch anzog und Kuchen backte. Silvia war einfach, wie sie war, egoistisch und ohne jedes Verantwortungsgefühl, und ihre Unzulänglichkeiten waren ganz bestimmt nicht der Grund, weshalb April ausgezogen war. Schuld waren allein ihr Verhalten und, allem voran, ihre ewigen Lügen.

»Könntest du doch nur verstehen, wie schwer das alles für mich war.« Silvia tupfte sich die Augen trocken.

»Schwer? Für dich?«, fragte April. »Mal ganz ehrlich, Mom. Du bist doch selber schuld daran.«

Ein Wortgefecht über die Untreue ihrer Mutter war so ziemlich das Letzte, wonach April im Augenblick der Sinn stand, doch seit jener Nacht in Sheldons Haus hallten seine Worte ständig in ihren Gedanken wider: »Jetzt, wo sie mitbekommen hat, wer die Fäden wirklich in der Hand hält, kommt sie wieder an wie eine läufige Hündin.«

Silvia hatte immer steif und fest behauptet, der Umzug nach London sei Williams Idee gewesen, zu der sie sich lediglich unter Protest hätte breitschlagen lassen. Aber Sheldon hatte nur gelacht und gemeint, Silvia hätte ihren Vater überredet, nach London zu kommen, und ihn, Sheldon, förmlich angefleht, eine Affäre mit ihr zu beginnen. Und obwohl April die Wahrheit gern kennen würde, war ihr doch bewusst, dass ihr Vater davon auch nicht wieder lebendig wurde.

»Ich gehe jetzt besser«, sagte sie und nahm ihre Jacke. »Grandpa macht sich bestimmt schon Sorgen.«

»Können wir denn nicht wie erwachsene Menschen darüber reden, April?« Ein flehender Unterton lag in Silvias Stimme, als sie sich April wieder zuwandte. »Ich will, dass du verstehst, was mit deinem Vater passiert ist, und mit Robert und ...«

»Nein, Mum!«, schrie April. »Ich will darüber nicht reden. Ich bin nicht hergekommen, um dir zu helfen, deine Probleme in den Griff zu bekommen. Sondern weil ich wissen wollte, was Inspector Reece zu sagen hat. Ich bin fertig mit der ganzen Sache, endgültig.«

»Und bist du auch mit mir fertig?«, fragte Silvia leise. Bei ihrem Anblick blutete April das Herz – ihre Mutter schlug sich die Hände vors Gesicht und begann haltlos zu schluchzen, während April dastand und zusah, wie ihre Schultern bebten. Plötzlich überkamen sie schwere Gewissensbisse. Sie hatte Silvia einfach ihrem Schicksal überlassen, und wie sie sie kannte, ertränkte sie seither jeden Abend ihren Kummer im Alkohol; und auch wenn sie es verdient hatte, in ihrem eigenen Saft zu schmoren, musste April zugeben, dass sie nicht gerade eine Vielzahl an fürsorglichen Freunden hatte, die ihr in diesen schweren Zeiten zur Seite standen. Silvia tänzelte zwar von einer schicken Dinnerparty zur nächsten, doch die Leute, die sie dort kennenlernte, standen in Krisenzeiten ganz bestimmt nicht vor der Tür, um einem Unterstützung anzubieten.

»Nein, Mum, ich bin nicht fertig mit dir«, sagte April, trat zu ihr und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Ich muss nur eine Weile allein sein. Das verstehst du doch bestimmt, oder?«

Silvia schniefte. »Vermutlich liegt es nur daran, dass ich mir solche Sorgen mache, weil du so weit weg bist. Ich will ...« Wieder schluchzte sie laut. »Oh Gott, wie konnten sie ihn uns nur ein zweites Mal wegnehmen?«

April rieb Silvias Arme. »Wir bekommen ihn zurück, da bin ich mir ganz sicher«, sagte sie.

Silvia löste sich von ihr und schnäuzte sich lautstark.

»Tut mir leid, Schatz, es ist nur ... ich fühle mich nachts so allein in diesem großen Haus, all die Geräusche, das Knarren. Und ständig drücken sich irgendwelche Leute vor dem Haus herum und versuchen, durchs Fenster zu sehen ...« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das ist idiotisch.«

April sah sie scharf an.

»Leute am Fenster? Wieso hast du das Inspector Reece nicht erzählt?«

»Wahrscheinlich hat es nichts zu bedeuten, und ich bilde es mir nur ein. Bestimmt sind es ganz normale Leute, die abends mit ihrem Hund Gassi gehen. Wenn man ganz allein ist, kommt man auf die absurdesten Ideen.«

Wieder verspürte April Gewissensbisse. Beobachtete jemand das Haus? Hatte es jemand auf ihre Mutter abgesehen? Ja, zugegeben, sie war wütend auf Silvia, aber ganz bestimmt nicht so sehr, dass sie ihr den Tod wünschte. Allein bei der Vorstellung wurde ihr speiübel.

»Das hier führt doch zu nichts, Mum. Bei Grandpa geht es mir gut, er kümmert sich

um mich. Lass mir einfach ein bisschen Freiraum, okay?«

»Freiraum, damit du in Ruhe mit deinem Freund zusammen sein kannst, ja?«, sagte Silvia vorwurfsvoll.

April starrte sie wütend an.

»Siehst du? Deshalb kann ich nicht hierbleiben. Gabriel ist ein anständiger Mann, das weißt du ganz genau. Er war für mich da, und ich dachte, du wärst ihm dankbar dafür.«

Silvia sah sie an.

»Alle Männer haben Hintergedanken. Ich sollte das ja wohl am besten wissen.«

»Vielleicht ist Gabriel aber nicht so wie die Männer, mit denen du dich einlässt.«

Kaum war sie weich geworden und hatte kurz mit dem Gedanken gespielt, doch wieder nach Hause zurückzukehren, zeigte Silvia erneut ihr wahres Gesicht. Sie schnappte ihre Jacke und machte sich auf den Weg zur Tür. Wenn die Blutsauger tatsächlich nach der Furie suchten – und so ungern sie es auch zugab, aber wenn Benjamin und Marcus ihr auf die Schliche gekommen waren, war es eine reine Zeitfrage, bis auch die anderen eins und eins zusammenzählten –, brachte sie Silvia in nur noch größere Gefahr, solange sie sich in Highgate aufhielt. Ihre Mutter konnte sich zwar wie eine Furie gebärden, wenn man sie ärgerte, aber mal im Ernst – was könnte eine scharfzüngige Witwe schon gegen eine Armee der Finsternis ausrichten, die sich vor ihrer Haustür zusammenrottete. Auch wenn Silvia eine noch so Furcht einflößende Frau mit einem ausgeprägten Instinkt sein mochte, ihr einziges Kind zu beschützen, würden die Vampire sie zerquetschen wie ein lästiges Insekt.

»Ich muss jetzt zu Grandpa, Mum.«

»Dann geh«, erwiderte Silvia mit einer melodramatischen Geste. »Ich komme schon zurecht.«

»Weißt du was – ich glaube, das tust du tatsächlich.«

Viertes Kapitel



Sie verließ das Haus und schlug die Tür hinter sich zu. Auch das wird allmählich zur Gewohnheit, dachte sie, als sie das quietschende Tor aufschob und auf den Bürgersteig trat.

Sie war so in Gedanken versunken, dass sie die zierliche Gestalt nicht bemerkte, die mit dem Rücken zur Straße auf einer Bank saß.

»Hallo«, sagte eine Stimme neben ihr. April blieb abrupt stehen. Davina Osbourne, die Königin der Ravenwood-Schlangen und Kopf des Vampir-Rekrutierungsteams, stand vor ihr. Warum sie wohl vor ihrem Haus wartete?

»Gott, Davina, mir wäre vor Schreck beinahe das Herz stehen geblieben.«

»Tut mir leid«, sagte sie, doch in ihrer Stimme schwang ein Tonfall mit, der April noch nie aufgefallen war. Sie musterte sie genauer und war schockiert: Davina, sonst der Inbegriff von Stil und Gepflegtheit, schien völlig fertig zu sein. Ihr makelloser Teint wies Flecken auf, und tiefe Sorgenfalten hatten sich in ihre Stirn gegraben. Wüsste April nicht, dass es völlig ausgeschlossen war, würde sie glatt wetten, dass Davina sich die Haare nicht gewaschen hatte.

»Ich habe das von deinem Dad gehört«, sagte Davina und putzte sich mit einem zerfledderten Papiertaschentuch die Nase. »Wie gruselig.«

April, die keine Ahnung hatte, was sie darauf erwidern sollte, nickte nur stumm. Als Davina den Kopf hob, bemerkte April ihre blutunterlaufenen, rotgeränderten Augen.

»Gehen wir einen Kaffee trinken?«

Davina lächelte. »Das wäre nett, danke.«

Sie gingen ins Americano. Im harten Schein der Neondeckenleuchten sah Davina noch mitgenommener aus – genau so, wie man sich jemanden vorstellte, der gerade einen Angehörigen verloren hatte: am Boden zerstört und völlig erschöpft vom vielen Weinen. Das Problem war bloß, dass niemand eine solche Reaktion von einem Vampir erwarten würde.

»Wie war die Beerdigung?«, fragte Davina und fuhr mit dem Fingernagel am Rand ihrer Kaffeetasse entlang.

»Du weißt davon?«

Davina nickte.

»Eigentlich wollte ich sogar hingehen.«

»Ehrlich?«, fragte April erstaunt. »Ich dachte, du hättest Miss Holden gehasst.«

Der Hauch eines Lächelns trat auf Davinas Züge.

»Hass ist ein sehr starkes Wort. Sie ging mir auf die Nerven, das stimmt, aber ich ... dass ihr etwas Schlimmes zustößt, wollte ich natürlich nicht. Zumindest nicht so etwas ...«, fügte sie lahm hinzu.

Stimmte das? Konnten Vampire wie Davina Osbourne so etwas wie Reue oder aufrichtiges Bedauern empfinden? Machte es ihr etwas aus, dass ihr kleiner Bruder ihre Geschichtslehrerin gefoltert und anschließend brutal ermordet hatte? Andererseits war Davina nicht gerade der liebevolle Typ – ihre Vorstellung von Intimität waren Luftküsse, mit denen sie ihre Freundinnen begrüßte –, folglich waren ihre Tränen vielleicht sogar tatsächlich echt. Ja, Davina gehörte zu den Blutsaugern, und ihr Bruder war ein brutaler, psychotischer Mörder gewesen, trotzdem war er immer noch ihr Bruder. Daher war es nur verständlich, wenn sie um ihn trauerte.

»Niemand macht dir einen Vorwurf, Davina«, sagte April.

»Danke, dass du das sagst, aber es ist natürlich kompletter Blödsinn. Alle anderen sehen es nämlich so. Ich kann es in ihren Gesichtern erkennen. Unsere Familie ist weiß Gott nicht die allertollste, und ich weiß, wie die Leute über uns reden, aber ... Killer sind wir ganz bestimmt nicht.«

Sie begann zu schluchzen.

»Komm«, sagte April und sah sich im Café um. »Gehen wir.«

Es lag auf der Hand, dass Davina komplett von der Rolle war, und April wusste nur zu genau, dass die echte Davina Osbourne, die Davina, die dicht unter der Oberfläche schlummerte, lieber sterben würde, als in Tränen aufgelöst in der Öffentlichkeit gesehen zu werden. Sie verließen das Americano und überquerten die Straße, die zum Waterlow Park führte.

»Wie hält sich deine Mum?«, fragte April.

»Für Mummy und Daddy war es ein schwerer Schlag. Eine Katastrophe, die in einer Familie einfach nicht vorkommt. Völlig ausgeschlossen.«

Wollte sie damit andeuten, dass Vampire nicht starben und Bens Tod deshalb ein besonders schwerer Schock für sie war? Davina bemerkte Aprils verwirrte Miene.

»Ich meine, so einen tragischen Todesfall in der Familie, das gibt es doch nur im Fernsehen, oder es passiert anderen Leuten. Schon bei Milos Tod war meine Mom völlig fertig. Ich habe keine Ahnung, wie sie das jetzt verkraften soll.«

Sie blieben am Ufer des Sees stehen. Abgesehen von einer Handvoll Enten, die, wahrscheinlich in der Hoffnung auf ein Stück Brot von den netten Menschen, angeschwommen kamen, waren sie ganz allein.

»Und wie geht es dir mit all dem?«

»Oh, mir geht's gut.« Davina winkte ab. »Diese Frage stellen mir die Leute ständig, aber sie haben keine Ahnung, wie so etwas ist.«

»Ich schon.«

Davina nahm Aprils Hand. »Oh Gott, bitte entschuldige. Dieser Polizeiinspektor, wie heißt er noch mal? Reece? Er hat uns erzählt, was Ben dir antun wollte. Wahrscheinlich willst du es lieber nicht hören, oder?«

»Doch. Ist schon okay. Ehrlich.«

Davina zupfte ein paar Beeren von einem Strauch ab und warf sie den Enten hin, die jedoch keinerlei Interesse daran zeigten.

»Es ist schon komisch«, fuhr sie fort. »Man betrachtet die eigene Familie immer als Selbstverständlichkeit, oder? Man lebt unter einem Dach, und die meiste Zeit gehen

sie einem einfach bloß auf den Wecker, nach dem Motto ›tu dies‹, ›tu jenes‹, ›räum dein Zimmer auf‹. Der reinste Albtraum.«

April verkniff sich ein Lächeln. Sie hatte Davinas Zimmer schon einmal gesehen – ein wunderschöner Raum mit einem makellosen weißen Teppich und erlesenen Möbeln, als wäre gerade das Foto-Team für die Einrichtungsstrecke der neuesten Vogue da gewesen. Deshalb konnte sie sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass sich jemand darüber beschwerte, weil Davina nasse Handtücher im Bad herumliegen ließ.

»Und trotz allem weiß man, dass sie immer da sein werden, stimmt's? Ben war pausenlos da, hat mich als Diva oder als taube Nuss beschimpft, all diese Gemeinheiten, die Brüder ihrer großen Schwester eben an den Kopf werfen. Und wie oft habe ich mir gewünscht, dass er einfach tot ist ...«

Sie kämpfte gegen einen Schluchzer an und zog ein weiteres Papiertaschentuch aus ihrer Tasche.

»Und dann ist er tatsächlich auf einmal tot«, fuhr sie fort und sah April aus tränennassen Augen an. »Plötzlich ist er tot.«

April konnte nur stumm nicken und sie ungelenk in die Arme nehmen. Davina hatte keine Ahnung, dass Aprils Blut ihren Bruder getötet hatte, und sie konnte nur hoffen, dass sie es niemals erfahren würde.

Davina holte tief Luft. Die beiden wandten sich vom Ufer ab und gingen weiter.

»Ich habe gehört, dass du bei deiner Mutter ausgezogen bist.«

»Stimmt. Ich wohne jetzt bei meinem Großvater.«

»Der Palast in Covent Garden ist doch sowieso viel glamouröser als euer winziges Häuschen am Pond Square.«

Das war ein typischer Davina-Satz: gedankenlos, oberflächlich und vorschnell in ihren Urteilen. Doch nichts an ihrem Tonfall erinnerte an ihre gewohnte Vampirarroganz; stattdessen klangen ihre Worte hohl und trübselig. Sollte sie es darauf anlegen, Aprils Mitleid zu erregen, war sie eine verdammt gute Schauspielerin.

»Aber sei nicht zu streng mit ihr«, fuhr Davina fort. »Mit deiner Mutter, meine ich. Es ist nicht so leicht, etwas Bestimmtes zu sein und dann so tun zu müssen, als wäre man ...« Sie ließ ihre Stimme verklingen.

April runzelte die Stirn.

»Etwas Bestimmtes zu sein? Was meinst du damit?«

Davina schüttelte den Kopf. »Ich meine nur, du solltest froh sein, dass du sie noch hast. Mag ja sein, dass sie dich in den Wahnsinn treibt, aber wenigstens lebt sie noch. Und auch für sie muss es sehr schwer gewesen sein, ihren Mann zu verlieren.«

»Zweimal«, sagte April.

»Gott, ja, daran habe ich ja gar nicht gedacht.«

April musste zugeben, dass sie den Gedanken ebenfalls völlig verdrängt hatte. Sie war so mit ihrem Kummer beschäftigt gewesen, dass sie gar nicht auf die Idee gekommen war, sich zu überlegen, wie es ihrer Mutter gehen mochte, nachdem Wills sterbliche Überreste mitten in der Nacht geraubt worden waren. Gott, ich bin

so was von verwöhnt und egoistisch, dachte sie. Wahrscheinlich quälte Silvia sich mit Selbstvorwürfen – die Tatsache, dass sich die leeren Weinflaschen in der Mülltonne türmten, war ein ziemlich eindeutiger Hinweis darauf, dass sie nicht gut mit der Situation zurechtkam – und, ja, vielleicht hatte sie es nicht besser verdient, aber es ständig wieder aufs Brot geschmiert zu bekommen, verdiente ebenfalls keiner. April beschloss, sie künftig nicht ganz so gnadenlos in die Mangel zu nehmen. Davina hatte völlig recht – immerhin lebte sie noch.

»Morgen kommst du also auch wieder in die Schule?«, fragte Davina.

April nickte. Nicht, dass sie große Lust darauf hatte, aber ihr blieb nichts anderes übrig. Sie war offiziell aus dem Krankenhaus entlassen worden, und Grandpa würde ihr bestimmt nicht erlauben, noch länger zu Hause zu bleiben, nur weil sie »einen Schock erlitten« hatte.

»Das wird bestimmt ziemlich seltsam«, meinte sie.

»Ist es schon, Süße.«

»Ich meine, ohne Miss Holden und ohne Ben.«

»Dafür aber mit einem neuen Rektor.«

April wandte sich ihr zu.

»Was? Es gibt schon einen neuen Rektor?«

»Wusstest du das etwa nicht? Zumindest Daddy ist überglücklich darüber. Er konnte Mr Sheldon ja nie ausstehen, Gott sei seiner Seele gnädig. Offensichtlich entspricht der Neue eher den Vorstellungen des Beirats als sein Vorgänger.«

»Was bedeutet das?«

»Vermutlich, dass sie noch mehr neue Schüler rekrutieren.«

April sah sie scharf an.

»Rekrutieren?«

»Na ja, dass sie all die Genies an die Schule holen, die unentgeltlich die Versuchsprogramme für ihre Kumpels durchführen sollen.«

April fiel die Kinnlade herunter. Sie konnte nicht fassen, dass Davina es laut aussprach, als wüsste das jedes Kind. Davina lachte nur.

»Ich bitte dich. Du glaubst doch nicht ernsthaft, dass sie all diese Superhirne nur aus Spaß an die Schule holen, oder?«

»Nein, das nicht, aber soweit ich weiß, hat mein Vater unmittelbar vor seinem Tod an einer Recherche über Ravenwood gearbeitet.«

»Durchaus möglich. Schließlich war das sein Job, oder nicht? Ich sehe schon die Schlagzeilen vor mir, wie arme Schulkinder als Sklaven missbraucht werden, dabei verstößt es nicht gegen das Gesetz, sondern ist nur moralisch ein bisschen grenzwertig. Zumindest sagt Daddy das. Ravenwood ist ein Geschäft, Herzchen, und die Schlauberger sind das wichtigste Gut. Ich glaube, die Idee dahinter ist, sie gegen Kost, Logis und Unterricht arbeiten zu lassen.«

»Aber bezahlen wir denn nicht dafür, um nach Ravenwood zu dürfen?«

Davina stieß einen dramatischen Seufzer aus. »Meine Güte, du bist so naiv, Schätzchen. Höchste Zeit, dass ich dir mal auf die Sprünge helfe.«

Keine schlechte Idee, dachte April. Ganz im Gegenteil.

Fünftes Kapitel



Eine Schulversammlung in Ravenwood war ein großes Ereignis. An den meisten Schulen fanden sie regelmäßig statt, doch in Ravenwood wurde größter Wert darauf gelegt, möglichst keine Unterrichtszeit zu vergeuden, deshalb wurden die Schüler lediglich zusammengetrommelt, wenn es etwas wirklich Wichtiges zu verkünden gab. Folglich brodelte die Gerüchteküche gehörig, als die Schüler im Anschluss an die Klasseneinteilung erwartungsvoll in die Aula traten. Caro hingegen hatte wieder einmal ganz andere Dinge im Kopf.

»Ich fasse es nicht, dass du mit Davina abhängst«, sagte sie. »Nach allem, was passiert ist? Ihr Bruder hat versucht, dich bei lebendigem Leib zu verbrennen, April!«

»Pssst!« April sah sich besorgt um. Nicht dass die Vorfälle in Mr Sheldons Haus ein großes Geheimnis gewesen wären – die Polizei hatte die Schule geschlossen, weil sie offiziell als Tatort galt, und darüber hinaus Schüler und Eltern befragt. Außerdem war der Fall als »Blutiges Drama in Ravenwood« von den Zeitungen aufgegriffen und auf sämtlichen Titelseiten verheizt worden –, trotzdem wollte April nicht noch mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

»Das weiß ich selber«, flüsterte sie und zerrte Caro in eine Ecke der Aula, wo die anderen sie nicht hören konnten. »Aber wir müssen nach wie vor so viel wie möglich über die Blutsauger zusammentragen. Der Regent ist tot, aber Ravenwood existiert immer noch, oder etwa nicht?«

»Leider«, gab Caro verdrossen zurück. April folgte ihrem Blick zur anderen Seite des Saals, wo die Schlangen sich kichernd und lästernd in eine Stuhlreihe drängten. Und mittendrin befand sich Simon, ehemals Caros bester Freund und Schwarm. Es war ziemlich schwer für sie, zusehen zu müssen, wie er mit einer Horde halbtoter Killer herumhing. Und dass der gewaltsame Tod von Layla, ihrer alten Sandkasten-Freundin, in einer der Friedhofskatakomben auf das Konto der hypergestylten, aufgemotzten Miststücke ging, trug nicht gerade zur Besserung ihrer Stimmung bei. April konnte ihre Feindseligkeit nur allzu gut nachvollziehen.

»Davina mag ein boshafte Dreckstück sein, aber in einem Punkt hat sie recht«, wandte April ein. »Es ist völlig egal, wer hier das Sagen hat. Solange Ravenwood immer noch existiert, werden sie auch weiterhin Schüler für ihren Vampirverein rekrutieren, und wenn wir Simon helfen wollen, ist es klüger, sich Davina warmzuhalten.«

»Aber inzwischen muss sie sich doch denken können, dass wir Bescheid wissen«, gab Caro zurück. »Sie muss doch davon ausgehen, dass Ben und Sheldon ausgepackt haben, oder nicht?«

»Kann sein. Sogar mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit. Aber was sollen wir denn machen – an eine andere Schule wechseln?«

Caro schnaubte abfällig.

»Wenn man den Zeitungen glauben will, ist es auf den meisten Schulen in der Innenstadt noch viel gefährlicher als hier.«

Mr Anderson, Aprils Englischlehrer, betrat die Bühne und bat die Schüler, ihre Plätze einzunehmen. Caro und April fanden zwei freie Stühle auf der anderen Seite des Gangs, genau auf der Höhe der Reihe, in der die Schlangen saßen.

»Siehst du das Mädchen neben Ling?«, fragte Caro und sah zu ihnen hinüber. »Die in dem Prada-Kleid mit den aufgedonnerten Haaren? Das ist Sunita aus meinem Bio-Kurs.«

»Und?«

»Als ich sie das letzte Mal gesehen habe, lief sie noch mit einer dicken Hornbrille, fettigen Haaren und Gesundheitslatschen herum.«

April sah zu Sunita hinüber. Ihr Haar war glatt geföhnt und aus dem Gesicht frisiert, sodass es sich in einer dichten kastanienbraunen Masse über ihren Rücken ergoss. Trotzdem schien sie sich nicht allzu wohl in ihrer Haut zu fühlen, denn ihre Hand wanderte immer wieder zu ihrer Frisur.

»Eine neue Rekrutin? Genau wegen denen müssen wir uns ins Zeug legen. Für diejenigen, die sich dem Sog der Finsternis nicht widersetzen können.«

Caro hob die Brauen und nickte in Richtung Tür.

»So viel zum Thema Sog der Finsternis.«

Davina Osbourne, von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, kam auf ihren 10-Zentimeter-Absätzen hereingestöckelt. Die gesamte Schülerschaft starrte sie mit offenem Mund an.

»Wie geht's dir, Süße?«, sagte sie und blieb neben April stehen.

»Gut«, antwortete April. »Aber was ist mit dir? Ist bestimmt ein komisches Gefühl, wieder hier zu sein.«

»Ich habe mit all dem abgeschlossen«, erklärte sie. »Wir müssen nach vorn blicken, richtig?«

Zu Aprils Verblüffung trat sie in ihre Reihe und setzte sich. Auch Caro war völlig von den Socken. Davina saß sonst ausnahmslos bei ihrem Vampirgefolge. Die oberste Blutsaugerin neben sich sitzen zu haben, war, als würde der Premierminister sich ohne Vorwarnung im Parlament zur Opposition gesellen.

»Äh, setzt du dich nicht zu Chessy?«, fragte Caro und nickte in Richtung von Davinas Stellvertreterin.

»Nein«, antwortete Davina, doch jede weitere Diskussion wurde im Keim erstickt, da Mr Anderson in die Hände klatschte und das Stimmengewirr allmählich erstarb.

»Guten Morgen«, begann er. »Wie inzwischen jeder mitbekommen hat, kam es vergangene Woche zu einer Reihe unerfreulicher Zwischenfälle, in die zwei Lehrkräfte und mehrere Schüler verstrickt waren, weshalb wir uns gezwungen sahen, die Schule für einige Tage zu schließen.«

Etliche Augenpaare richteten sich auf April – und auf Davina.

»Aber so tragisch die Vorfälle auch gewesen sein mögen, sind die Schüler von Ravenwood doch wahre Kämpfer. Wir lassen uns von so etwas nicht aus der Bahn werfen, oder?«

Caro und April stießen einander an und legten sich mit gespielter Würde die Hände um den Hals.

»Jedenfalls hat der Schulbeirat schnellstmöglich reagiert«, fuhr Mr Anderson fort, »deshalb ist es mir eine Freude, euch allen mitteilen zu dürfen, dass Ravenwood mit sofortiger Wirkung einen neuen Rektor hat.«

Erwartungsvolles Gemurmel erhob sich, und die Schüler reckten gespannt die Hälsen, um einen Blick auf den geheimnisvollen Unbekannten zu werfen.

»Bitte heißt mit einem großen Applaus unseren neuen Rektor willkommen – Dr. Charles Tame.«

April blieb der Mund offen stehen. Sie sah Caro an, die ebenso geschockt dreinsah wie sie.

»Oh Gott, jeder, nur nicht er«, flüsterte sie.

Charles Tame war der Mann, den die Polizei in ihrer Verzweiflung herangezogen hatte, damit er ihnen bei der Lösung der Highgate-Morde half, indem er seine höchst umstrittenen Methoden bei der Befragung von Zeugen – und Verdächtigen – wie April einsetzte. Er war penetrant, überambitioniert und sehr, sehr unheimlich. April erinnerte sich vage daran, dass Fiona ihr erzählt hatte, er habe früher bereits eine Privatschule geleitet, doch er war definitiv so ziemlich der letzte Mensch, den sie als Rektor für Ravenwood erwartet hätte. Unter dem Applaus der Schüler betrat Tame langsam die Bühne. Auf seinen Zügen lag die Andeutung eines Lächelns, während seine unnatürlich hellen Augen durch den Saal schweiften. April konnte kaum glauben, dass er ab sofort die Leitung der Schule übernehmen würde. Wie war das möglich? Erschauernd dachte sie daran zurück, wie Tame unter dem Vorwand, ihr »ein paar Fragen zu stellen«, bei ihr zu Hause aufgetaucht war und sie gezwungen hatte, sich genau an die Stelle zu stellen, an der ihr Vater gestorben war. Dr. Tame schien keinerlei Skrupel zu haben, die Grenzen der Professionalität oder des Anstands zu überschreiten, um seine Ziele zu erreichen. Vielleicht hatte er diesem Ehrgeiz seinen neuen Posten zu verdanken.

»Guten Morgen, allerseits«, sagte Dr. Tame. »Ich freue mich sehr, hier zu sein, und bin dem Beirat zutiefst dankbar für das Vertrauen, das er mir entgegenbringt. Ich bin sicher, dass wir Ravenwood gemeinsam zu einer noch einzigartigeren Schule machen können, als sie es unter meinem Vorgänger bereits war.«

Er hielt kurz inne, während die leicht verwirrten Schüler pflichtschuldig applaudierten.

»Ich kannte Mr Sheldon persönlich und empfinde seinen Verlust als eine wahre Tragödie. Er war ein sehr kluger und fürsorglicher Mensch.«

Ja, genau. So fürsorglich, dass er mir die Kehle aufschlitzen wollte, dachte April.

»Und wir wollen auch Miss Holden nicht vergessen, eine überaus geschätzte und beliebte Kollegin. Ihr Tod ist ebenfalls sehr tragisch. All unsere Gedanken sind in dieser schweren Zeit bei ihrer Familie. Aber ...«

Er machte eine bedeutungsschwangere Pause.

»Aber welche Gerüchte ihr auch immer gehört haben mögt, lasst nicht zu, dass eure Fantasie mit euch durchgeht. Ich habe sowohl mit den zuständigen Polizeibeamten als auch mit dem Einsatzleiter der Feuerwehr gesprochen und kann euch allen versichern, dass es sich bei den bedauerlichen Vorkommnissen hier und in Mr Sheldons Haus lediglich um eine Aneinanderreihung tragischer Unglücksfälle handelt. So schrecklich sie auch sein mögen, müssen wir mit all dem abschließen und nach vorn blicken.«

»Hört, hört«, warf Mr Anderson ein, woraufhin Dr. Tame lächelte.

»In den vergangenen Monaten gab es an der Schule eine Menge Unruhe und Ungewissheit. Ich weiß, dass einige von euch enge Freunde verloren haben. Es war eine sehr schwierige Zeit für alle, aber manche von euch wissen ja bereits, dass ich sehr eng mit der Polizei zusammenarbeite, und ich kann euch versichern, dass diese schweren Zeiten nun vorüber sind. Ab jetzt ist alles anders. Obwohl ich natürlich immer noch von jedem von euch lauter Einsen erwarte.«

Dies war eindeutig Dr. Tames Vorstellung von einem Scherz, und die Lehrer rangen sich vereinzelt ein Lachen ab.

»Ich möchte die Gelegenheit nutzen und euch eine neue Lehrmethode vorstellen, da sich herausgestellt hat, dass die meisten alten Herangehensweisen schlicht und einfach nicht funktionieren. Ich bin der Auffassung, dass die Schüler von den Fesseln des konventionellen Schulsystems befreit werden sollten. Ravenwood-Schüler sind intelligenter und reifer als ein gewöhnlicher Durchschnittsschüler, und diese Tatsache möchte ich mir zu Nutze machen, indem ich euch die Freiheit gebe, das zu lernen, was ihr auch wirklich lernen wollt.«

April sah, wie ein paar Mädchen in der Reihe vor ihnen erstaunte, aber auch interessierte Blicke tauschten. Plötzlich war diese Schulversammlung mehr als eine gewöhnliche Zusammenkunft, um einen neuen Lehrer kennenzulernen.

Tame, der die Stimmung im Raum instinktiv zu erfassen schien, verzog das Gesicht zu einem blasierten Lächeln.

»Erstens werden wir uns von den verstaubten alten Lehrbüchern verabschieden. Was sollten wir aus ihnen schon lernen?«

Sein Lächeln wurde eine Spur breiter, als ein kollektives Raunen durch die Aula ging.

»Und einige von euch wissen doch mehr als derjenige, der vorn an der Tafel steht, wenn ich richtig informiert bin. Deshalb ist es doch viel sinnvoller, diese lächerliche Lehrer-Schüler-Hierarchie abzuschaffen. Ich will, dass ihr das Tempo bestimmt.«

April sah, wie die Schüler ringsum nickten. Dieser Mann wusste, wie man Menschen für sich gewann, so viel stand fest.

»In vielen Fällen sind Ravenwood-Schüler sogar weiter als Uni-Studenten. Deshalb schlage ich vor, dass wir euch auch wie Studenten unterrichten – mit Seminaren, Einzeltutorenkursen und Workshops ohne zeitliche Begrenzung, in denen ihr eure eigenen Ziele und Lernmethoden festlegt. Ach ja«, sagte er und machte eine weitere bedeutungsschwere Pause. »Und ich werde die Hausaufgaben abschaffen.«

Spontaner Jubel erhob sich – auch das hatte Tame eindeutig geplant.

»Ja, Leute«, fuhr er nachdrücklich fort, »Ravenwood ist die großartigste Schule dieses Landes, mit in jeder Hinsicht bemerkenswerten Schülern. Ich bin wirklich stolz und fühle mich geehrt, Teil der Ravenwood-Geschichte zu werden. Und eins steht jetzt schon fest: Diese Geschichte werdet ihr eines Tages euren Enkeln erzählen.«

Caro sah April an und formte lautlos »Der Typ ist komplett irre« mit den Lippen.

»Ich bin ganz sicher, dass wir hier Geschichte schreiben und den Leuten die Kinnlade herunterfallen wird, wenn ihr ihnen erzählt, dass ihr in Ravenwood wart. Ihr seid die Elite, die Vorreiter von etwas gänzlich Neuem und Besonderem. Meine Damen und Herren, wir werden die Welt verändern, ob sie nun bereit dafür ist oder nicht.«

Zu Aprils Verblüffung erhob sich tosender Applaus und Jubel. Erschüttert sah sie sich in der Aula um – kauften sie ihm diesen Schwachsinn allen Ernstes ab? Allem Anschein nach, ja. Ihr fiel auf, dass einige von ihnen den neuen Rektor anhimmelten, als wäre er ein Popstar. Als die Versammlung endete und sich die Schüler erhoben, hörte sie einzelne Grüppchen aufgeregter darüber diskutieren, was sie soeben gehört hatten.

April sah sich nach Davina um, die jedoch bereits gegangen war.

»Großer Gott, das ist ja, als wäre uns der Messias erschienen oder so was«, stieß Caro angewidert hervor, als sie sich den anderen anschlossen. »Merken die nicht, dass der Typ komplett durchgeknallt ist?«

April zuckte mit den Achseln. »Für sie ist er nur ein neuer Lehrer, der alles anders macht als vorher. Im Gegensatz zu uns kennen sie sein wahres Gesicht noch nicht.«

»Wenn er seine Methoden tatsächlich umsetzen sollte, wird es hier in nächster Zeit ziemlich krass zugehen«, fügte Caro hinzu.

»Oh, so würde ich es wohl nicht bezeichnen«, sagte eine Stimme.

Sie fuhren herum und sahen Dr. Tame direkt hinter ihnen stehen. Caros Züge erstarrten, als ihr bewusst wurde, dass er den letzten Teil ihres Satzes garantiert gehört hatte.

»Vielleicht ein bisschen anders, Caro«, erklärte Tame mit seinem widerwärtig süßlichen Lächeln. »Aber ich bin sicher, du wirst die Veränderungen als positiv empfinden. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ... unkonventionelle Schüler ganz besonders gut auf diese Methoden ansprechen.«

»So, wie Sie es sagen, hört sich das an, als wäre es etwas Schlimmes, unkonventionell zu sein, Dr. Tame«, gab Caro zuück, die sich von ihrem Schreck erholt und ihre Selbstsicherheit zurückgewonnen hatte.

»Ganz im Gegenteil, Caroline. Ich bin sogar der Ansicht, diese Schule braucht möglichst viele Menschen mit originellen Denkansätzen.«

»Oh, was das betrifft, können Sie sich voll und ganz auf mich verlassen«, konterte Caro lächelnd. »Originalität ist sogar meine Stärke.«

»Das freut mich zu hören«, erwiderte er. »Allerdings werde ich keinerlei Störungen dulden. Ist das klar?«

»Glasklar, Boss.« In gespielter Gehorsam schlug Caro die Hacken zusammen. »Ich

würde nicht mal im Traum daran denken.«

Tame wandte sich an April.

»Würdest du mich bitte in mein Büro begleiten?«

April sah Caro an. »Wieso? Ist es wichtig?«

Tame lachte. »Nur die Ruhe, April. Ich möchte mich bloß ein bisschen mit dir unterhalten, das ist alles.«

Widerstrebend folgte sie ihm die Treppe hinauf, bis sie vor der Tür des Zimmers mit dem Schild »Rektor« standen. Eigentlich überraschte es April nicht, dass er Mr Sheldons altes Büro ausgesucht hatte, vielmehr spiegelte es seinen makabren Sinn für Humor wider. Trotzdem war sie alles andere als versessen darauf, es zu betreten. Als sie das letzte Mal hier gewesen war, hatte sie zusehen müssen, wie Benjamin Osbourne Miss Holden mit dem Feuerzeug malträtiert hatte.

»Nur herein«, sagte Dr. Tame ungeduldig und hielt ihr die Tür auf. Sie hatte keine andere Wahl, als hineinzugehen. Erstaunt stellte sie fest, dass sich im Grunde nichts verändert hatte – dasselbe vollgestopfte und schäbige Büro mit den überquellenden Aktenschränken. Ein Frühjahrsputz wäre wohl das Mindeste gewesen, dachte sie.

»Setz dich«, forderte Dr. Tame sie auf und trat hinter seinen Schreibtisch. Erst jetzt registrierte sie mit klopfendem Herzen, dass es sich um denselben Schreibtisch handelte. Den Schreibtisch, an den Miss Holden gefesselt gewesen war; auf dem man ihr die Kehle aufgeschlitzt hatte. Wie konnte er so etwas tun? Wie konnte er seelenruhig dahinter sitzen, als wäre nichts geschehen?

Aber natürlich war dies exakt der Grund, weshalb er sie hierher zitiert hatte, oder? Sie sollte – konnte – nicht vergessen, dass die Polizei Charles Tame eigens wegen seiner unorthodoxen Befragungsmethoden engagiert hatte. In der Vergangenheit war schon so mancher verstockte Verbrecher unter dem Druck eingebrochen und hatte ausgepackt, und Druck würde er ohne jeden Zweifel auch gleich auf sie ausüben. Sie sollte wissen, dass es ihn nicht im Geringsten störte, nur wenige Zentimeter neben der Stelle zu sitzen, wo ihre Mentorin brutal ermordet worden war. Und sie sollte wissen, dass er bereit war, alle Register zu ziehen, um seine Ziele zu erreichen. Das hatte er bereits bei seinem Besuch im Haus der Dunnes unter Beweis gestellt. Der Mann war ein Ungeheuer, vielleicht ein noch gefährlicheres als die Vampire. Und in Anbetracht der Ziele, die Ravenwood sich gesetzt hatte, war die Wahl des Beirats womöglich doch sehr klug.

»Ich nehme an, du hast nicht damit gerechnet«, sagte Tame lächelnd. Was meinte er? Den Schreibtisch oder dieses Gespräch?, dachte April. Aber wahrscheinlich spielte es für ihn keine Rolle. Er wollte sie bloß aus dem Konzept bringen. Aber diese Genugtuung würde sie ihm nicht verschaffen.

»Eigentlich nicht«, gab sie so gelassen zurück, wie sie nur konnte. »Soweit ich mich erinnere, waren Sie doch früher Lehrer und haben sogar einmal eine Schule geleitet, stimmt's?«

Tame nickte.

»Kluges Mädchen. Wie ich sehe, hast du deine Hausaufgaben gemacht. Nach dem Motto Kenne deinen Feind, was? Genau das ist auch der Grund, weshalb ich dich

hergebeten habe. Ich will gleich mit der Sprache herausrücken, April. Du bist ein echtes Problem.«

April schluckte.

»Ein Problem?«

»Ich bitte dich, April, spiel nicht die Unschuld vom Lande. Du weißt ganz genau, was ich damit meine. An dieser Schule haben sich in letzter Zeit unverhältnismäßig viele Todesfälle ereignet, und zwar ausnahmslos alle in deinem unmittelbaren Umfeld.«

Er zählte die Namen an den Fingern ab.

»Isabelle Davis: Du hast die Leiche entdeckt. Layla: Auch sie hast du gefunden. Und beim Tod von Milo und Marcus warst du ganz in der Nähe.«

»Nein, das stimmt nicht!«

Tame fuhr fort, ohne auf ihren Protest einzugehen.

»Dann war da natürlich der tragische Vorfall mit deinem Vater. Und jetzt die beiden Lehrer und Benjamin Osbourne. Das ist alles sehr merkwürdig, auch wenn mir die Todesfälle zu meinem neuen Job verholpen haben.«

Er lächelte, doch sein Gesichtsausdruck blieb kalt.

»Also. Wie soll ich mich verhalten? Wenn ich dich von der Schule werfe, schadet es unserem Ruf. Angesichts der Verbindungen deines Vaters zur Presse liegt es auf der Hand, was passieren würde. Ich sehe die Schlagzeile schon vor mir: Eliteschule lässt trauerndes Mädchen im Stich. Und das wäre bestimmt nicht sonderlich hilfreich, schon gar nicht in dieser heiklen Phase. Andererseits kann ich natürlich nicht so tun, als wäre all das nicht passiert. Das würde wie eine Schwäche aussehen, und schwach bin ich ganz bestimmt nicht, April. Ganz im Gegenteil.«

April saß wortlos auf ihrem Stuhl. Erwartete er eine Erwiderung? Tame stützte die Ellbogen auf dem Schreibtisch auf und legte die Fingerspitzen gegeneinander.

»Wie gesagt, kommen wir direkt zum Punkt. Ich möchte, dass du die neue Schulsprecherin von Ravenwood wirst. Mit der neuen Aufgabe wird dir sicher nicht langweilig werden.«

April war so verdattert, dass sie in Gelächter ausbrach, das jedoch schlagartig verstummte, als ihr dämmerte, dass das kein Scherz gewesen war.

»Ich? Schulsprecherin?«

»Wieso nicht? Du bist klug, gut vernetzt und, was noch viel wichtiger ist, auf diese Weise haben wir das PR-Problem hervorragend in den Griff bekommen, findest du nicht auch?«

April musste zugeben, dass er recht hatte. Statt sie aufs Abstellgleis zu stellen und ihr damit indirekt den Vorwurf zu machen, zwischen ihr und den zahlreichen »leidigen« Todesfällen unter den Schülern bestünde eine Verbindung, entstand mit diesem Schachzug der Eindruck, als stärke die Schule ihr sogar den Rücken und stehe ihr in dieser schweren Zeit zur Seite. Auf diese Weise stand Ravenwood wie eine feinfühligke Institution da, die die Katastrophen der Vergangenheit hinter sich ließ und nach vorn blickte. Darüber hinaus war Tame vollkommen klar, dass April das Angebot keinesfalls ablehnen konnte, wenn sie nicht undankbar erscheinen wollte.

Sein Gesicht verzog sich zu diesem typisch blasierten Lächeln – er wusste genau, dass er sie in der Tasche hatte.

April saß wie versteinert da. »Ich ... ich bin nicht sicher, ob ich ...«

»Ich werte das als ein Ja«, erklärte Tame, erhob sich und streckte ihr die Hand entgegen. »Und ich freue mich, dich an Bord zu haben, April. Du bist ein echter Zugewinn für diese Schule.«

Sechstes Kapitel



Ein schlauer Schachzug«, bemerkte Caro, als April ihr von dem Gespräch mit Tame erzählte. »Sehr, sehr schlau.«

»Das hört sich ja fast so an, als hättest du Respekt vor ihm«, meinte April. Es war Mittag, und sie hatten sich in die wenig frequentierte Damentoilette neben der Bibliothek verzogen. Caro saß auf dem Waschbecken mit dem Rücken zum Spiegel und bepinselte ihre Nägel mit leuchtend grünem Lack.

»Nein, zumindest nicht im Sinne von Respekt-Respekt«, widersprach sie. »Für mich ist Charles Tame immer noch die Ausgeburt Satans, trotzdem war das ein sehr schlauer Schachzug, das muss ich ihm lassen. Das ist der klassische Politikerkniff: Die Katastrophe immer schön in etwas Positives ummünzen; nicht über den Berg Leichen lamentieren, sondern den Fokus der Allgemeinheit auf das kluge, hübsche Mädchen richten, das sich aus der Tragödie erhebt wie Phönix aus der Asche.«

»Caro!« Sie hatte zwar nachgesehen, ob sämtliche Kabinen tatsächlich leer waren, außerdem befand sich die Toilette fernab vom Schuss; trotzdem wollte sie nicht, dass man sie belauschte und ihnen vorwarf, sie würden die Situation ins Lächerliche ziehen. April wusste, dass Caro es nicht ernst meinte, andere vielleicht nicht. Caro verdrehte die Augen.

»Ja, ja, ich weiß«, sagte April. »Aber einige hier waren mit den Leuten, die ums Leben gekommen sind, verwandt oder befreundet, und wir brauchen nicht noch mehr Feinde, als wir ohnehin schon haben.«

»Stimmt.« Achselzuckend trug Caro eine weitere Schicht Lack auf. »Jedenfalls hast du Doctor Deaths Angebot angenommen. Der Mann weiß genau, dass du nicht Nein sagen konntest, was ja Teil seines hinterhältigen Plans ist.«

»Was meinst du damit?«

»Tja, wir können es drehen und wenden, wie wir wollen, April, aber wenn du später an die Uni willst, brauchst du jede Hilfe, die du nur kriegen kannst.«

»Im Gegensatz zu dir, meinst du?«, gab April verdrossen zurück.

»Na ja, wenn ich ehrlich sein soll, ist es leider so. Wir sind alle echte Schlauberger, Simon, Ling und alle anderen. Daran gibt es nichts zu rütteln«, stellte Caro fest. »Lass uns den Tatsachen ins Auge blicken, April. Wenn du an eine der supercoolen Unis willst, musst du gegen Leute wie uns antreten. Weshalb also nicht jedes Mittel nutzen?«

»Uni?« April lachte auf. »Sollte ich mit achtzehn zufällig noch am Leben sein, zerbreche ich mir darüber gerne den Kopf. Bis dahin steht meine schulische Karriere bestimmt nicht an oberster Stelle.«

»Tja, auch in diesem Punkt hat unser Doc dich ausgetrickst«, sagte sie.

»Wahrscheinlich war ihm klar, dass es dich einen Dreck interessiert, aber er wusste, dass du auf keinen Fall zu Grandpa Thomas gehen und ihm erzählen kannst, du hättest sein Angebot, Schulsprecherin zu werden, abgelehnt. Dein Großvater würde ausflippen.«

April stöhnte. Darüber hatte sie noch gar nicht nachgedacht, aber es war Charles Tame durchaus zuzutrauen, dass er ihren Großvater anrief und ihm die Neuigkeit brühwarm erzählte. Caro hatte recht: Der Mistkerl hatte sie über den Tisch gezogen. Offenbar hatte sie ihn unterschätzt – ein Fehler, der ihr auf keinen Fall noch einmal unterlaufen würde.

»Also bin ich jetzt auch ein Rädchen in der Ravenwood-Maschinerie?«

»Das ist doch brilliant, kapiert du das denn nicht?«, rief Caro. »Damit haben sie uns direkt in die Hände gespielt und wissen es noch nicht einmal. Tame glaubt, er würde dich mit dieser Finte unter Kontrolle halten, als wärest du sein persönliches Schoßhündchen. Aber er hat ja keine Ahnung, dass wir in Wahrheit Teil der Maschinerie sein wollen. Jetzt, wo du dazugehörst, gewähren sie dir vielleicht auch Einblick in ihre Strukturen. Noch wissen wir nicht, wie tief unser neuer Rektor drinsteckt, aber vermutlich ist er ziemlich gut vernetzt, sonst hätte er den Job nicht bekommen. Zumindest wirst du über kurz oder lang den Beirat kennenlernen.«

»Das stimmt, aber ...«

»Kein Aber«, unterbrach Caro mit fester Stimme. »Du musst das durchziehen, vor allem nach heute Morgen.«

»Was meinst du damit?«

»Was ich damit meine? Wie sie Dr. Tame bejubelt haben. Die ganze Versammlung glich doch einer Gehirnwäsche.«

»So schlimm ist es nun auch wieder nicht – oder?«

»Gott, April, manchmal frage ich mich wirklich, ob du mit Scheuklappen durch die Welt läufst. Sie haben nicht nur den Rektor ersetzt, sondern auch gleich noch drei neue Lehrer eingestellt. Und sie sehen alle definitiv nach Vampir aus, vor allem Miss Holdens Nachfolgerin.«

»Auch für sie haben sie schon einen Ersatz gefunden?«

Caro nickte. »Miss Marsh. Helle Haut, schwarze Wahnsinnsmähne, kniehohe Lederstiefel, das Blutsauger-Klischee auf zwei Beinen. Und das ist nicht mal annähernd alles.«

Sie rutschte vom Waschbecken und bedeutete April, ihr zu folgen. »Komm, ich muss es dir zeigen.«

April folgte Caro quer durch das Schulgebäude, wobei ihr nicht entging, dass die anderen Schüler sich nach ihr umdrehten. Aber daran hatte sie sich längst gewöhnt; schon seit ihrem ersten Tag in Ravenwood starrten sie sie an. Doch inzwischen hatte sich etwas verändert: Die Mädchen standen zwar immer noch tuschelnd zusammen, doch statt ihrer neugierigen Blicke, nach dem Motto »Sieh mal, das ist das Mädchen, das eine Leiche gefunden hat«, schienen sie nicht zu wollen, dass April und Caro etwas von ihren Unterhaltungen mitbekamen, als würden sie instinktiv spüren, dass die beiden Außenseiterinnen waren.

»Das ist ja der reinste Hexenzirkel hier«, bemerkte Caro leise. »Offenbar haben sie sich von diesem ›Neue Welt‹-Gequatsche einwickeln lassen. Als hätte der Typ die Elektrizität erfunden.«

»Das ging ja verdammt schnell«, stimmte April zu.

»Ja, und das ist nicht allein Tames Verdienst«, sagte Caro. »Wart's ab, bis du Miss Holdens Ersatz siehst.«

Sie führte April in Richtung Mensa und ein Stück den Flur hinunter. Als sie um die Ecke bogen, sahen sie eine Schülertraube, die sich vor einer Klassenzimmertür gebildet hatte. April trat hinter sie und spähte über Köpfe und Schultern, um einen Blick darauf zu erhaschen, was im Klassenzimmer vor sich ging: Miss Marsh – nach Caros lebhafter Beschreibung musste sie es sein – saß auf der Tischkante und hielt Hof.

»Das Ganze zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte«, sagte sie. »Man ging stets davon aus, die ältere Generation hätte mehr Ahnung. Infolgedessen haben wir uns so viele Ideen entgehen lassen, so viel Potenzial nicht ausgeschöpft, bloß weil derjenige, von dem der Vorschlag kam, zu jung war. Aber das ist absolut lächerlich. Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass junge Menschen wesentlich innovativer sein können, weil ihre Gehirne viel besser funktionieren und sie noch unbelastet von all dem ›erlernten Wissen‹ sind, mit dem die Erwachsenen ihre Gedankengänge verstopfen. Andererseits dürfen wir Erwachsenen nicht zulassen, dass ihr zu großes Selbstvertrauen entwickelt, sonst wären wir ja arbeitslos.«

Gelächter wurde laut, während die Lehrerin aufsah und Aprils Blick begegnete. »Deshalb beneide ich euch auch so sehr. Euch steht alles offen, ihr könnt die Führung übernehmen und dem Rest der Welt zeigen, wozu ihr in der Lage seid.«

April spürte, wie sich die Härchen in ihrem Nacken aufrichteten. Waren diese Worte an die Klasse gerichtet gewesen oder ausschließlich an sie?

Caro zupfte April am Ärmel. Sie wandten sich ab.

»Und, was habe ich dir gesagt?«, meinte Caro. »Das ist wie eine dieser Fernsehpredigersendungen. ›Sei, was du sein kannst‹, ›nur der Himmel ist die Grenze‹ und dieses Gefasel. Es würde mich nicht wundern, wenn sie über die Lautsprecheranlage auch noch ›Simply the Best‹ spielen würden.«

Sie gingen in die Mensa und stellten sich in der Schlange an.

»Ich fasse es nicht, dass die Schüler ihnen diesen Unsinn abkaufen«, sagte April und nahm ein Tablett vom Stapel.

»Wir dürfen nicht vergessen, dass sie Angst haben«, sagte Caro. »Sie sind kleine Genies, die in ihrer Freizeit Schach spielen, statt wie andere zum Karatetraining zu gehen. Sie bekommen mit, wie rings um sie herum Leute sterben, und trauen sich plötzlich nicht mehr, im Dunkeln vor die Tür zu gehen. Und dann kommt ein Dr. Tame daher, der mit der Polizei zusammengearbeitet hat, und erzählt ihnen, dass sie etwas ganz Besonderes sind – und natürlich hören sie ihm zu. Dann verspricht er ihnen, sie wie Erwachsene zu behandeln. Ist doch klar, dass so etwas zieht. Der Typ ist ein Rockstar.«

Schlagartig war April der Appetit vergangen. Außerdem hatte sie jemanden am

anderen Ende der Mensa bemerkt.

»Wir sehen uns gleich. Such uns schon mal einen Tisch«, sagte sie zu Caro und schob sich durch die Menge zu der Gestalt, die ganz allein an einem Tisch saß.

»Hi, Davina«, sagte sie und setzte sich neben sie, während die anderen Schlangen an ihrem angestammten Tisch im hinteren Teil der Mensa lachten und plauderten. Normalerweise müsste Davina bei ihnen sitzen, mitten im Geschehen, umgeben von ihren glühenden Bewunderinnen. Stattdessen saß sie hier, ganz allein. Sehr seltsam.

»Alles in Ordnung?«

»Natürlich«, antwortete Davina steif. »Wieso fragst du?«

»Es ist nur ...«

»Dass sie mich neuerdings meiden und ins gesellschaftliche Sibirien geschickt haben?«

»So in der Art«, bestätigte April mit einem Blick zu den Schlangen.

»Inzwischen bin ich zur Persona non grata degradiert worden«, sagte Davina und spießte ein Salatblatt auf. »Offenbar gehört es sich nicht, einen Bruder zu haben, der Ravenwood in Misskredit bringt. Wir wollen doch nicht, dass das Ansehen der Schule leidet, oder?«

»Wer hat das gesagt? Chessy?«

Davina lachte bitter.

»Pah! Diese taube Nuss wäre zu so einem abstrakten Gedankengang doch gar nicht in der Lage. Nein, das kommt von unserer neuen Nummer eins, Dr. Tame. Vermutlich hat er verbreiten lassen, ich sei eine zu große Belastung für die Schule, deshalb dürfe man mir nicht trauen oder auf mich hören. Da ich ein so enges Verhältnis zu seinem Vorgänger hatte, hat er wohl Angst, ich könnte einen Staatsstreich gegen ihn planen.«

April berührte behutsam ihren Arm.

»Ach, Süße, das tut mir so leid.«

»Kein Problem«, gab sie mit einem vernichtenden Blick in Chessys Richtung zurück. »Mit denen bin ich noch nicht fertig.«

Mit wachsender Bestürzung registrierte April, dass Simon und Ling aufstanden und herüberkamen. Er war ganz in Schwarz gekleidet und hatte sich die Augen dunkel umrandet – nichts erinnerte mehr an den Jungen, mit dem April sich im letzten Herbst angefreundet hatte. Er wirkte härter, geradezu spröde. Ling, die ein hautenges Minikleid trug, hatte eine Verwandlung von der Streberin zur Vampirin hingelegt, wie sie im Buche stand. Ob sie die letzte Stufe bereits hinter sich hatte und vollends verwandelt war?

»Na, wen haben wir denn da?« Ling schmiegte sich an Simons Schulter. »Wenn das nicht die Oberschlange von Ravenwood ist.«

»Wenn du nur hergekommen bist, um ...«, begann Davina, doch Simon unterbrach sie.

»Sie hat nicht mit dir geredet«, erklärte er verächtlich. »Sondern mit der neuen Schulsprecherin.«

»Schulsprecherin?«, wiederholte Davina und starrte April an.

»Ja, äh, Dr. Tame hat mich heute nach der Versammlung gefragt, und ich konnte ja schlecht Nein sagen«, gestand sie verlegen.

»Weshalb solltest du auch?«, fragte Ling mit einem provozierenden Blick in Davinas Richtung. »Du bist doch perfekt für die Aufgabe geeignet.«

Davina sah aus, als hätte sie einen Schlag in die Magengrube bekommen. Sie war stets eine wichtige Persönlichkeit an der Schule gewesen, die unbestrittene Königin der Schlangen, doch nun hatte man sie innerhalb weniger Tage demontiert und ins Abseits gedrängt. April sah die Kränkung in ihren Augen, aber sie konnte auch verstehen, weshalb Ling so genüsslich das Messer in ihrem Fleisch noch einmal umdrehte. Davina hatte ihrer Gefolgschaft nicht unbedingt das Gefühl gegeben, wichtig zu sein, sondern sie eher wie minderwertige Sklaven behandelt, denen sie gnädigerweise gestattete, sich in ihrem Glanz zu sonnen. In Wahrheit konnte Davina ein Miststück allererster Güte sein, trotzdem versetzte es April einen Stich, sie so leiden zu sehen.

»Danke, Leute«, sagte April schnell, »aber ich denke, es gibt geeignetere Kandidaten. Ich glaube, der neue Rektor will mir nur ein bisschen unter die Arme greifen. Nach allem, was passiert ist, und so.«

»Ach ja, ich habe das vom Grab deines Vaters schon gehört«, sagte Ling. »Wie gruselig. Trotzdem bist du wieder hier. Das ist so tapfer von dir.«

Wirklich gruselig war, dass Ling sich mittlerweile ganz genauso anhörte wie Davina. April konnte nur staunen, wie schnell sie die Technik ihrer Mentorin gelernt hatte, anderen Komplimente zu machen, die in Wahrheit nichts als hübsch verkleidete Unverschämtheiten waren, und Aprils Probleme eiskalt benutzte, um Davina eins reinzuwürgen. Davina hingegen sah aus, als würde sie am liebsten in den Ritzen zwischen den Fliesen versinken.

»Ich wollte nur sehen, ob alles in Ordnung ist«, fuhr Ling fort. »Hey, wieso setzt du dich nicht zu uns. Wenn du willst, kannst du deine ... Freundin gern mitbringen.«

»Nein, nein, ist schon okay«, wiegelte April ab.

In diesem Moment trat Caro mit einem voll beladenen Tablett zu ihnen.

»Hi«, begrüßte sie Simon schüchtern.

April beobachtete Simons Reaktion mit Argusaugen – sein Lächeln war aufrichtig, da war sie sich ganz sicher. Möglicherweise hatte auch Ling es bemerkt, denn sie schlang ihm den Arm um die Taille.

»Gott, Caro, willst du das alles essen?«, fragte sie lachend. »Diese Pommes. Ich gehe ja schon auseinander wie ein Hefekloß, wenn ich nur hinsehe.«

»Tja, in diesem Punkt sind wir wohl ziemlich verschieden, was?« Caro schob sich einen halben Donut auf einmal in den Mund.

»Gott sei Dank«, schoss Ling zurück und zog Simon mit einem flüchtigen Winken in Aprils Richtung mit sich.

»Allerdings«, bemerkte Davina leise. April bekam eine Gänsehaut, als sie den Ausdruck auf ihrem Gesicht bemerkte: blanker, unverbrämter Hass. Und noch etwas anderes. Hunger.

Liebe Güte, wenn Blicke töten könnten, dachte sie.

Aber in Ravenwood waren es nicht die Blicke, vor denen man sich fürchten musste.

Siebttes Kapitel



April steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Haustür.
»Grandpa?« Ihre Stimme hallte in der marmornen Eingangshalle.
»Dein Großvater ist in der Küche, April.«

April fuhr zusammen, als Stanton, Thomas Hamiltons Butler, aus den Schatten trat. Wieso zum Teufel versteckt er sich hier?, dachte sie. Lauert er den ganzen Tag hinter der Diele darauf, dass jemand kommt?

Sie nickte und ging mit gesenktem Kopf die Treppe hinunter in die Küche. Sie seufzte. Grandpas Butler war nicht der einzige Grund, weshalb ihr der Umzug nach Covent Garden so schwer gefallen war. Erstens war das Haus ungefähr zehnmal so groß wie ihr Zuhause in Highgate und schien aus zahllosen dunklen Ecken und Korridoren zu bestehen. Und zweitens fühlte sie sich unter ständiger Beobachtung – nicht nur durch den hageren Stanton, auch ihr Großvater schien sie keine Sekunde aus den Augen zu lassen. Seit sie mit ihrem Köfferchen in der Hand vor der Tür gestanden hatte, saß Grandpa ihr pausenlos im Genick, um sicherzugehen, dass es ihr an nichts fehlte. Natürlich meinte er es nur gut, aber im Moment brauchte sie das genaue Gegenteil – etwas Zeit für sich, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Es gab so viele offene Fragen und Ungereimtheiten, dass sie manchmal fürchtete, ihr platze gleich der Schädel. Trotzdem war es immer noch besser, als mit Silvia unter einem Dach zu leben. Immerhin hatte sie hier das Gefühl, willkommen zu sein.

»Da ist sie ja«, rief Thomas, als sie die Treppe herunterkam. »Meine kleine Prinzessin ist endlich zu Hause.«

April hatte vergeblich versucht, ihrem Großvater abzugewöhnen, sie ständig »Prinzessin« zu nennen. Schließlich sei sie keine Sechsjährige in rosa Kleidchen, hatte sie gesagt, doch die Mühe hätte sie sich ebenso gut sparen können. Für Grandpa Thomas war April immer noch das kleine Mädchen mit den rosigen Wangen und würde es wohl auch immer bleiben. Und insgeheim gefiel April die Vorstellung sogar. In dieser chaotischen Phase ihres Lebens war es beruhigend, einen Fels in der Brandung zu haben und in der Gewissheit leben zu können, dass dieser Bär von einem Mann nicht zulassen würde, dass seiner heißgeliebten Enkelin etwas zustieß.

»Komm, setz dich, ich habe gerade Tee gemacht«, sagte er, zog einen Stuhl heran und stellte eine zweite Tasse auf den Küchentisch. »Du musst mir unbedingt von deinem ersten Tag an der Schule erzählen.«

April schnitt eine Grimasse. »Sie haben uns den neuen Rektor vorgestellt«, sagte sie und goss Milch in ihren Tee.

»Und, magst du ihn nicht?«

April zuckte mit den Achseln. Sie wusste, dass sie vorsichtig sein musste. Grandpa

Thomas war auf irgendeine Weise mit Ravenwood verbandelt; sie hatte es hauptsächlich seinem Einfluss zu verdanken, dass man sie dort aufgenommen hatte.

»Na ja, er scheint mich zu mögen. Er will mich als Schulsprecherin haben.«

»Als Schulsprecherin? Liebling, das ist ja wunderbar!«, dröhnte er und drückte sie überschwänglich an sich. »Ich bin so stolz auf dich. Siehst du, es wendet sich alles zum Guten, wie ich es dir gesagt habe.«

Sie nickte und starrte betrübt in ihre Tasse.

»Tut mir leid, Grandpa, ich wusste, dass du dich darüber freuen würdest, aber im Moment fällt es mir ziemlich schwer, mit allem klarzukommen.«

»Ja, Dr. Tame hat mich vorgewarnt, dass das passieren könnte.«

Sie hob den Kopf.

»Du hast mit Dr. Tame geredet?«

»Reg dich nicht auf, mein Püppchen. Er war doch nur um dein Wohlergehen besorgt. Nach dem Brand hat er mich angerufen, um mich zu warnen, dass dieses Erlebnis Langzeitfolgen hervorrufen könnte. Immerhin ist er Psychologe. Er meinte, du könntest eine posttraumatische Belastungsstörung davongetragen haben, die sich mit periodisch auftretenden Schocksymptomen zeigt, vor allem wenn man bedenkt, was du in den letzten Monaten sonst noch durchgemacht hast.«

Verdammt, dachte April. Sie hatte Dr. Tame also tatsächlich unterschätzt. Hatte er die ganze Zeit geplant, die Leitung von Ravenwood zu übernehmen? Vielleicht hatte er sich sogar mit Ben verbündet, um Mr Sheldon als Rektor abzusägen ... nein, das war paranoid. Aber genau das war Dr. Tames Spezialität: andere zu verunsichern und Zweifel zu säen.

»Vielleicht hat er ja recht, Grandpa«, seufzte sie. »Aber ich werde mich bemühen.«

»Das ist die richtige Einstellung«, sagte Thomas lächelnd. »Du bist ein starkes Mädchen. Wenn du am Boden liegst, stehst du wieder auf, klopfst dir den Staub ab und machst einfach weiter, so wie man es von einer Hamilton erwarten kann.«

Sie glaubte nicht, dass sie stark war. Das hatte sie noch nie getan. Aber solange sie sich in Grandpas Nähe aufhielt, fühlte sie sich sicher. Bei ihm brauchte sie sich nicht zu verstellen.

»Eines macht mir immer noch zu schaffen«, gestand sie leise. »Wann immer ich die Augen zumache, sehe ich Daddys offenes Grab vor mir.« Sie spürte, wie ihr die Tränen kamen, und wischte sie mit dem Handrücken ab. »Tut mir leid. Es ist so albern. Ich wurde gewürgt und um ein Haar bei lebendigem Leib verbrannt, und meine größte Sorge ist, dass jemand eine Grabstätte aufbricht.«

»Das ist keineswegs albern.« Thomas drückte ihre Hand. »Jemand hat die Leiche deines Vaters gestohlen. Das würde jedem an die Nieren gehen. Und glaub mir eines: Ich werde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um ihn zurückzubringen. Und wer auch immer das gewesen ist, wird dafür bestraft werden, dafür werde ich höchstpersönlich sorgen.«

Er nahm sie in die Arme und drückte sie fest an sich. Bestürzt registrierte April, dass sie seine Rippen spüren konnte. Sie löste sich von ihm und blickte in sein zerfurchtes Gesicht. Auf den ersten Blick schien er derselbe Mann zu sein wie immer:

groß, mit langem grauem gewelltem Haar, buschigen Brauen und tiefen Lachfalten um Augen und Mund – derselbe alte Grandpa –, aber waren die Tränensäcke unter seinen Augen nicht ein wenig ausgeprägter als sonst? Und war er nicht blasser als gewöhnlich? Oder bildete sie es sich nur ein?

»Aber dir geht es gut, oder, Grandpa?«

»Natürlich«, antwortete Thomas und schlug sich auf die Brust. »Stark wie Bär.«

Nein, »stark wie ein Bär« ist er eindeutig nicht, dachte April mit einem verstohlenen Lächeln. Trotz des Platzes, den er sich in der britischen Gesellschaft erarbeitet hatte, blitzte von Zeit zu Zeit seine osteuropäische Abstammung auf.

»Ich habe nur das Gefühl, als hättest du ein bisschen abgenommen.«

Thomas lachte.

»Ach, ihr Frauen und euer ständiges Theater wegen der Kilos. Wenn wir zu fett sind, mault ihr, und wenn wir zu mager sind, seid ihr auch nicht zufrieden. Euch kann man es wohl nie recht machen. Deine Mutter macht mir Vorhaltungen, ich würde die verkehrten Sachen essen und sollte ins Fitness-Studio gehen, aber darauf kann ich immer nur dasselbe sagen: Meinen Mädels hinterherzurennen, hält mich fit genug.«

April lachte, doch dann sah sie ihn an. »Ich will nicht, dass dir etwas passiert ... so wie Dad.«

»Ich gehe nirgendwohin«, sagte Thomas. »Ich habe die Absicht, tausend Jahre alt zu werden. Und auch dann braucht Petrus noch zehn Pferde, um mich durch die Pforte zu kriegen.«

»Tut mir leid«, sagte April. »Ich mache mir bloß Sorgen.«

Thomas nickte und tätschelte April die Hand.

»Das verstehe ich doch. Manchmal ist es gut, sich Sorgen zu machen. Wenn keiner Angst hätte, von der Klippe zu stürzen, würden die Menschen heute noch in Höhlen wohnen. Man darf bloß nicht zulassen, dass die Angst einen lähmt. Du bist noch jung. Du solltest in die Welt hinausziehen und dich amüsieren«, meinte er und stieß sie mit dem Ellbogen an. »Und mit diesem Gabriel knutschen.«

April lief rot an. »Grandpa!«

»Ich weiß doch, wie ihr jungen Dinger seid. Nichts als Jungs, Jungs, Jungs im Sinn. Deine Mutter war ganz genauso.«

April schnitt eine Grimasse.

»Was das angeht, hat sich daran bis heute nichts geändert.«

Thomas' Lächeln verblasste kaum merklich.

»Nein, und ich will auch gar nicht schönreden, was deine Mutter getan hat. Das war sehr schlimm. Meine Familie und Silvia sind das Allerwichtigste für mich«, sagte er. »Aber sie hat sich von ihr abgewandt. Trotzdem liebe ich sie, und du auch, soweit ich es beurteilen kann.«

»Natürlich tue ich das, trotzdem möchte ich sie im Moment nicht um mich haben.«

Thomas musterte sie mit schief gelegtem Kopf.

»Aber du machst dir auch Sorgen um sie, oder nicht?«

April zuckte mit den Achseln. »Vermutlich. Sie ist ganz allein in diesem Haus, und

da draußen läuft ein Irrer herum. Ich will nicht, dass ihr etwas zustößt.«

»Ihr passiert schon nichts, mein Schatz. Ich weiß, dass du mich auslachst, wenn ich sage, dass sich die Hamilton-Frauen von nichts und niemandem unterkriegen lassen, aber es stimmt tatsächlich. Ich hatte eine Schwester, wusstest du das?«

April schüttelte den Kopf. Thomas redete zwar immer davon, wie wichtig der Familienzusammenhalt sei, aber abgesehen von ihren Eltern, ihrem Großvater und Onkel Luke, der sich nur sporadisch blicken ließ, kannte sie niemanden aus ihrer Verwandtschaft. Sie ahnte, dass sie Teil einer weit verzweigten Familie mit zahlreichen Cousins, Halbgeschwistern und um drei Ecken verwandten Onkeln »in der alten Heimat« sein musste, doch keiner hatte sie jemals zu einem Familientreffen mitgenommen oder von ihrem Stammbaum erzählt. Vielmehr hatte April den Verdacht, dass zwischen den Beteiligten eine uralte Feindschaft herrschte, über die niemand sprechen wollte. Nicht dass sie scharf darauf gewesen wäre, zu einem öden Familientreffen geschleppt zu werden, wo sie mit langweiligen alten Tanten plaudern und ekligen eingelegten Fisch essen musste, trotzdem hätte sie gern mehr über die finster dreinblickenden Gestalten auf den Ölgemälden in der Eingangshalle erfahren.

»Deine Großtante und Silvias Tante Katrine ...«, begann Thomas, während ein wehmütiges Lächeln auf seine Züge trat. »Meine Güte, was für ein Wildfang, aber immer den Kopf in den Wolken. Einmal hat unsere Mutter sie wegen irgendetwas ausgeschimpft. Vielleicht weil sie die Milch hat überkochen lassen oder die Ziege nicht gefüttert hatte oder sonst etwas. Jedenfalls rannte Katrine hinaus und in den Wald, hob mit einer Astgabel einen Bienenstock von einem Baum herunter und ließ ihn zwischen die Fensterläden unseres Hauses fallen.«

»Was?«, japste April. »Und was ist dann passiert?«

Thomas schüttelte den Kopf.

»Ich war damals noch ganz klein, aber sie haben mir erzählt, ich hätte am ganzen Körper Bienenstiche gehabt. In dem Chaos stieß mein Vater auch noch eine Laterne um und steckte um ein Haar das gesamte Haus in Brand.« Er lachte leise. »Das meine ich damit, wenn ich sage, die Hamiltons sind starke Frauen. Wir haben Pfeffer im Hintern. Damals, in der alten Heimat, hieß es immer, der erste Hamilton sei halb Mensch, halb Drache gewesen.«

April starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Thomas brach in schallendes Gelächter aus.

»Dieses unsinnige Gerede war einer der Gründe, weshalb ich ausgewandert bin. Dort drüben glauben die Leute an diese Ammenmärchen.«

April lachte ebenfalls. Vielleicht war ein Leben als Furie ja gar nicht so ungewöhnlich, wie sie angenommen hatte. Vielleicht lag dieses Talent ja in der Familie.

April lag im Bett und griff nach ihrem Handy. Sie hatte einen rundum beschissenen Tag hinter sich, und sie musste unbedingt mit Gabriel über alles reden. Mittlerweile hatte sie es geschafft, ihn zu überreden, den Sprung ins 21. Jahrhundert zu wagen und sich ein Handy zuzulegen, doch als sie die Nummer wählte, sprang sofort die

Mailbox an.

»Hey, Babe. Ich wollte nur deine Stimme hören«, sagte sie. »Es war ein ziemlich heftiger Tag heute. Na ja, vielleicht sollte ich ja wieder mal sagen. Ruf mich zurück, okay? Kuss.«

Sie ließ das Telefon auf die Matratze fallen, starrte an die Zimmerdecke und fragte sich, wie oft ihre Mutter in diesem Bett in diesem Zimmer gelegen und exakt auf dieselbe Stelle gestarrt hatte. Wie hatte sie sich damals gefühlt? Genauso wie April jetzt gerade?

Aprils Zimmer, wenn man es so bezeichnen wollte, war ein feudaler Raum im ersten Stock mit Blick auf die Straße. April lächelte beim Gedanken daran, wie Silvia hier und in ähnlich luxuriösen Häusern in Belgravia und St. James's aufgewachsen war. Wie hatte sie sich mit dieser Herkunft und Grandpas endlosen Beteuerungen, seine Tochter sei »mein kleiner Liebling, meine Prinzessin«, zu so einem Menschen entwickeln können – Silvia war arrogant, versnobt und rücksichtslos. Ach ja, und unbeherrscht. In Aprils Gegenwart war Grandpa Thomas der reizendste Mensch auf Erden, doch sobald er und Silvia aufeinandertrafen, war es, als werfe man ein brennendes Streichholz in eine Feuerwerkskörper-Fabrik.

April musste lachen: Wahrscheinlich rührten die Risse in der Zimmerdecke von ihren endlosen Schreiduellen und Gegenständen her, die sie vor Wut durch den Raum geschleudert hatte. Doch ihr Lächeln wich einer tiefen Traurigkeit, als sie an ihre Mutter dachte. Sie hatte schreckliche Gewissensbisse, weil sie sie ganz allein in Highgate zurückgelassen hatte, aber was hätte sie denn sonst tun sollen? April wusste, dass ihre Entscheidung richtig gewesen war, aber das machte es nicht einfacher. Wenn sie ehrlich sein sollte, fühlte auch sie sich schrecklich einsam. So wenig Silvia als Mutter taugen mochte, war sie immerhin da – zumindest die meiste Zeit. Allmählich hatte April das Gefühl, sich auf überhaupt gar nichts mehr verlassen zu können. Es war, als wäre sie mitten in der Nacht auf offener See über Bord gegangen und müsse zusehen, wie sich das Schiff immer weiter von ihr entfernte. Erst als sie die warmen Tränen auf ihren Wangen spürte, wurde ihr bewusst, dass sie weinte.

»Mist«, stieß sie hervor und wischte sie ab, dann schnappte sie erneut ihr Telefon, scrollte zu Fees Nummer und drückte die Anruftaste.

Lange Zeit läutete es. Gerade als April auflegen wollte, drang die Stimme ihrer besten Freundin durch die Leitung.

»Tut mir leid, Süße«, sagte Fiona, »aber ich war gerade mitten in einem Pokerspiel im Netz und hatte einen ziemlich hohen Einsatz am Start. Ich hatte zwei Paare, deshalb wollte ich es nicht sausen lassen.«

April lachte und spürte, wie es ihr augenblicklich besser ging. Die Welt konnte auseinanderfallen, aber Fee war mit den Gedanken bei etwas völlig anderem.

»Und bei wie viel stehst du?«

»Oh, bei rund anderthalb Millionen. Massenhaft Idioten aus Slowenien, die eine Straße nicht von einem Flush unterscheiden können. Leider ist es ja kein echtes Geld, aber sollte mir einer eine Kreditkarte geben, kaufe ich eine Insel in der Karibik,

wo wir dann alle hinziehen können.«

»Bei meinem Glück ist sie garantiert von Zombies verseucht.«

»Oh, höre ich da einen leisen Frust bei meiner Lieblingsvampirjägerin?«

April musste lächeln.

»Könnte man so sagen. Manchmal ist alles eben ein bisschen ... zu viel.«

Fee schnalzte mit der Zunge.

»Tja, das ist doch völlig normal, dass du so denkst. Es ist tatsächlich alles zu viel für dich. Im Grunde lastet das Schicksal der ganzen Welt auf deinen Schultern. Wenn du das nicht schaffst, gehen wir alle den Bach runter.«

»Danke für die ermunternden Worte«, bemerkte April sarkastisch.

»Tut mir leid, aber wenn ich als deine beste Freundin nicht Klartext mit dir reden kann, wer dann? Die Lage ist ernst, Süße, das brauche ich dir ja wohl nicht zu sagen. Ständig versucht jemand, dir ans Leder zu gehen, und im Gegensatz zu meinen Spielen geht es hier um echte Werte. Trotzdem darfst du nicht zulassen, dass es dir den Boden unter den Füßen wegzieht. Lass uns ganz logisch vorgehen und mit dem Punkt anfangen, der dir am wichtigsten ist.«

April dachte einen Moment nach.

»Gabriel«, sagte sie und spürte, wie sie errötete. »Ich ... ich mache mir Sorgen um ihn, Fee.«

»Sorgen? Weswegen? Ich dachte, zwischen euch wäre inzwischen alles in Butter.«

»Ist es auch. Zumindest glaube ich es. Aber er benimmt sich so komisch. Er kann sich nicht mehr daran erinnern, was in Sheldons Haus vorgefallen ist. Ich kann nicht genau sagen, was mich daran so stört, aber irgendetwas stimmt da nicht.«

Fiona schwieg.

»Na ja, auch für ihn war der Brand traumatisch«, sagte sie dann. »Er wurde in Brand gesteckt und musste gegen den Kopf der Vampirbande kämpfen. Das ist nicht gerade ein Kinderspiel.«

»Kann sein, trotzdem will ich ihn unbedingt aus diesem dunklen Loch herausholen, in dem er gerade steckt. Ich ... ich will ihn einfach zurückhaben.«

»Dann müssen wir uns eben überlegen, wie wir das anstellen sollen.«

April schüttelte den Kopf.

»Alles ist so schwierig. Ich fühle mich, als würde ich vor einer Mauer stehen, die ich nie im Leben überwinden kann.«

»Das verstehe ich. Du musst versuchen, einen Schritt nach dem anderen zu machen. Was steht ganz oben auf der Liste? Um Gabriel zurückzugewinnen, meine ich.«

April dachte an Gabriel. Doch zu ihrer Verblüffung sah sie nicht den eleganten, superattraktiven Gabriel im Dinnerjacket bei der Frühlingsbenefizgala vor sich, sondern jenen Mann, der an jenem Morgen auf der Aussichtsbank auf dem Primrose Hill gesessen hatte – aschfahl, todkrank und von Schmerzen gequält. Das war der echte Gabriel. Ja, er war schwer angeschlagen gewesen, und doch war er ihr so real, so lebendig erschienen, wie jemand, der Schmerzen und Kälte spüren konnte und sich darüber bewusst war, dass ihnen die Zeit davonlief. Sie musste alles in ihrer

Macht Stehende tun, um ihn, den echten Gabriel, zurückzubekommen.

»Wir müssen den König der Vampire finden«, sagte sie. »Das ist die einzige Möglichkeit, Gabe von diesem Fluch zu befreien.«

»Gut«, meinte Fiona. »Dann wissen wir ja jetzt, was wir zu tun haben.«

»Aber ich habe keine Ahnung, wie wir ...«, begann April.

»Das ›Wie‹ spielt auch keine Rolle«, unterbrach Fiona mit fester Stimme. »Wichtig ist nur eins: Gabriel muss wissen, dass du auf seiner Seite bist und alles in deiner Macht Stehende tust, um ihm das Leben zu retten, damit ihr zusammen sein könnt. Na gut, dann ist es eben schwierig, aber die beste Methode, ihn aus diesem Tief herauszuholen, ist nun mal, ihm den Weg zu zeigen, oder?«

Plötzlich fühlte April sich schon viel besser. So klipp und klar formuliert zu hören, was sie zu tun hatte, rückte die Dinge tatsächlich in die richtige Perspektive. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie groß ihre Sorge um Gabriel tatsächlich war.

»Danke, Fee«, sagte sie. »Ich danke dir von ganzem Herzen.«

Obwohl sie nun mehrere hundert Meilen voneinander trennten, war es ein wunderbares Gefühl, dass Fiona sie noch immer besser kannte als jeder andere Mensch auf der Welt und genau wusste, was in ihr vorging. Und damit nicht genug: Fionas sachliche Art, Probleme anzugehen, half ihr vielleicht, auch Antworten auf andere Fragen zu finden, die ihr auf der Seele lasteten: wie sie den König der Vampire finden sollte und die Tatsache, dass sie im Zuge dessen womöglich erfahren würde, wer ihren Vater auf dem Gewissen hatte. Und wenn es ihnen gelang, dem König der Vampire Einhalt zu gebieten, könnten sie vielleicht auch die Vampire ein für alle Mal auslöschen.

»Natürlich gibt es da ein paar winzige Problemchen bei deinem Plan«, fuhr Fiona fort.

»Mein Plan? Ich dachte, es sei unser Plan«, erwiderte April grinsend.

»Na ja, wenn er funktioniert, war es natürlich auch meiner. Wenn nicht ...«

Fiona beendete den Satz nicht. Wenn er nicht funktionierte, bestand durchaus die Möglichkeit, dass niemand mehr übrig blieb, dem sie die Schuld in die Schuhe schieben konnten.

»Wie auch immer es ausgehen mag, es wird nicht ganz einfach werden, einen Mann ausfindig zu machen, der sich seit Jahrhunderten versteckt hält und höchstwahrscheinlich von einer ganzen Armee der blutrünstigsten Killer bewacht wird, die je auf Gottes Erdboden herumgelaufen sind. Das könnte schwierig werden.«

»Hm, vielleicht aber auch nicht«, gab April nachdenklich zurück. »Ich glaube, ich habe da eine Idee.«

April legte auf und trat zu der kleinen Kommode. Sie schob ihr Haar zur Seite, sodass das sternförmige Geburtsmal hinter ihrem Ohr zum Vorschein kam. Sie war die Furie, daran bestand kein Zweifel. Es war höchste Zeit, dasselbe wie Fee zu tun – mit einem hohen Einsatz ins Spiel gehen. Dennes gab keine wirkliche Alternative.

Achtes Kapitel



April hämmerte so fest gegen die Tür, dass ihre Handfläche zu schmerzen begann. »Komm schon, komm schon«, flüsterte sie, trat einen Schritt zurück und sah zu den Fenstern über der kleinen Buchhandlung hinauf. Es gab keinerlei Anzeichen, dass jemand zu Hause war, keine Bewegung am Vorhang oder sonst etwas. Bei dem Zimmer konnte es sich ebenso gut um einen Lagerraum handeln. Vielleicht wohnte Jessica ja nicht einmal hier. In Wahrheit wusste sie so gut wie gar nichts über sie. Nein, das stimmte nicht. Sie wusste, dass Jessica Vampirin und von Gabriel verwandelt worden war. Und dass sie eine Art Hexe war, die etwas von geheimen Tränken verstand und sich mit unterirdischen Bückereien auskannte. Und dass Jessica verstehen würde, weshalb sie dringend den Vampirkönig ausfindig machen musste. Nur eines wusste sie nicht: wie Jessica reagieren würde, wenn sie sie um Viertel vor acht Uhr morgens aus dem Bett holte – sofern sie sich überhaupt in dem Haus aufhielt.

Vielleicht verwandelt sie mich ja in einen Frosch, dachte April und spähte an dem »Geschlossen«-Schild vorbei in den Verkaufsraum der Buchhandlung.

»April?«

Sie fuhr herum und sah Jessica mit einem Kaffeebecher in der einen und einer Supermarkttüte in der anderen Hand vor sich stehen. »Wir machen doch erst um zehn auf. Wusstest du das nicht?«, fragte sie mit dem Anflug eines Lächelns.

»Oh. Ah. Ja, aber ich dachte, Sie sind zu Hause.« Sie deutete auf die Fenster über ihnen. »Ich dachte, dass Sie vielleicht auch hier wohnen.«

»Das stimmt«, sagte Jessica und zog einen klimpernden Schlüsselbund aus der Tasche. »Ich habe mir nur etwas fürs Frühstück gekauft. Willst du mich wegen etwas Dringendem sprechen?«

Sie öffnete die Tür, und April folgte ihr hinein.

»Nein, eigentlich ist es nichts so Dringendes. Ich wollte nur ...« Nun, da sie Jessica gegenüberstand, wusste sie plötzlich nicht recht, weshalb sie eigentlich hergekommen war. Vom Haus ihres Großvaters waren es nur fünf Minuten zu Fuß zur Redfearne's Buchhandlung. Wenn sie so versessen auf all die Antworten gewesen war, wieso hatte sie dann so lange gewartet?

Weil du Schiss hast, was du erfahren könntest, du dumme Nuss.

Schließlich war die bildschöne, souveräne Jessica die Inhaberin einer geheimnisvollen Buchhandlung mit Regalen voller Schädel und Werken über Magie und Okkultismus. Und sie wusste mehr über ihren Freund als April selbst – das genügte wohl, um sogar den selbstbewusstesten Teenager aus dem Konzept zu bringen.

Jessica musterte sie fragend.

»Na ja, ich wohne ja jetzt bei meinem Großvater, also direkt um die Ecke«, stammelte April. »Deshalb dachte ich, ich sehe einfach mal rein und sage Hallo.«

Jessica nickte, doch ihr Lächeln verriet, dass sie ihr kein Wort glaubte. Kein Mensch hämmerte um acht Uhr früh gegen die Haustür, wenn er nur ein bisschen plaudern wollte.

»Möchtest du eine Tasse Tee?«, fragte sie mit einer Geste auf den rückwärtigen Teil des Ladens. »Setz dich doch an meinen Schreibtisch.«

Verlegen ließ sich April auf dem Bürostuhl nieder und umklammerte die Griffe ihrer Tasche auf ihrem Schoß, während sie im Geiste noch einmal durchging, was sie zu Jessica sagen würde, sobald sie aus dem Hinterzimmer zurückkam. Was sollte sie ihr sagen? »Sie kennen sich doch mit Vampiren gut aus, Jessica. Können Sie mir die Adresse des Königs geben?« oder »Haben Sie zufällig eine Ahnung, wieso sich mein Freund so komisch benimmt?« Wie verhielt man sich in Jessicas Kreisen? Konnte man ohne Vorwarnung bei der Ex des eigenen Freundes auftauchen und sie nach ihm ausfragen? April hatte nicht allzu viel Erfahrung auf diesem Gebiet, aber vermutlich gehörte sich so etwas nicht.

Jessica kam aus der Küche und reichte April einen Teebecher aus Porzellan mit einer Märchenfee, ehe sie sich hinter ihren Schreibtisch setzte, auf dem sich Briefe und Pakete türmten.

»Stört es dich, wenn ich nebenbei die Post aufmache? Das ist zwar todlangweilig, aber die Rechnungen müssen nun mal bezahlt werden.«

April sah zu, wie sie Umschläge aufriss und die Inhalte der Pakete – erwartungsgemäß hauptsächlich mit Büchern – in Stapel sortierte.

»Wie geht es dir so?«

»Wie es mir geht?«

»Nach dem Brand, meine ich«, sagte Jessica mit einem Nicken Richtung Laden. »Meine Kunden sorgen schon dafür, dass ich alles erfahre, was auch nur ansatzweise ungewöhnlich ist. Ich hätte mir die Ohren zuhalten müssen, um es nicht mitzubekommen.« Sie pustete in ihren Tee. »Und sie haben teilweise reichlich absurde Theorien darüber, was vorgefallen ist.«

»Tatsächlich?«

»Die wildeste war, du wärst in einem Krieg zwischen verfeindeten Vampirclans zwischen die Fronten geraten.«

April verschluckte sich beinahe an ihrem Tee. Jessica lachte.

»Keine Sorge, letzte Woche habe ich gehört, in den Verliesen des Tower seien Drachen eingesperrt. Ab und zu treffen sie ins Schwarze, das ist eine reine Frage des Gesetzes der Serie.«

»Sie wussten es also?«, fragte April mit weit aufgerissenen Augen.

Jessica schüttelte den Kopf.

»Nein, absolut nicht. Ich dachte mir zwar, dass Robert Sheldon noch andere Ziele verfolgt, die nichts mit Ravenwood zu tun haben, aber ansonsten hatte ich keine Ahnung, was mit dir passieren würde, April. Genauso wenig wie mit der armen

Annabel Holden.«

»Aber wenn Sie wussten, dass mit Mr Sheldon irgendetwas nicht stimmte, wieso haben Sie dann nichts gesagt?«

Jessica nahm einen Umschlag und schlitzte ihn mit einem goldenen Brieföffner auf.

»Ich kenne – besser gesagt, kannte – Robert Sheldon viele, viele Jahre. Er war schon immer ein hinterhältiger Intrigant, der andere manipuliert und etwas im Schilde geführt hat, aber offen gestanden konnte ich mir nicht vorstellen, dass er gefährlich ist. Oder gefährlicher als die anderen. Aber offenbar habe ich mich in ihm geirrt.

»Hat Isabelle Ihnen von Mr Sheldon erzählt?«

»Isabelle?« Jessica sah auf.

»Isabelle Davis. Sie war auch in Ravenwood, oder? Außerdem dachte ich, sie hätte hier gearbeitet.«

Jessica lachte leise.

»Seltsam, wie sich die Geschichte immer wiederholt. Nein, Isabelle hat nicht hier gearbeitet, aber sie hat mich oft besucht. Genauer gesagt kam sie, um mich nach dem Weißen Buch zu fragen, so wie du.«

April schnappte nach Luft.

»Und was haben Sie ihr gesagt? Haben Sie sie auch in die Bibliothek geschickt?«

»Nein.« Jessicas Miene wurde ernst. »Isabelle war nicht wie du. Ich habe zu ihr gesagt, dass ich ihr nicht helfen kann und sie allein zurechtkommen muss.«

»Wieso haben Sie mir geholfen und ihr nicht?«

»Weil du jemand anderem helfen wolltest. Du warst bereit, ein hohes Risiko einzugehen, um jemanden zu retten, der dir viel bedeutet. Ich fand, dass so etwas belohnt werden sollte. Und ...« Sie hielt inne. »Ich nehme an, dass das der Grund ist, weshalb du heute hier bist. Du willst über Gabriel reden, stimmt's?«

»Bin ich so leicht zu durchschauen?«

Jessica lächelte.

»Er ist das Einzige, was wir gemeinsam haben, oder nicht?«

April starrte in ihre Tasse und betrachtete abwesend das ausgebleichte Bild der Fee auf dem Porzellan.

»Ich mache mir nur Sorgen um ihn«, sagte sie. »Er benimmt sich so komisch und ...«

»Und du wolltest von mir hören, ob das normal ist oder nicht. Ob es nur bei Vampiren vorkommt oder ob sich alle Männer so benehmen?«

April starrte sie an. Konnte Jessica Gedanken lesen?

»Ich weiß«, sagte Jessica grinsend. »Manchmal gibt es praktisch keinen Unterschied, hab ich recht? Zwischen einem Psychokiller und einem dämlichen Dickschädel.«

Sie schob die Briefe ordentlich zusammen und strich den Stapel mit der Hand glatt.

»Männer sind Männer, April, völlig egal, ob sie Blut trinken oder nicht. All diese Zaubersprüche aus den Märchenbüchern ...«, fuhr sie fort und schüttelte betrübt den Kopf. »Sie funktionieren nicht. Zumindest nicht bei Männern. Die Typen sind viel

zu sehr mit sich selbst beschäftigt.«

Sie hob den Kopf. Ihre Blicke begegneten sich.

»Hat er wieder Blackouts?«

»Ja! Woher wissen Sie ...«

»Das ist jetzt unwichtig. Wie groß ist das Zeitfenster, an das er sich nicht mehr erinnern kann?«

»Von dem Abend in Sheldons Haus ist nicht viel übrig. Zumindest nicht von dem Teil, bevor ich gekommen bin.« Plötzlich hatte sie ein flaues Gefühl im Magen. »Und jetzt, wo ich darüber nachdenke, fällt mir auf, dass er sich auch kaum noch an die Nacht erinnern kann, als Isabelle gestorben ist und als er mich gerettet hat.«

Jessica ließ den Brieföffner sinken und legte ihn bedächtig auf den Tisch.

»Das ist auch schon früher vorgekommen. Aber jetzt schon lange nicht mehr. Zumindest weiß ich nichts davon.«

Jessicas Miene verriet, dass es nichts Gutes zu bedeuten hatte.

»Was ist damals passiert? Als er die anderen Dinge vergessen hat?«, fragte sie.

Jessica antwortete nicht sofort.

»Damals sind Menschen gestorben, April.«

April versuchte, Luft zu holen, doch es gelang ihr nicht.

»Und, glauben Sie, dass Gabriel etwas damit zu tun hatte?«

»Okay, hör genau zu, April«, sagte Jessica und beugte sich vor. »Ich weiß, dass du Gabriel liebst, aber dir muss klar sein, wer er ist, besser gesagt, was er ist. Er ist ein Vampir; ein Wesen, das töten muss. Zumindest wurde er in einen verwandelt, und wenn die Gier kommt und er um jeden Preis Nahrung braucht, solltest du ihm besser nicht in die Quere kommen.«

April spürte, wie sie kreidebleich wurde. Sie hatte Angst um Gabriel und vor dem, was er durchmachte, aber wenn sie ehrlich war, auch ein wenig um sich selbst. War Gabriel tatsächlich ein Killer? War er außer Rand und Band, so wie Marcus es gewesen war? Oder wie Benjamin? Sie hatte ihre Verwandlung aus nächster Nähe erlebt und war nicht sicher, ob sie es ertragen könnte, wenn Gabriel vor ihren Augen zu so einem Monster werden würde.

Sie zuckte zusammen, als sie Jessicas Finger auf ihrem Handrücken spürte.

»Hey«, sagte die Frau und ging neben April in die Hocke. »Gabriel ist einer von den Guten, schon vergessen? Und du auch – du hättest dich doch niemals in jemanden verliebt, der schlecht ist, oder? Trotzdem ist er ein Vampir, und du hast bestimmt inzwischen genug erlebt, um zu wissen, was er durchmacht.«

April nickte. Wenn sie die Augen schloss, konnte sie mühelos die Erinnerung an jenen Morgen auf dem Primrose Hill heraufbeschwören, als sie auf der Bank gesessen, er den Drachenhauch getrunken und sich in einen Vampir zurückverwandelt hatte: Seine Augen waren blutunterlaufene Schlitze gewesen, seine Zähne gebleckt wie bei einem tollwütigen Hund. In diesem Moment hatte er nichts Menschliches mehr an sich gehabt, war nicht mehr der Gabriel gewesen, den sie kannte. Und gleichzeitig aber irgendwie doch. Tief im Innern war er immer noch der Mann gewesen, den sie liebte.

»Jessica, bitte, was passiert mit ihm?«

»Ich wünschte, ich könnte die Frage beantworten, April. Ich weiß nur, dass er immer dann diese Blackouts hat, wenn die Dunkelheit größer wird und die Vampire wieder auf dem Vormarsch sind. Es könnte auch ein Zufall sein, aber vermutlich wird dir nichts anderes übrig bleiben, als es herauszufinden.«

»Aber Sie machen sich auch Sorgen, hab ich recht?«

»Ja, das tue ich. Nicht um seine äußere Hülle. In puncto Stärke steht er ihnen in nichts nach.« Sie lächelte traurig. »Nein, ich bin vielmehr wegen seines Gemütszustands besorgt. Ich kenne ihn schon sehr lange, April. Er ist zu sensibel, emotional zu zerbrechlich. Mag sein, dass er sich nicht erinnert, aber er hat eine Vermutung, was er getan haben könnte, und ich glaube, das frisst ihn innerlich auf. Vielleicht zieht er sich deshalb ab und zu von dir zurück. Er hat Angst vor dem, was er ist.«

April wäre am liebsten in Tränen ausgebrochen, doch sie durfte jetzt nicht weinen. Gabriel war derjenige, der litt und ihre Unterstützung brauchte.

»Können wir ihm denn nicht helfen? Wenn all das auch schon früher passiert ist, müssen Sie doch wissen, was zu tun ist.« Sie hasste sich für die Verzweiflung in ihrer Stimme, aber sie konnte es nun mal nicht ändern. Sie würde alles tun, um ihm zu helfen, absolut alles.

»Man muss die Hilfe auch wollen, April«, sagte Jessica. »Gabriel ist zu stolz dafür. Das war schon immer sein Problem. Er bildet sich ein, alles allein schaffen zu müssen, der typische einsame Wolf.«

Sie lächelte.

»So sind Männer nun mal. Lieber landen sie im Meer, als nach dem Weg zu fragen. Aber dasselbe gilt auch für dich.«

»Für mich?«

»Genau, denn du wirst all das auch nicht ganz allein schaffen«, erklärte Jessica. »Ja, es stimmt, du bist die Furie, und, ja, das ist bestimmt eine sehr schwere Last, aber denk daran, dass du nicht allein bist. Du hast Menschen, mit denen du reden kannst, und Freunde, denen du vertrauen kannst, also tu es auch. Dafür sind sie schließlich da.«

April sah sie an. »Wieso habe ich das Gefühl, dass gleich noch ein ›Aber‹ kommt?«

»Aber wähle deine Freunde mit Bedacht. In dir schlummert etwas unglaublich Mächtiges. Das solltest du nicht unterschätzen, denn viele würden etwas darum geben, deine Gabe kontrollieren zu können. Stelle jeden infrage, der dir begegnet, und überlege dir, welche Motive andere haben könnten, sogar ich.«

»Sie? Aber ich bin doch zu Ihnen gekommen. Und wofür könnten Sie die Furie schon einspannen wollen?«

»Alle Menschen lieben die Macht, ob bewusst oder unbewusst. Deshalb habe ich Isabelle auch nichts von dem Weißen Buch gesagt.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Im Gegensatz zu dir wollte Isabelle das Liber Albus nicht für jemand anderen, sondern für sich selbst.«

Plötzlich war ihr klar, weshalb Benjamin in jener Nacht in Ravenwood unbedingt den Drachenhauch hatte haben wollen und Sheldon versucht hatte, sie ausbluten zu lassen. Wer sowohl die Krankheit als auch das Heilmittel unter Kontrolle hatte, könnte willkürlich eine ganze Armee an Vampiren erschaffen – und jedes Vampirnest oder Clans zerstören, die versucht hätten, seine oder ihre Autorität zu untergraben. Wem dies gelang, wäre eine Art Supervampir, der über Leben und Tod sämtlicher Lebewesen entscheiden konnte.

»Also hat Isabelle ... für die andere Seite gearbeitet?«

Ein ironisches Lächeln spielte um Jessicas Mundwinkel. »Ich weiß nicht, für wen sie gearbeitet hat oder ob das alles ihre Idee war, aber genau das meine ich. Macht kann das Schlechteste in den Menschen hervorbringen. Du fürchtest dich vor deiner Macht, und das ist sehr gut, weil du dir deine Entscheidungen gut überlegen und dich fragen wirst, ob du auch das Richtige tust. Bei Isabelle war die Antwort einfach – was am besten für sie war, musste das Richtige sein.«

April hatte keine Ahnung, was sie darauf erwidern sollte. So viele Fragen gingen ihr durch den Kopf, und auf keine gab es eine einfache Antwort. April hatte immer gedacht, Isabelle sei so wie sie gewesen – jemand, der mit seiner Gabe haderte und sich auf der Suche nach Hinweisen durch die Finsternis hangelte. Aber vermutlich war es blanker Zufall, dass das Virus ausgerechnet in ihrem Blutkreislauf zirkulierte – schließlich suchte der Krebs auch nicht nur die schlimmen Menschen heim, sondern traf sehr viele anständige –, deshalb gab es keinen Grund, weshalb eine Furie nicht auch egoistische und eigennützige Ziele verfolgen sollte.

»Und was ist mit ihr passiert? War sie in irgendetwas verstrickt? Musste sie deshalb sterben?«, fragte April, während sie erneut ein mulmiges Gefühl überkam. »Hatte es etwas mit Gabriel zu tun? Immerhin war er in der Nacht, als sie gestorben ist, ganz in der Nähe, allerdings kann er sich offenbar nicht daran erinnern.«

Jessica schüttelte den Kopf.

»Lass dich nicht zu vorschnellen Schlüssen verleiten. Und bevor du fragst – nein, ich weiß nicht, was mit Isabelle passiert ist. Aber wenn Gabriel die Erinnerung an diese Nacht verdrängt und aus irgendeinem Grund in den hintersten Winkel seines Gedächtnisses geschoben hat, lässt das ahnen, dass ihn ihr Tod in irgendeiner Weise traumatisiert hat. Genau weiß ich es allerdings nicht. Ich denke, du solltest mit ihm darüber reden. Wenn er sich jemandem öffnet, dann dir.«

»Danke, Jessica«, sagte April und stand auf. »Ich hatte schon Angst, ich müsste mir eine Standpauke anhören, weil ich Sie so überfallen habe.«

»Na ja, im Grunde hast du das ja auch. Wir können nicht länger so tun, als wäre alles in bester Ordnung. Wenn man in der Dunkelheit gefangen ist, gibt es nur einen Weg – weitergehen. Das ist schwierig, aber es gibt kein Zurück mehr. Man kann den Geist nicht wieder in die Flasche sperren.«

April nickte und nahm ihre Tasche.

»Trotzdem möchte ich mich für die frühe Störung entschuldigen.«

Jessica zuckte mit den Achseln und deutete auf ihren Schreibtisch. »Das Einzige, wovon du mich abgehalten hast, ist meine Büroarbeit. A propos – ich sollte wohl

lieber weitermachen.«

April musste die Augen zusammenkneifen, als sie die schmale lila Tür der Buchhandlung hinter sich schloss. Sie sah auf das Display ihres Telefons: Es war gerade einmal halb neun. Seufzend schlug sie den Weg zur U-Bahn ein. Eigentlich hatte sie keine Lust auf die Schule, aber Jessica hatte völlig recht: Sie musste weitermachen.

»April!«

Sie drehte sich um. Jessica stand im Türrahmen und winkte sie zu sich.

»Ich denke, das solltest du dir lieber mal ansehen«, sagte sie mit ernster Miene.

Jessica kehrte in den Laden zurück, schloss die Tür hinter ihnen ab und ging zu ihrem Schreibtisch, wo ein weißer gefütterter Umschlag lag.

»Was ist das?«

»Dreh ihn um.«

Ihr Tonfall verriet April, dass sie nicht sehen wollte, was sich in dem Umschlag befand. Vorsichtig hob sie ihn hoch und drehte ihn um.

»Iiiihhh!« Ein kleines, nasses Etwas fiel auf den Tisch. Es sah aus wie eine Nacktschnecke oder ein Stück Fleisch. »Was ist das?«

»Eine Zunge«, antwortete Jessica. »Jemand hat sie einem Tier herausgerissen und mir geschickt.«

»Oh Gott!« April wich einen Schritt zurück. »Aber wieso?«

»Das ist eine Nachricht an mich, April. Jemand will nicht, dass ich rede.«

»Mit mir? Die wollen nicht, dass Sie mit mir reden?«

»Vermutlich.«

»Aber dafür ist es zu spät«, sagte April mit einem Blick zur Tür.

»Dann wollen wir hoffen, dass du nicht bald meine Zunge geschickt bekommst«, gab Jessica mit einem grimmigen Lächeln zurück.

Neuntes Kapitel



April kämpfte gegen den Schlaf an. Der Unterricht war sterbenslangweilig – irgendetwas über metaphysische Gedichte und ihre Rolle in der ... keine Ahnung, worin. Erschwerend kam hinzu, dass Amy Philips das Referat hielt. Amy war die schlimmste Besserwisserin der ganzen Schule – und für diesen Posten gab es weiß Gott mehr als genug Kandidaten.

»Andrew Marvells Gedicht An seine spröde Geliebte spielt auf beinahe selbstbewusste Art und Weise auf die Tradition der Poesie an«, schwadronierte Amy, die ihren Auftritt vor der Klasse sichtlich genoss. »Doch in Wahrheit handelte es sich um einen gänzlich neuen Ansatz in der Lyrik, bei dem die Freiheit des Ausdrucks im Vordergrund stand.«

»Gott, ist das öde«, flüsterte Caro. »Ich hätte nie gedacht, dass jemand Tames Idee, den Schülern das Zepter in die Hand zu geben, so ernst nehmen würde.«

April kicherte unterdrückt und kassierte prompt einen vernichtenden Blick von Amy. April hatte in dieser Woche bereits drei von Schülern gehaltene Stunden hinter sich gebracht. Grundsätzlich hatte sie nichts dagegen, ein Thema kontrovers zu diskutieren, doch Tames Neuerung brachte ein Problem mit sich: Diejenigen, die sich vor die Klasse stellten und endlos über ein Thema referieren wollten, waren die schlimmsten Streber der ganzen Schule. Erst wenn man gezwungen war, jemandem wie Amy Philips zuhören zu müssen, wurde einem bewusst, wie schwierig es war, ein so trockenes Thema wie Poesie halbwegs interessant zu vermitteln.

Doch die neue Unterrichtsmethode war nicht die einzige beunruhigende Veränderung in Ravenwood: Beinahe täglich sah man Männer in weißen Kittel zu den Laboren der »Sonderprojekte« im Keller des Schulgebäudes marschieren, außerdem tauchte ständig neues Personal auf den Gängen auf.

April schlug eine neue Seite auf ihrem Block auf und schrieb:

Was läuft denn da im Keller?

Caro war zu einem »Sondervortrag« über die biologische Weiterentwicklung oder etwas ähnlich Ominösem eingeladen worden, worüber sie völlig aus dem Häuschen gewesen war – nicht unbedingt wegen des Themas, sondern weil Simon ein absolutes Ass in Bio war. Folglich würde er ebenfalls daran teilnehmen, und sie konnten nebeneinander sitzen, so wie früher, bevor Ling und die Blutsauger ihn sich gekrallt hatten. Caro nahm Aprils Stift und schrieb:

Molekularmodelle, irgendein merkwürdiges Zeug mit Hypnose-TV und massenhaft »praxisorientierte« Wissenschaft.

Sie zeichnete einen Pfeil neben das Wort »praxisorientierte« und schrieb:

Im Klartext: Geld für RW

April nahm den Stift.

Und was ist mit Simon?

Mit einem verschmitzten Lächeln malte sie ein Herz neben seinen Namen. Caro riss ihr den Stift aus der Hand und strich es durch.

Kannst du komplett vergessen. Es ist, als wäre er einer Sekte beigetreten.

Mitfühlend drückte April Caros Hand. »Tut mir leid«, formte sie lautlos mit den Lippen.

Endlich läutete es. April stieß einen erleichterten Seufzer aus. Unter Amys strengem Blick verließen sie das Klassenzimmer, und Caro streckte ihr die Zunge heraus.

»Wie erwachsen von dir«, bemerkte Amy. »Kein Wunder, redet kein Mensch mehr mit dir, Caro Jackson.«

»Wie kommst du denn darauf? April redet doch mit mir.«

»Ja, schon, aber ihr seid ja auch zwei ...«

»Wir sind was?«

»Schräge Vögel.«

Caro brach in schallendes Gelächter aus.

»Du bezeichnest uns als schräge Vögel?«

Amy stemmte die Hände in die Hüften.

»Es wird allmählich Zeit, dass ihr erwachsen werdet und begreift, dass Charles Tame ...«

»Oh, ihr seid also schon beim Du angelangt, ja?«, unterbrach Caro. »Hat er dir denn auch Individualunterricht angeboten?«

Amys bleiche Wangen färbten sich feuerrot, was April verriet, dass Caro ins Schwarze getroffen hatte: Das Mädchen schwärmte für den neuen Schulleiter. Wie jemand in Dr. Tame etwas anderes sehen konnte als einen abscheulichen Widerling, war ihr ein echtes Rätsel.

»Das liegt nur daran, dass ihr nicht begreift, wie wichtig seine Arbeit ist«, erklärte Amy schmollend. »Weil ihr keinerlei Fantasie habt.«

»Oh, ich weiß ganz genau, wie wichtig seine Arbeit ist, Amy«, widersprach Caro. »Und du bist hier diejenige, der es an Fantasie fehlt. Wie wär's, wenn ich dir mal genau erkläre, was in Ravenwood vor sich geht?«

April packte Caro am Arm und zog sie mit sich. »Shhh!«, zischte sie. »Was soll das?«

»Diese blöde Kuh geht mir so was von auf die Nerven. Die halten sich alle für ...«

Sie verstummte abrupt, als sie um die Ecke bogen und die großen schwarzen Lettern an der Wand lasen:

UMARME DIE DUNKELHEIT

»Heilige Scheiße, was ist das denn?«, stieß Caro leise hervor und sah April an.

»Ist das nicht wunderbar?«

Sie fuhren herum und sahen Dr. Tame, der sie mit leuchtenden Augen beobachtet hatte.

»Wunderbar?«, wiederholte April ungläubig. »Sollten Sie nicht den Hausmeister holen, damit er das Geschmiere wegmacht?«

»Genau! Und herausfinden, wer das getan hat. Das ist doch Vandalismus, oder nicht?«

Tame schüttelte den Kopf. »Eure altmodische Haltung ist beinahe rührend, Mädels. Aber was wir hier sehen, ist ein Ausdruck von Kreativität, nicht von Vandalismus. Der Beweis dafür, dass ein Freigeist seinen Gefühlen ungeniert Ausdruck verliehen hat. Und der Beweis dafür, dass meine Worte Wirkung zeigen – in Ravenwood gibt es keine Grenzen mehr.«

»Wenn ich also ›Scheiß auf Ravenwood‹ auf die Tür schmiere, kriege ich ein Lob dafür?«, fragte Caro.

»Nein, Caro, das wäre etwas ganz anderes«, erwiderte Tame. »Weil du dich damit nicht dem Geist der neuen Zeiten anpassen würdest. Wie gesagt – geistige Offenheit, ja, Negativismus, nein.«

»Aber an ›Umarme die Dunkelheit‹ ist nichts Negatives, ja?«, hakte April nach.

»Absolut nichts, April. Meiner Meinung nach ist diese Haltung sogar wichtig, wenn wir uns weiterentwickeln wollen. Wir müssen sowohl das Licht als auch den Schatten anerkennen, oder bist du anderer Meinung?«

Verdammte Scheiße, der Typ ist ja komplett von der Rolle, dachte April.

Tame trat vor, packte April am Arm und zog sie ein Stück den Korridor hinunter.

»Ehrlich gesagt bin ich sogar froh, dass ich dich hier sehe, April«, sagte er, scheinbar ohne Aprils Schmerzenslaut zu bemerken. »Ich wollte mit dir über deine neue Funktion reden.«

Sie blickte über die Schulter hinweg zu Caro, die jedoch nur mit den Achseln zuckte, ehe Tame April um die Ecke zog.

»Nun, April«, sagte er. »Wie hat dein Großvater die Neuigkeit aufgenommen, dass du ab sofort Schulsprecherin bist?«

»Er hat sich sehr gefreut«, antwortete April. Er war völlig aus dem Häuschen, aber das weißt du bestimmt sowieso längst, dachte sie.

»Hm. Das ist gut. Sehr gut sogar.«

April warf ihm einen Blick zu. Was hatte Tames plötzliches Interesse an Grandpa Thomas zu bedeuten? Und dann fiel der Groschen. Wie hatte sie bloß so naiv sein können? Grandpa war eng mit dem Schulbeirat verbandelt, von seinen Kontakten in die Politik und Wirtschaft ganz zu schweigen. Dr. Tame hatte April diese vermeintliche Ehre erwiesen, um bei ihrem Großvater Eindruck zu schinden. Und das Blöde war, dass es tatsächlich funktionierte.

Tame führte sie in den vorderen Teil des Schulgebäudes. April fielen zwei Jungs auf, die sich vor der Toilette herumdrückten. Beim Anblick von Dr. Tame schlüpfte einer von ihnen eilig durch die Tür. April erkannte auf der Stelle, dass die beiden

Schmiere standen, was auch Dr. Tame offenbar nicht entgangen war. Er ließ von April ab, marschierte hinüber und riss die Tür auf.

»Gibt's hier ein Problem, Gentlemen?«

April, die ihm nicht in die Toilette folgen wollte, spähte über seine Schulter und sah zwei Jungs – ihre Großkotzigkeit und ihre tiefdunklen Augen verrieten auf den ersten Blick, dass sie zu den Blutsaugern gehörten – aus einer der Kabinen treten, dicht gefolgt von einem kleineren, verängstigt dreinblickenden Jungen, der hektisch an seinen Manschetten herumfummelte. Hatten sie etwa getrunken? Hier? In der Schule?

»Gar keins, Sir«, antwortete einer von ihnen mit einem angedeuteten Lächeln. »Wir bereiten uns bloß auf die nächste Stunde vor.«

»In Ravenwood drücken wir uns nicht in dunklen Ecken herum, Calvin«, sagte Tame. »Was habe ich euch darüber gesagt, euer Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, sondern aufrecht durchs Leben zu gehen und dem Rest der Welt zu zeigen, was ihr seid?«

»Wie Sie meinen, Sir.« Calvin grinste.

April blieb der Mund offen stehen – wollte Tame die Übeltäter einfach laufen lassen? Er musste doch wissen, was hier los war, oder zumindest, dass sie nichts Gutes im Schilde führten. Doch statt ihnen eine Runde Nachsitzen aufzubrummen, schien er ihnen sogar noch Mut zuzusprechen. Tame, für den die Angelegenheit damit offenbar erledigt war, wandte sich ab und verließ die Toilette.

»Aber wollen Sie denn gar nichts unternehmen, Sir?«, fragte April, die ihm folgte. »Sie haben doch eindeutig etwas angestellt.«

»Ach, April, Jungs sind nun mal Jungs, das wissen wir doch«, meinte er und winkte ab. »Der junge Calvin ist sehr beliebt bei den anderen, ganz zu schweigen von seinen sportlichen Talenten. Du glaubst doch nicht im Ernst, dass sich eine Gardinenpredigt positiv auf seine Motivation auswirken würde. Nein, die Schüler sollen wissen, dass ich sie in allem unterstütze, solange sie nur die Leistung bringen, die ich von ihnen verlange. Leistung steht für mich an oberster Stelle.«

Sie standen vor einem leeren Klassenzimmer. Tame schob sie hinein.

»Wobei wir beim Thema wären«, sagte er und schloss die Tür. »Ich will, dass du als Schulsprecherin ein Zeichen setzt.«

»Ein Zeichen setzt?«, wiederholte April und blickte beklommen zur Tür. Sich ganz allein mit Tame in einem Zimmer aufzuhalten, war ausgesprochen unangenehm – vor allem jetzt, nachdem sie erfahren hatte, dass er offenbar nicht vorhatte, etwas gegen Übergriffe durch die Vampire auf dem Schulgelände zu unternehmen. Sie konnte nur spekulieren, was er sonst noch als im Rahmen des Akzeptablen betrachtete.

»Ganz genau. Ein Zeichen«, sagte er. »Du musst jemand sein, zu dem die Schüler aufblicken können, dem sie nacheifern wollen. Natürlich gibt es bessere Schüler als dich, schließlich ist Ravenwood eine der renommiertesten Schulen des Landes, deswegen brauchst du dir keinerlei Hoffnungen zu machen, mit ihnen mithalten zu können.«

Herzlichen Dank für die ermutigenden Worte, dachte April.

»Nein, ich möchte, dass du eine Führungspersönlichkeit bist. Jemand, der das Gute an Ravenwood verkörpert. Eine Art Aushängeschild, wenn du so willst.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich unbedingt die Richtige ...«

»Unsinn. Mit einer neuen Frisur und einer kleinen Shoppingberatung könntest du durchaus etwas hermachen. Aber das ist noch nicht alles. Ich will sehen, dass unsere neue Schulsprecherin eine Lanze für die Schule bricht. Deshalb habe ich ein kleines Interview mit der hiesigen Tageszeitung arrangiert.«

»Sie wollen, dass ich mit der Presse rede?«

»Aber natürlich«, antwortete er und blickte sie aus seinen seltsam bleichen Augen durchdringend an. »Nichts Großes, nur ein paar kurze schriftliche Fragen. Wir müssen kommunizieren, was für wunderbare neue Lehrmethoden wir hier in Ravenwood praktizieren. Das sollte doch kein Problem sein, oder?«

»Nein, ich ... ich weiß nur nicht so recht, was ich sagen soll.«

»Darüber brauchst du dir dein hübsches Köpfchen nicht zu zerbrechen. Ich erledige das für dich. Nach dem Motto Ravenwood ist die beste Schule der Welt ... blablabla ... die mich in allem unterstützt, was ich tue ... das Übliche eben. Dich brauchen wir nur für die Fotos.«

Er beugte sich vor und drückte eine Taste auf der Gegensprechanlage.

»Würden Sie ihn bitte reinschicken, Mrs Bagly?«

April fiel die Kinnlade herunter.

»Wollen Sie die Fotos etwa jetzt sofort machen?«

Oh Gott, dachte April, während sie zusah, wie der Fotograf hereinkam und seine Utensilien auspackte, Caro hat völlig recht. Der Mann ist wirklich gut. Indem er April in aller Öffentlichkeit beteuern ließ, wie glücklich sie in Ravenwood war, nahm er Schlagzeilen wie »Lehrerin kommt unter geheimnisvollen Umständen ums Leben« ihre Brisanz.

Zum Glück schien es der Fotograf eilig zu haben und machte lediglich ein paar Aufnahmen von ihr hinter dem Schreibtisch, wo sie so tun musste, als würde sie schreiben. Dann packte er zusammen und verschwand so plötzlich, wie er aufgetaucht war.

»Kann ich jetzt gehen?«, fragte April. Sie hatte nur einen einzigen Wunsch: so schnell wie möglich aus diesem Büro zu verschwinden.

Tame schürzte die Lippen.

»Gleich. Vorher muss ich dich noch um einen kleinen Gefallen bitten.«

Oh je, dachte April. Das verhiess nichts Gutes.

»Ich möchte, dass du im Umgang mit den anderen Schülern die Augen offen hältst. Achte einfach auf diejenigen, die ... nun, wie soll ich es ausdrücken? ... die ein Problem für uns darstellen könnten. Auf solche, die Schwierigkeiten mit ihren Noten haben oder nicht so recht zu den anderen Schülern passen. Vielleicht brauchen sie ja Hilfe. Deshalb möchte ich, dass du mir ihre Namen nennst.«

Unfassbar! Tame verlangte allen Ernstes von ihr, dass sie für ihn rekrutierte. Er wollte, dass sie sämtliche Schüler aussortierte, die nicht erwünscht waren – solche

wie Caro und wie sie selbst. Und vermutlich sollte sie ihm auch die Namen all jener nennen, die möglicherweise zugänglicher für seine Ideologien waren als andere.

»Habe ich mich klar ausgedrückt?«, hakte Tame nach.

»Ja, aber ich verstehe nicht ganz ...«

»Oh doch, das tust du, April«, sagte er und stand auf. »Du verstehst ganz genau, was ich von dir will. Wir sollten nicht deutlicher werden, als unbedingt notwendig. Wenn dein Großvater stolz auf dich sein soll und du weiterhin an dieser Schule bleiben möchtest, tust du, was ich von dir verlange.«

»Und wenn ich Nein sage?«

Tames Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen.

»Was für eine alberne Frage. Wenn du nicht tust, was ich sage, findet unsere Freundschaft ein sehr jähes Ende. Und du willst doch, dass ich auch weiterhin dein Freund bin, oder, April?«

April wollte am liebsten etwas ganz anderes: Am liebsten hätte sie sich auf ihn gestürzt und ihm seinen mageren Hals umgedreht. Sie wollte nichts mit Dr. Charles Tame und seinen »neuen Methoden« zu tun haben. Andererseits hatte er völlig recht: Sie konnte nicht ablehnen, da sie es nicht riskieren konnte, von der Schule zu fliegen; nicht jetzt, wo sie der Wahrheit so nahe war. Nein, sie musste mitspielen, besser gesagt, sich tot stellen. In diesem Moment hatte sie eine Idee.

»Gut, nur eines noch.«

»Und zwar?«

»Wie war das neulich? Sie sagten, Sie wollen die Hausaufgaben abschaffen. Na ja, bei all der Extraarbeit, die in nächster Zeit auf mich zukommt, wäre es vielleicht ganz sinnvoll, wenn Sie mit meinen Lehrern reden würden. Vielleicht könnten sie dafür sorgen, dass meine Noten ein bisschen besser werden. Das würde ein wenig Druck aus der Sache herausnehmen.«

Wie erwartet, schien Tame entzückt über ihre Bitte zu sein. Unaufrichtigkeit, Manipulation – das war sein Metier. Wenn April bereit war, sich ihren Abschluss zu erschummeln, hatte er sie vollends in der Hand und konnte sie ungeniert für seine Zwecke einspannen.

»Ich denke, das lässt sich machen«, meinte er und hielt die Tür auf. »Oh, einen Moment noch«, sagte er und zog etwas aus seiner Hosentasche. »Das hier wirst du brauchen. Damit es alle sehen können.«

April nahm ihm den Gegenstand aus der Hand. »Schulsprecherin« stand auf dem emaillierten Messinganstecker.

Zehntes Kapitel



Hey, Süße«, sagte Ling und stemmte eine Hand in die Hüfte. »Sieht gut aus.« April unterdrückte ein Stöhnen. Sie hatte versucht, unbemerkt das Schulgebäude zu verlassen, da eine Begegnung mit Ling und den anderen Blutsaugern so ziemlich das Letzte war, wonach ihr nach ihrem Gespräch mit Doctor Death der Sinn stand. Aber es gab kein Entrinnen: Ling stand mit Chessy, Simon und einem Grüppchen Möchtegern-Schlangen direkt vor dem Tor, an dem April vorbeimusste, wenn sie das Schulgelände verlassen wollte.

»Hi, Ling, wie geht's?« April zwang sich zu einem Lächeln.

»Superklasse, Schatz, genauso wie dir.«

Nicht zum ersten Mal wusste April nicht recht, wie sie Lings Verhalten einschätzen sollte. Ob sie ihre Verwandlung bereits hinter sich hatte? Doch auf den zweiten Blick erkannte sie, dass Ling sich zwar bis zum Anschlag aufgebrezelt hatte – Falten-Mikromini, blütenweiße Bluse, deren oberste drei Knöpfe offen standen, und schwarze Wildlederstilettos –, unter all dem kunstvoll aufgetragenen Make-up jedoch immer noch die Reste ihrer Aknenarben zu erkennen waren. Vampire haben keine Pickel, dachte sie.

Chessy trat vor. »Wo ist denn deine kleine Freundin Davina heute?«, fragte sie mit einem Anflug von Sarkasmus in der Stimme.

Mit gespielter Gleichgültigkeit zuckte April die Achseln. Davina war unüberhörbar nicht mehr Teil der Clique, und wenn April dazugehören wollte, wie Tame es von ihr verlangte, musste sie sich notgedrungen auf ihre Spielchen einlassen.

»Keine Ahnung«, antwortete sie. »Ich habe sie nicht gesehen.«

»Vielleicht ist sie ja krank, oder was meint ihr, Mädels?«, fragte Chessy in die Runde, was die anderen mit zustimmendem Gelächter quittierten.

»Also, mich macht sie jedenfalls krank, so viel steht fest«, warf Ling ein. »Und es sieht ganz so aus, als hätten wir eine neue Anführerin, was, Herzchen?«

April wandte sich Simon zu, der die Hand ausstreckte und den »Schulsprecher«-Anstecker berührte. »Gefällt mir, April«, sagte er ganz langsam.

Bei genauerem Hinsehen fiel April auf, dass seine Augen ganz glasig waren und sein Blick ruhelos umherirrte. Oh Gott, er nahm doch wohl keine Drogen, oder? Simon war stets so vernünftig und bodenständig gewesen, aber wenn ihm tatsächlich eine Horde glamouröser Vampire den Kopf verdreht hatte, war schwer abzuschätzen, wie er sich verhalten würde. Vor ihr stand ein Simon, den sie nicht kannte, das war die bittere Wahrheit.

»Cal sagt, du hängst mit Dr. T. ab«, fuhr Chrissy fort. »Er hat dich wohl unter seine Fittiche genommen.«

»Das ist sicher nicht das Einzige, was er sich genommen hat, daraufgehe ich jede Wette ein«, warf Simon mit einem lüsternen Grinsen ein.

April starrte ihn finster an.

Dass Simon sich gern mit den Schlangen abgab, war eine Sache, aber dass er nun denselben beißenden Sarkasmus an den Tag legte, war ihr neu.

»Nein, nein, dafür ist der supertolle Gabriel zuständig, stimmt's, Baby?«, meinte Ling.

»Das kann ich ihr nicht verdenken«, warf Chessy ein. »Manchmal wünsche ich mir heute noch, er käme mich mitten in der Nacht besuchen.«

Gabriel und Chessy?, dachte April entsetzt. Das war völlig unmöglich. Chessy wollte sie nur hochnehmen. Oder? Doch dann fiel ihr die Geburtstagsparty bei Davina wieder ein, als Chessy mit Gabriel nach oben verschwunden war. Allein bei dem Gedanken wurde ihr speiübel – allerdings konnte sie einen Anflug von Eifersucht nicht leugnen. Wenn man bedachte, dass sie Gabriel niemals küssen konnte, weil ein Kuss von ihr seinen sicheren Tod bedeuten würde, konnte sie in ihrer Rolle als seine Freundin nicht gerade glänzen. Chessy und Gabriel konnten sich hingegen ohne jede Scheu küssen – oder Gott weiß was sonst noch –, und was das betraf, konnte April nun einmal nicht mithalten.

»Was hast du eigentlich am Samstag vor?«, erkundigte sich Ling.

»Äh ... gar nichts ... denke ich zumindest«, stammelte April und fragte sich, worauf die Frage hinauslief.

Ling und Chessy lächelten einander zu.

»Sehr gut«, meinte Ling. »Weil ich nämlich eine kleine Party chez nous geplant habe und mich gerade frage, ob du nicht vielleicht kommen möchtest.«

»Und bring Gabriel mit.« Chessy schnurrte förmlich, als sie seinen Namen sagte. »Ich würde ihn so gern wiedersehen.«

»Und bring Caro mit«, sagte Simon, was ihm einen vernichtenden Blick von Ling einbrachte.

»Klar, wieso nicht?«, meinte Chessy, die die gereizte Stimmung zwischen den beiden sichtlich genoss. »Vielleicht kann sie ja welche von ihren Käsehäppchen mitbringen.«

April nickte bloß. »Tja, dann bis Samstag«, meinte sie und schob sich an ihnen vorbei auf den Bürgersteig.

»Freu mich schon«, trällerte Chessy.

Zutiefst gekränkt stapfte April den Hügel hinauf. Sie hatte das untrügliche Gefühl, dass sie sich über sie lustig machten. Die Idee, sich unter die Blutsauger zu mischen, war eindeutig gescheitert, so viel stand fest. Dr. Tame mochte sie als eine Art Zirkusaffen engagiert haben, aber wenn sie das Vertrauen der Schlangen gewinnen wollte, würde es nicht genügen, dass Dr. Tame offiziell die Hand über sie hielt. Sie dachte an jenen eisigen Nachmittag zurück, als Ling sich ihr auf der Bank vor der Kirche anvertraut hatte. Damals hatte es den Anschein gehabt, als hätte sie Angst vor dem, was in Ravenwood vorging, als ekle es sie regelrecht an. Und jetzt? Offensichtlich hatte Ling nahtlos Davinas Platz als Bienenkönigin in der Honigfalle

von Ravenwood eingenommen. Sie mochte noch keine richtige Vampirin sein, was sie jedoch nur umso gefährlicher machte, da die Blutsauger sie nach allen Regeln der Kunst verführt und auf ihre Seite gebracht hatten.

»Mist«, stieß April hervor. Die Begegnung mit den Schlangen hatte sie derart aus dem Konzept gebracht, dass sie instinktiv den Weg zum Pond Square eingeschlagen hatte. Du wohnst nicht mehr hier, Dummkopf, sagte sie sich und bog in die Swain's Lane ein, die zur U-Bahn führte. Es schien, als könnte sie im Moment einfach nichts richtig machen. Es war ihr nicht gelungen, Gabriel zu helfen, Dr. Tame benutzte sie schamlos für seine Zwecke, und nicht einmal die Blutsauger ließen sich dazu bewegen, sich mit ihr anzufreunden. Und im Grunde konnte sie es ihnen nicht verdenken. Vampire seien von Natur aus argwöhnisch, und April sei ganz besonders verdächtig für sie, sagte Gabriel immer. Sie hatte den Brand in Mr Sheldons Haus unbeschadet überstanden – das bedeutete, dass sie entweder Riesenglück gehabt hatte oder irgendetwas vor sich ging, wovon die Blutsauger nichts wussten. Und Ungewissheit mochten Vampire nicht, so viel wusste sie. Sie würden sie in nächster Zeit sehr, sehr genau beobachten, jeden einzelnen ihrer Schritte.

Schließlich erreichte sie das schwarze schmiedeeiserne Nordtor des Friedhofs und blieb stehen. Unwillkürlich kam ihr jene Nacht wieder in den Sinn, als sie das erste Mal hier gewesen war – sie dachte an Isabelle, Gabriel und dieses unsichtbare Geschöpf mit den tiefdunklen Augen. Nun, da vereinzelt Sonnenstrahlen durch das dichte Blätterdach drangen und Insekten und winzige Staubkörner in den Lichtkegeln tanzten, wirkte alles so friedlich. Welche Finsternis mochte sich über diesen friedlichen Ort gesenkt haben? War es etwas wirklich Böses? Gab es das überhaupt, etwas zutiefst Böses? In diesem Moment registrierte sie eine Bewegung und erstarrte. Am Ende des Wegs, höchstens zweihundert Meter entfernt, stand ein Mann. Sie erkannte ihn auf Anhieb: Es war der Friedhofsaufseher, den sie bei ihrer Besuchertour kennengelernt hatte.

»Hey«, rief sie. »Hier drüben! Ich bin's, April Dunne!«

Der Mann drehte sich um, und für den Bruchteil einer Sekunden trafen sich ihre Blicke. Seit ihrer Begegnung waren so viele seltsame Dinge passiert, dass sie beinahe glaubte, der Mann sei lediglich ein Produkt ihrer Fantasie, eine Art Gespenst, das ihr Verstand in seiner unendlichen Trauer heraufbeschworen hatte.

»Bitte!«, rief sie. »Ich muss unbedingt mit Ihnen reden.«

Er musste sie gehört haben – er hatte sie bemerkt, daran gab es keinen Zweifel –, doch er wandte sich um und verschwand zwischen den Bäumen.

»Nein, bitte kommen Sie zurück!«, rief sie abermals. »NEIN! Bitte gehen Sie nicht weg.«

Einen kurzen Moment überlegte sie, einfach über das Tor zu klettern, allerdings würde sie es wahrscheinlich nicht schaffen, in ihrer Schuluniform die Eisenspitzen zu überwinden.

»Mist!« Sie rannte an der hohen Ziegelmauer entlang den Hügel hinab. Vielleicht war der Grabpfleger ja den Pfad hinuntergegangen, und sie konnte ihm den Weg abschneiden. Schließlich bog sie um die Ecke und blieb vor dem Friedhofseingang

stehen. Mit beiden Händen packte sie die schwarzen Eisenstreben und zwängte ihr Gesicht dazwischen, in der Hoffnung, ihn irgendwo zu erspähen. Wo war er? Wenn er den Hügel hinuntergegangen war, musste er irgendwann zwangsläufig auf dem Vorplatz auftauchen.

»BITTE!«, rief sie verzweifelt. Ihr war völlig klar, dass sie wie eine Irre wirken musste, aber aus irgendeinem Grund war sie davon überzeugt, dass dieser Mann ihr etwas über das Verschwinden ihres Vaters sagen konnte. »Ich kümmere mich um die Gräber.« Hatte er nicht genau das an jenem Morgen der Besichtigungstour gesagt? Sie machte kehrt, rannte zum Haupttor und rüttelte daran. Verdammt, dachte sie und klopfte ans Fenster der Friedhofsverwaltung.

»Miss Leicester!«, rief sie. »Hier ist April. April Dunne! Können Sie mich reinlassen?«

Augenblicke später erschien das Gesicht der alten Frau hinter dem Fenster, allerdings war nichts von dem Mitgefühl auf ihren Zügen zu erkennen wie bei ihrer letzten Begegnung. Stattdessen hatte sie die Lippen zu einer schmalen Linie zusammengepresst, als ärgere sie sich über die Störung.

»Was willst du?«, fragte sie, schloss das Tor auf, stellte sich jedoch dazwischen, sodass April nicht eintreten konnte.

»Bitte lassen Sie mich rein, Miss Leicester, es ist wichtig.«

Die alte Frau schürzte die Lippen.

»Ich bin nicht sicher, ob das angemessen ist, April«, sagte sie.

April schüttelte verwirrt den Kopf.

»Wie meinen Sie das?«

»Der Zugang zum Friedhof ist ausschließlich Angehörigen der hier Bestatteten gestattet.«

»Aber ich bin doch eine Angehörige«, erwiderte April ungeduldig.

»Nein, April, das stimmt nicht. Ich möchte ja nicht taktlos sein, aber dein Vater liegt nicht länger hier begraben. Damit bist du keine offizielle Angehörige mehr, oder?«

April starrte sie entgeistert an. »Sie wollen mich doch hochnehmen, oder?«

»Ich fürchte, nicht. In unserer Hausordnung steht klipp und klar ...«

»Dafür habe ich jetzt keine Zeit ...«, blaffte April. »Ich will ja gar nicht zu Daddys Grab, sondern nur hinein und mit Ihrem Grabpfleger reden.«

Miss Leicester kniff die Augen zusammen.

»Grabpfleger? Welcher Grabpfleger?«

»Ich weiß nicht, wie er heißt. Ich bin ihm nur einmal begegnet und habe ihn gerade am Nordtor gesehen. Vielleicht weiß er ja etwas über Dads Verschwinden.«

Miss Leicester warf ihr einen eigentümlichen Blick zu.

»Ich glaube nicht, dass hier jemand ist, der dir helfen kann, April. Die Polizei hat alle Mitarbeiter befragt. Hätte jemand etwas gewusst, hätte er oder sie es bestimmt gesagt.«

»Herrgott noch mal, wieso lassen Sie mich nicht einfach rein, Sie elende alte Hexe?«, schrie April.

»Was ist denn hier los, April?«

Sie zuckte zusammen, als sich eine Hand auf ihre Schulter legte.

»Mr Gordon«, stieß sie beim Anblick des Pfarrers erleichtert hervor. »Gott sei Dank, dass Sie hier sind. Könnten Sie bitte Miss Leicester sagen, dass sie mich reinlassen soll? Ich muss mit jemandem reden, den ich gerade drinnen gesehen habe. Es ist sehr wichtig.«

Sie sah, wie der Pfarrer und Miss Leicester einen Blick tauschten. Mr Gordon mochte ein netter Mann sein, aber sie kannte diesen Blick nur allzu gut: Regen sie diese Irre nicht weiter auf, sonst dreht sie noch vollends durch, sagte er.

April schloss die Augen und ließ die Schultern sacken. Es war zu spät. Der Grabpfleger – oder wer auch immer er sein mochte – hatte nicht mit ihr reden wollen und konnte inzwischen über alle Berge sein. Der Friedhof war der perfekte Ort, um sich unsichtbar zu machen. Außerdem war es garantiert kein kluger Schachzug gewesen, Miss Leicester als »elende alte Hexe« zu bezeichnen. Sie wandte sich der alten Frau zu, deren Gesicht tiefrot angelaufen war, und trat sich im Geiste in den Hintern.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ganz ehrlich, ich hätte so etwas nicht sagen dürfen. Ich dachte nur, ich hätte etwas gesehen. Ich wollte nicht ... ach, ich weiß auch nicht, im Moment bin ich nicht ich selbst.«

»Vergessen wir das Ganze einfach, okay?«, presste Miss Leicester verkniffen hervor. »Vielleicht solltest du einfach später noch mal vorbeikommen. Ich bin sicher, wir können es einrichten, dass du das Grab deines Vaters in Begleitung besuchst. Am besten bringst du deine Mutter mit.«

April lächelte dünn. »Ja, ja, danke. Das ist sehr freundlich von Ihnen.«

Ein Besuch mit Silvia war so ziemlich das Letzte, wonach ihr der Sinn stand, trotzdem nickte sie dankbar. Wenigstens erteilte ihr die alte Schachtel kein Hausverbot. Mit Nachdruck schloss Miss Leicester das Tor, das lautstark ins Schloss fiel.

»Soll ich dich vielleicht begleiten?«, bot der Pfarrer an, als Miss Leicester in ihr Büro zurückgekehrt war.

»Nein, ich war auf dem Weg zur U-Bahn. Ich wohne inzwischen bei meinem Großvater in Covent Garden. Meine Mutter und ich ... zwischen uns herrscht im Augenblick Funkstille.«

»Oh, das tut mir leid. Kann ich irgendetwas tun? Vielleicht mit ihr reden?«

»Das ist sehr nett von Ihnen, aber ich glaube nicht, dass das etwas ändern würde.«

»Darf ich dich dann zur U-Bahn begleiten? Ich muss sowieso ein paar Broschüren in die Bibliothek bringen.«

April nickte. Schweigend gingen sie nebeneinander her den Hügel hinunter. April wusste nur zu gut, dass sie Mist gebaut hatte, aber aus irgendeinem Grund war sie sicher gewesen, dass eine direkte Verbindung zwischen dem Gärtner – oder wer auch immer er sein mochte – und ihrem Vater bestand. Erst jetzt dämmerte ihr, weshalb sie so die Beherrschung verloren hatte: Seit dem Verschwinden der Leiche ihres Vaters hatte sie das Gefühl beschlichen, dass sich das enge Band zwischen ihnen aufzulösen begann. Vor dem Einbruch in die Grabstätte hatte sie ihn

regelmäßig auf dem Friedhof besucht und ihm alles erzählt, was sie beschäftigte, als wäre er noch am Leben. Aber jetzt? Jetzt hatte sie nur noch ihre Erinnerungen. Und das tat weh. Und zwar sehr.

Nach einer Weile sah sie Mr Gordon an.

»Was ist Ihrer Meinung nach hier passiert?«

»Passiert?«

»Na ja, Sie wissen schon ... der Vandalismus, all die seltsamen Vorkommnisse auf dem Friedhof. Inspector Reece meinte, es hätte sogar Opferrituale gegeben.«

Der Pfarrer schwieg einen Moment.

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls nichts Gutes, April«, sagte er schließlich. »Aber dir brauche ich das ja wohl kaum zu erzählen. Und nicht nur der Friedhof, sondern auch die Kirche ist davon betroffen.«

»Ehrlich? Was ist passiert?«

»Ach, es ist bei Weitem nicht so schlimm wie das mit deinem Vater. Nur ein paar Sprüche an den Wänden und irgendwelche Sachen, die man mir vor die Hintertür legt. Streiche von Jugendlichen. Trotzdem mache ich mir Sorgen, dass es ... schlimmer werden könnte.«

Er sah sie mit ausdrucksloser Miene an.

»Es ist eine dunkle Zeit, April.«

Sie nickte. In diesem Punkt würde sie ihm gewiss nicht widersprechen. Einen Moment lang überlegte sie, ihm von der Tierzunge zu erzählen, die Jessica zugeschickt bekommen hatte, doch dann fiel ihr etwas Wichtigeres ein.

»Darf ich Sie etwas fragen, Mr Gordon?«

»Natürlich.«

»Ich muss immer wieder an Isabelle denken. Isabelle Davis. Sie haben mir doch erzählt, sie hätte sich wegen eines Buches an Sie gewandt.«

Als April bei der Suche nach dem Liber Albus nach St. Michael's gekommen war, hatte der Pfarrer ihr erzählt, auch Isabelle sei bei ihm gewesen und habe nach demselben Buch gesucht.

»Ja, natürlich. Isabelle, das arme Ding. Was ist mit ihr?«

»Sie war in der Buchhandlung, von der Sie mir erzählt haben, und hat mit der Besitzerin gesprochen. Sie hatte den Eindruck, dass ihre Absichten nicht die besten waren.«

Mr Gordon runzelte die Stirn.

»Isabelle hatte ihre Probleme, daran besteht kein Zweifel, und ich hatte auch Angst, sie könnte sich mit den verkehrten Leuten eingelassen haben. Irgendwie hatte ich das Gefühl, jemand benutzt sie ... nein, das ist nicht das richtige Wort dafür ... Es war eher, als beeinflusse sie jemand. Vielleicht ein Mann, mit dem sie zusammen war. Könnte das sein?«

April zuckte mit den Achseln. Das wäre durchaus möglich. Sie musste zugeben, dass sie, abgesehen von dem Wenigen, was Jessica ihr erzählt hatte, nicht viel über Isabelle wusste.

»Was könnte sie vorgehabt haben? Mit diesem Buch und all dem?«

»Okkultismus.«

»Okkultismus? Sie meinen Teufelsanbetung und solche Dinge?«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

»Nein, es war eher so, als hätte sie irgendwelchen albernem Unsinn über Flüche und Zaubersprüche im Kopf. Soweit ich es beurteilen kann, glaubte sie ernsthaft, dass sie wirken. Dass sie ihr zu Reichtum und Macht verhelfen.«

»Aber Sie glauben nicht daran?«

Er verzog das Gesicht zu einem ironischen Lächeln.

»Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.«

»Das stammt aus Hamlet, stimmt's? Wir haben das Stück erst letztes Halbjahr durchgenommen.«

Mr Gordon lächelte.

»Ich glaube fest daran, dass es eine ganze Menge dort draußen gibt, was wir nicht verstehen können – zumindest in diesem Punkt waren dein Vater und ich uns einig –, aber sollte Magie tatsächlich existieren, betrifft sie uns alle, nicht nur einige wenige Auserwählte.«

April nickte. Natürlich hatte er vollkommen recht – Vampire existierten, und obwohl sie im Vergleich zur restlichen Menschheit nur eine Handvoll waren, stellte ihre Existenz eine Bedrohung für die gesamte Weltbevölkerung dar. Diese wenigen Blutsauger konnten das Gleichgewicht auf der Erde ganz empfindlich stören. Und es stimmte auch, dass es eine Menge Dinge gab, die nicht einmal sie begreifen oder rational erklären konnte. So wie den Grabpfleger, zum Beispiel.

»Sie halten sich doch häufig auf dem Friedhof auf, Mr Gordon. Ist Ihnen je jemand aufgefallen? Jemand, der nicht dort sein sollte?«

»Du redest von den Vandalen?«

»Nein. Ich rede von Dingen, die nicht dort sein sollten.«

Er lachte nervös.

»So etwas wie Gespenster?«

»Na ja. So etwas in der Art, aber ... irgendwie auch wieder nicht. Wie der Grabpfleger, den ich gesehen habe.«

Er blieb stehen und sah sie an.

»Natürlich«, sagte er leise. »Geister, Gespenster, völlig egal, wie die Leute sie nennen, aber definitiv Dinge, die sich nicht erklären lassen.«

»Wirklich? Sie haben wirklich etwas gesehen?«

Der Pfarrer lachte leise.

»Ich bin nicht der Einzige, April. Wenn du im Internet recherchierst, wirst du feststellen, dass die Leute seit Jahrzehnten immer wieder unerklärliche Dinge auf dem Friedhof gesehen haben. Denk nur an diesen Unsinn über den ›Highgate Vampir‹. All das fing nur an, weil irgendjemand eines Nachts eine ›Spektralmaterie‹ beobachtet hat. Zweifellos handelt es sich bei der Mehrzahl dieser Sichtungen um optische Täuschungen, die entweder von einer überbordenden Fantasie oder der Tatsache herrühren, dass es ringsum massenhaft Häuser gibt, in denen es spuken

soll, wie The Gatehouse oder das Rose and Crown.«

»Aber was haben Sie beobachtet, Mr Gordon? Wieso glauben Sie mir, obwohl es niemand sonst tut?«

»Weil ich viel zu viel gesehen habe, um es leugnen zu können, April. Das wäre dumm von mir.«

Eine Woge der Erleichterung durchströmte sie. Einen Moment lang hatte sie geglaubt, sie hätte den Verstand verloren. Was natürlich absolut lächerlich war. April wusste sicher, dass Vampire, jene legendären, den Tiefen der menschlichen Fantasie entsprungenen Kreaturen, tatsächlich existierten: Sie saßen neben ihr in der Schule, standen in der Schlange in der Cafeteria oder im Americanos hinter ihr und bestellten Möhrenkuchen. Wissenschaftler mochten ihre Existenz noch nicht beweisen können, aber für April waren die Vampire keineswegs übernatürliche Wesen, sondern schlicht und ergreifend menschliche Wesen, wenn auch jeglicher Menschlichkeit beraubt. Der Grabpfleger hingegen schien einer anderen Gattung anzugehören; einer, die sie weder sehen noch hören noch verstehen konnte. Beweise hatte sie keine; er konnte ebenso gut nur ein alter Mann sein, der über den Zaun kletterte. Nicht dass er schweben würde oder etwas in dieser Art, aber irgendetwas an ihm ... stimmte nicht.

»Auf diesem Friedhof gehen Dinge vor, die ich nicht erklären kann«, fuhr Mr Gordon fort. »Weder als moderner, rationaler Mann noch als Geistlicher. Deinen Grabpfleger habe ich nicht gesehen, dafür aber einige Menschen oder ›Dinge‹, wie du es ausdrückst, die eigentlich nicht existieren sollten.« Er lächelte sie an. »Schon witzig, das Ganze, schließlich ist das Unsichtbare gewissermaßen mein Job, oder? Die Kirche verlangt von den Leuten doch ständig, an Unbegreifliches wie Wunder zu glauben und sich in die Hände eines Gottes zu begeben, den sie weder sehen noch in den meisten Fällen verstehen können. Trotzdem kriege ich es jedes Mal mit der Angst, wenn ich mit etwas Derartigem zu tun habe.«

April musste lachen. Es tat so gut zu hören, dass selbst ein Pfarrer genauso empfand wie sie.

»Und was geht auf diesem Friedhof Ihrer Meinung nach vor?«

Er schüttelte den Kopf.

»Das weiß ich nicht, aber fest steht, dass in Highgate etwas nicht stimmt. Irgendetwas ist hier, etwas Dunkles.«

»Etwas Dunkles?«, wiederholte April und musste wieder an die Worte an der Wand im Schulgebäude denken.

»Es ist nur so eine Ahnung, April, aber mir ist aufgefallen, dass sich in den letzten Monaten hier irgendetwas ausgebreitet hat.«

»Seit ich hier lebe, meinen Sie?«

Der Pfarrer holte tief Luft.

»Wenn ich ganz ehrlich sein soll, ja, April. Ich glaube, dass es tatsächlich etwas mit dir und deiner Familie zu tun hat. Dein Dad hatte eine Theorie, dass irgendwo im Untergrund etwas Böses existiert, das sich nun aus den Gräbern erhebt und sich auszubreiten beginnt. Ich habe keine Ahnung, ob er damit recht hatte, aber

inzwischen ist zu viel passiert, um leugnen zu können, dass es etwas mit dir und deiner Familie zu tun hat.«

Kurz überlegte sie, ob sie ihm alles erzählen sollte – dass sie die Furie war, von ihrer Liebe zu einem Vampir und der Tatsache, dass sie in eine Art heiligen Krieg zwischen den Untoten und – ja, wem eigentlich? – verstrickt war. Unvermittelt wurde ihr bewusst, dass sie keine Ahnung hatte, für wen sie eigentlich kämpfte. Doch sie war sich schmerzlich dessen bewusst, dass jeder, dem sie sich in den vergangenen Monaten anvertraut hatte, entweder tot oder in große Gefahr geraten war. Mr Gordon war ein netter Mann, und sie wollte auf keinen Fall, dass ihm etwas zustieß.

»Was soll ich tun? Wie kann ich diese Dunkelheit aufhalten?«

»Kämpfe, April. Ich bin sicher, mein Bischof bekäme einen Tobsuchtsanfall, wenn er hören würde, dass ich dir so einen Rat gebe. Aber ich sehe keine Alternative. Manchmal muss man sich eben für eine Seite entscheiden.«

»Was ist mit der Idee, die andere Wange hinzuhalten?«

»Was willst du tun, wenn der andere sie dir wegreißt? Ich kann dir nicht sagen, was du tun sollst, aber wäre ich an deiner Stelle, würde ich den Kampf gegen sie aufnehmen.«

Ein Lächeln spielte um seine Lippen.

»Tritt ihnen in die Eier, April. Genau das hätte Jesus jedenfalls getan.«

April brach in Gelächter aus, in das der Pfarrer einfiel.

»Entschuldigung, das hätte ich nicht sagen dürfen. Das Lamm Gottes hätte sich natürlich für eine friedlichere Lösung entschieden, aber Jesus selbst hat nicht vor Gewalt zurückgeschreckt, wenn ihm etwas wichtig war. Denk nur an die umgeworfenen Tische der Geldwechsler im Tempel oder an Thomas, den Jesus aufgefordert hat, den Finger in seine Wunde zu legen, als er an seiner Auferstehung zweifelte.«

April runzelte die Stirn. Offenbar hatte sie im Religionsunterricht nicht sonderlich gut aufgepasst. Die Vorstellung von Jesus als Ninja, der den Ungläubigen in den Hintern trat, passte nicht so ganz in das Bild, das sie sich in der Sonntagsschule von ihm gemacht hatte. »Aber hat er nicht einen seiner Jünger ausgeschimpft, weil er einem römischen Wachmann ein Ohr abgeschnitten hatte?«

»Ja, das stimmt, aber nur, weil er gekreuzigt werden wollte.«

»Jesus wollte gekreuzigt werden?«

»Ich weiß, dass das ziemlich verrückt klingt, aber darauf beruht der gesamte christliche Glaube. Jesus hat sich verhaften und kreuzigen lassen, um so die Heuchelei der Römer und der Juden zu enthüllen. Er ist für unsere Sünden gestorben, aber auf gesellschaftlicher Ebene zeigt er jenen, die an ihn glauben, wie weit man manchmal gehen muss, um zu gewinnen.«

Sie blieben vor einer Kirche stehen, und Mr Gordon zeigte auf den geschnitzten Jesus an seinem Holzkreuz.

»Siehst du? Unsere Religion beruht auf dem Blut von Märtyrern – bestimmt weißt du, dass die Römer arme Christen in der Arena den Löwen zum Fraß vorgeworfen haben –, aber in den Köpfen der Leute besitzt der Tod mehr Macht als das Leben.

Hätte Jesus nicht begriffen, welche Macht einer durch Taten untermauerten Idee innewohnt, wäre das Christentum vielleicht heute noch eine Hinterwäldlersekte.«

»Sie wollen damit also sagen, dass ich mich opfern muss?«

»Nein, ich sage nur, dass du dich entscheiden musst. Ich weiß, dass ich mich wie ein irrer Fundamentalistenprediger anhöre, aber Jesus hat lediglich eine Entscheidung getroffen, sonst nichts. Überall um ihn herum passierten den Menschen schlimme Dinge, also ist er aufgestanden und hat gesagt ›Halt, jetzt reicht's‹. Er hat den Menschen Alternativen aufgezeigt und ein Zeichen gesetzt, dem sie nacheifern konnten, selbst wenn sie ihm nicht bis ans Kreuz folgen konnten.«

Plötzlich musste April wieder an Dr. Tame und seine Worte denken: dass sie als Schulsprecherin ein Zeichen setzen, Vorbild für andere sein sollte. Was, wenn sie ihre Vorbildfunktion in einer völlig anderen Art und Weise nutzte, als Dr. Tame vorgesehen hatte? Wenn sie ihre neue Stellung einsetzte, um jene neue Ideologie zu verändern, die er zu verbreiten versuchte? Sie wusste zwar noch nicht genau, wie sie das bewerkstelligen sollte, trotzdem erfüllte sie die Vorstellung mit neuer Energie. Inzwischen standen sie vor dem Zugang zum U-Bahnhof Archway.

»Ich muss hier entlang«, sagte sie. »Danke, dass Sie mir zugehört haben. Jetzt verstehe ich auch, weshalb mein Vater sich Ihnen anvertraut hat.«

»Nun, William Dunne war ein sehr kluger Mann und Vater einer sehr klugen Tochter.« Mr Gordon drückte Aprils Hand. »Du wirst schon das Richtige tun, April, das weiß ich.«

April konnte nur hoffen, dass er recht hatte. Sehr sogar.

Elftes Kapitel



Caro amüsierte sich augenscheinlich prächtig.

»Was ist das hier? So eine Art Kriegsrat?«, fragte sie und stopfte sich eine Handvoll Chips in den Mund. Vermutlich wäre es ihr noch lieber gewesen, sie hätten sich in einem abgelegenen Bunker verbarrikadiert statt in Aprils Zimmer.

»Stimmt genau«, sagte April und sah zuerst zu Caro und Gabriel hinüber und dann zu Fiona, die via Laptop zugeschaltet war. »Es wird Zeit, dass wir zurückschlagen, deshalb sind wir hier. Wir müssen endlich den Kampf gegen die Blutsauger aufnehmen, statt immer bloß zu warten, bis sie angreifen. Das haben wir inzwischen oft genug erlebt.«

Nach ihrem Gespräch mit dem Pfarrer konnte April es kaum erwarten, endlich zu handeln, statt immer nur zu reden. Sie hatte Gabriel angerufen – ausnahmsweise war er mal sofort rangegangen – , ein Taxi zu Caro geschickt und Fee übers Internet angerufen. Sie musste ununterbrochen daran denken, was Mr Gordon gesagt hatte: Wenn Jesus bereit war, sich die Hände schmutzig zu machen, warum sollten sie es dann nicht auch sein? Nicht dass sie sich anmaßen würde zu glauben, sie spiele in derselben Liga wie er – sie schaffte es ja noch nicht einmal, zwölf Jünger um sich zu scharen –, doch die Worte des Pfarrers darüber, eine Idee als Waffe zu benutzen, gefiel ihr.

April ließ den Blick über die betrübten Gesichter schweifen.

»Natürlich stehen wir auf deiner Seite«, sagte Fiona schließlich. »Das ist doch klar. Aber das Ganze ist so deprimierend. Die haben die schlauesten Köpfe ihrer Generation, unbegrenzte Mittel und wahrscheinlich die Hälfte der Regierung und der Polizei unter Kontrolle, ganz zu schweigen von den vielen Anhängern, die vor der Tür auf uns warten. Und was haben wir? Euch drei im alten Zimmer deiner Mutter und mich, die hier oben in Schottland festsitzt. Das klingt nicht gerade nach Chancengleichheit.«

»Pfeif auf die Chancengleichheit!«, rief April, die ihre Wut nicht länger zügeln konnte. »Wir haben keine andere Wahl. Wir müssen sie aufhalten. Wir müssen. Sonst sterben zahllose Menschen. Gabriel, sag du es ihnen!«

Gabriel schloss die Augen und nickte. »Du hast recht. Natürlich.«

April sah ihre Freunde an, um sicherzugehen, dass ihnen das Ausmaß der Bedrohung klar war.

»Ich weiß, dass all das beängstigend klingt, aber wir haben keine Zeit mehr, hier und da Schnipselchen zusammenzuklauben, um uns einen Reim auf das zu machen, was hier vorgeht. Wir müssen den Anführer der Vampire finden und ihn töten. Jetzt. So einfach ist das.«

»Einfach«, ätzte Caro, doch April wandte sich ihr zu.

»Ja, Caro. Einfach, ganz einfach. Sieh dich doch mal um. Was passiert denn die ganze Zeit an der Schule? Uns läuft die Zeit davon. Wenn wir nicht bald etwas unternehmen, können wir das Ganze vergessen. Wir werden verlieren. Alle werden verlieren – ihre Familie, Freunde, alles.

»Das mag ja sein, aber was sollen wir tun?«, fragte Fiona.

April sah zum Bildschirm. Trotz des Mitgefühls registrierte April auch leisen Zweifel auf ihren Zügen. Selbst ihre beste Freundin mit ihrem Pragmatismus und ihrer Entschlusskraft war nicht sicher, ob sie es schaffen konnten.

»Wir werden kämpfen, Fee«, sagte sie leise. »Ja, du hast recht, wir sind nur zu viert, und sie haben Tausende auf ihrer Seite, aber wir haben den Überraschungseffekt auf unserer Seite.«

»Und wir haben dich«, warf Gabriel ein.

Caro schnitt eine Grimasse.

»Hey, ich sage das nicht, weil ich herumschleimen will«, meinte er.

»Tust du aber«, widersprach Caro grinsend.

»Na gut, vielleicht ein kleines bisschen. Trotzdem: April ist die Furie und damit unsere Geheimwaffe. Zumindest hoffen wir, dass ihre Existenz noch geheim ist. Durch sie haben wir die Macht, jeden Vampir zu töten, ob nun von Geburt an oder verwandelt. Und damit nicht genug, denn die Furie ist das Einzige auf der Welt, wovor sich Vampire fürchten. Wenn es uns gelingt, ihnen das Gefühl zu geben, dass sie verletzlich sind, verschafft uns das vielleicht einen winzigen Vorteil, und ein winziger Vorteil ist immer noch besser als gar keiner.«

Inzwischen hatte Gabriel sich vorgebeugt und gestikulierte voller Eindringlichkeit. Zum ersten Mal an diesem Abend hatte April das Gefühl, als könnten sie es tatsächlich schaffen.

»Am Abend des Brands hat Sheldon etwas gesagt«, warf sie ein. »Eine Gefahr, die tödlicher ist als nur ihr Blut«, so hat er es ausgedrückt. Deshalb wollte er mir um jeden Preis die Kehle aufschlitzen und mein Blut im Waschbecken auffangen. Dadurch hätte er quasi die Atombombe gehabt. Er hätte sie noch nicht einmal zu zünden brauchen, sondern es hätte genügt, damit zu drohen.«

April traute ihren Ohren nicht – dass sie so über sich selbst sprach, dass jenes Blut, das durch ihre Venen floss, inzwischen zu einer tödlichen Waffe in einem Krieg geworden war ... Aber sie musste alles nutzen, was sie zur Verfügung hatten, auch wenn es noch so unheimlich war.

»Aber was ist mit den Wächtern?«, fragte Caro. »Sollten sie die Furie nicht beschützen? Und irgendeine Idee haben, was zu tun ist?«

April sah zu Gabriel hinüber, dem das Unbehagen ins Gesicht geschrieben war. Die Wächter hatten sich geschworen, sämtliche Vampire zu töten, ohne zwischen »guten« und »bösen« zu unterscheiden, außerdem war sie ziemlich sicher, dass er ihnen nicht über den Weg traute. Auch Elizabeth Holden hatte davor gewarnt, ihnen zu vertrauen. Vielleicht war Annabel Holden die letzte Wächterin gewesen, die tatsächlich helfen wollte.

»Na gut, ich bin dabei«, sagte Fiona. »Was soll ich tun?«

Eine Woge der Erleichterung durchströmte April. Vor wenigen Minuten hatte sie noch gedacht, sie müsste die Sache ganz allein durchziehen. Trotzdem hatte ihr Entschluss festgestanden: Wenn es nicht anders ginge, würde sie es eben tun. Sie hatten keine andere Wahl, daran gab es nichts zu rütteln. Sie konnte nicht untätig herumsitzen und zusehen, wie die Welt um sie herum zusammenbrach; schon gar nicht, wenn sie die Macht hatte, es zu verhindern.

»Okay. Das Allerwichtigste ist, den Vampirkönig zu finden. Vermutlich ist er derjenige, der hinter Ravenwood steht und die groß angelegte Verschwörung dirigiert. Wenn wir ihn haben, haben wir alle. Oder wenn wir ihnen ihren Anführer nehmen, haben wir zumindest gute Chancen, sie endgültig unschädlich zu machen.«

»Außerdem bekommen wir Gabriel zurück«, sagte Caro.

»Und hoffentlich auch alle anderen«, fügte April hinzu und sah Caro in die Augen. Sie wussten beide, wen sie damit meinte: Simon. Auch wenn April nach ihrem letzten Aufeinandertreffen auf dem Schulhof nur hoffen konnte, dass es noch nicht zu spät war. Er hatte mitgenommen ausgesehen, aber was noch viel schlimmer war – es hatte den Anschein gehabt, als hätte er mit dem Leben abgeschlossen, jenseits des Alkohols, der Drogen oder womit sie ihn sonst vollgedröhnt hatten. Ein Grund mehr, sich zu beeilen.

»Hey, da fällt mir gerade etwas ein«, sagte Fiona. »Wenn der König diese gierigen Geldsäcke überredet, sich auf seine Seite zu schlagen, muss er doch verraten, wer er ist und was er vorhat. Und das macht ihn angreifbar wie seit Langem nicht mehr. Was ein weiterer Vorteil für uns ist.«

April spürte, wie sie eine Woge der Zuneigung für ihre Freunde überkam. Sie wussten alle, dass die Vampire eine enorme Gefahr darstellten und sie ohne Weiteres im Leichenschauhaus enden konnten, wenn sie sich nicht vorsahen, und doch waren sie hier und legten sich mit Begeisterung ins Zeug. Und all das nur ihretwegen. Allein bei dem Gedanken zog sich ihr Herz zusammen. Na schön, vielleicht waren sie tatsächlich überzeugt, das Richtige zu tun, und vielleicht wollten sie tatsächlich nervtötenden Strebern wie Amy Philipps aus dem Englischkurs helfen, die keine Ahnung hatten, in welcher Gefahr sie eigentlich schwebten, aber das war nicht der wahre Grund. Stattdessen taten sie es nur, weil April sie darum gebeten hatte. Es war wunderbar und tragisch und angsteinflößend gleichermaßen. Tja, ich kann nur alles daransetzen, dass es auch wirklich funktioniert, dachte sie und schlug ihren Block auf einer leeren Seite auf.

»Also, wer ist der König?«, fragte sie in die Runde. »Hat jemand eine Idee? Oder eine Ahnung, wer es wissen könnte?«

»Wie wär's mit Doctor Death? Er ist doch der Cheerleader in Ravenwood«, schlug Caro vor. »Bestimmt weiß er es. Und mit der Polizei hat er auch zusammengearbeitet.«

»Kann sein«, meinte Gabriel nachdenklich. »Andererseits gehört er zu denen, die alles dafür geben würden, dem großen Anführer vorgestellt zu werden, damit er erfährt, was für einen tollen Job er da macht. Deshalb legt er sich so ins Zeug. Wir

dürfen ihn auf keinen Fall unterschätzen.«

»Das sehe ich genauso«, bestätigte Caro, auf deren Zügen sich ein Lächeln ausbreitete. »Aber ich halte ihn für eine geeignete Anlaufstelle. Das bedeutet aber auch, die Schulsprecherin muss mit ihm reden.«

April nickte verzagt. Auch wenn die Taktik einleuchtend klang, verspürte sie nicht die geringste Lust, noch mehr Zeit in Dr. Tames Gegenwart zu verbringen als unbedingt notwendig. Ein echter Drecksjob, aber irgendeiner muss ihn ja erledigen, dachte sie, notierte »Tame« und versah den Namen mit einem Pfeil zu ihrem eigenen.

»Sehr gut. Bei wem könnten wir es noch versuchen?«, fragte sie. »Der König muss eine Autoritätsperson sein, jemand mit Einfluss, wie ein Politiker oder sonst jemand, der etwas bewirken kann.«

»David Harper«, warf Fiona ein.

Die drei wandten sich dem Laptop-Bildschirm zu.

»David wer?«

»Lest ihr keine Zeitung?«, fragte sie. »Euer Parlamentsabgeordneter.«

Beim Anblick ihrer ausdruckslosen Mienen schnalzte Fiona mit der Zunge.

»Vor einem halben Jahr gewählt ... bei der Nachwahl, nachdem der Typ mit dem roten Gesicht gestorben war. Im Moment ist er Thema Nummer eins in der Polit-Szene, wie ein Rockstar oder so was. Noch hat er kein Ministeramt, aber er wird bereits als künftiger Parteivorsitzender gehandelt.«

»Wieso haben wir dann noch nie von ihm gehört?«

»Wer hat von David Cameron oder Tony Blair gehört, bevor sie ständig im Fernsehen aufgetaucht sind? Aber plötzlich wird er überall zitiert. Außerdem sieht er gut aus und hat offenbar Humor, was bei Politikern ja eher Seltenheitswert hat, deshalb liebt ihn die Presse.«

»Ich weiß nicht recht, worauf du hinauswillst, Fee«, meinte April stirnrunzelnd.

»Meinst du, dieser David Harper ist der König?«

»Quatsch, sonst könnte er wohl kaum durch die Gegend laufen, Babys küssen und sich für die Zeitung fotografieren lassen«, warf Caro ein.

»Nein, ich meinte, du könntest dich ganz offiziell an ihn wenden, nach dem Motto: Schulsprecherin der Londoner Top-Schule zeigt sich mit Top-Politiker. Die Gelegenheit für ein Foto mit dir wird er sich wohl kaum entgehen lassen. Vielleicht erfährst du ja dabei irgendetwas.«

Gabriel nickte.

»Er wäre perfekt für die Vampire. Politiker brauchen finanzielle Unterstützung und inhaltlichen Rückhalt. Genau den könnten sie ihm geben, und er könnte als Gegenleistung seinen Einfluss in ihrem Sinne geltend machen, sobald er erst einmal an der Macht ist.«

»Na gut, er steht schon auf der Liste.« April notierte seinen Namen. »Wer noch?«

»Dein Großvater hat doch erstklassige Beziehungen, oder nicht?«, sagte Caro. »Er hat Freunde bei der Polizei und in der Wirtschaft. Wieso fragen wir ihn nicht?«

Aprils Magen verkrampfte sich. Ein Gespräch mit einem Politiker oder der Versuch,

sich beim Rektor einzuschleimen, war eine Sache, aber ihren Großvater mit hineinzuziehen, erschien ihr nicht richtig, vor allem, nachdem er sich während der vergangenen Monate so rührend um sie gekümmert hatte. Sie hätte das Gefühl, sein Vertrauen zu missbrauchen. Außerdem würde er sich nach den jüngsten Geschehnissen sicher nicht auf ein korruptes Spiel und Vampire einlassen.

»Vergesst es«, sagte sie. »Dr. Tame hat schon mit ihm geredet – darüber, dass ich unter einer posttraumatischen Belastungsstörung leide. Er nimmt mich nie im Leben ernst. Vermutlich schickt er mich sogar zum Psychiater. Trotzdem werde ich meine Funktion als Schulsprecherin ausnutzen und versuchen, so viel wie möglich über Doctor Death herauszufinden.«

April sah ihren Freunden an, dass sie es kaum erwarten konnten, endlich loszulegen. Zum ersten Mal seit dem Brand in Sheldons Haus hatte sie das Gefühl, dass sie wieder fest im Sattel saßen – und etwas unternahmen, statt bloß auf der Stelle zu treten. Und offen gestanden gefiel ihr die Vorstellung, dass andere sie um Rat fragten und sich auf sie verließen. Vielleicht hatte die Funktion als Schulsprecherin ja doch ihren Reiz. Nun musste sie sie nur noch in die Schlacht führen. Der reinste Sonntagsspaziergang, dachte sie mit einem ironischen Lächeln.

»Okay, Fee, dann sieh zu, dass du so viel wie möglich über diesen David Harper herausfindest«, sagte sie. »Vielleicht stoßen wir ja auch noch auf andere Politiker, die für die Vampire interessant sein könnten. Caro, du konzentrierst dich auf den wissenschaftlichen Teil. Rede mit den Lehrern in den Laboren in der Schule. Vielleicht bringst du ja in Erfahrung, wie eng die Verbindung zu Agropharm ist. Biete ihnen Hilfe bei den Recherchen an. Ich halte mich an Tame. Möglicherweise hilft mir seine Publicitygeilheit, an David Harper heranzukommen.«

»Okay, Boss«, sagte Caro, doch niemand lächelte. Diesmal kannten sie ihren Gegner. Sie wussten, dass er tödlich war. Die Zeit für Späße war vorbei.

»Und was soll ich tun?«, fragte Gabriel, schob ihr Haar zur Seite und küsste ihren Hals.

»Mach einfach mit dem weiter, was du gerade tust«, sagte sie lächelnd.

Caro war mit dem Taxi nach Hause gefahren und Fiona im Cyberspace verschwunden, während sie allein mit dem Mann, den sie liebte, in ihrem Zimmer zurückgeblieben war – der Reiz des Verbotenen ließ sich nicht leugnen. Es hatte durchaus seine Vorteile, in einem Haus mit einem Butler zu leben. Grandpa schien Stanton als eine Art Anstandswauwau zu betrachten – solange er sich im Haus aufhielt, hatte keiner etwas dagegen, dass Gabriel zu Besuch kam. April sah zur Tür, als sie der dumpfe Verdacht beschlich, Stanton könnte sie durchs Schlüsselloch beobachten.

»Ich bin wirklich froh.«

»Worüber?«

»Dass du das Ruder in die Hand nimmst. Ich bin so stolz auf dich.«

»Ich habe schließlich keine andere Wahl, oder?«

»Falsch. Man hat immer eine Wahl, und trotzdem tust du das Richtige. Selbst wenn

es am Ende nicht funktionieren sollte.«

Sie sah ihn an.

»Selbst wenn ich am Ende sterben sollte, willst du damit sagen?«

»Ich werde nicht zulassen, dass dir irgendjemand etwas antut«, stieß Gabriel leidenschaftlich hervor. Genau dasselbe hat meine Mum auch gesagt, dachte April.

»Das weiß ich doch«, sagte sie leise. »Aber seltsamerweise macht mir das Risiko dabei überhaupt nichts aus. Das Einzige, was für mich zählt, bist du. Dass ich dich zurückhole. Die Vorstellung, dich nie richtig küssen zu können, ist unerträglich.«

Er grinste.

»Oh, aber du kannst mich doch küssen, nur nicht auf den Mund.«

»Du weißt genau, was ich meine.«

April setzte sich auf und lehnte sich gegen das Kopfteil des Bettes.

»Ich wollte nicht vor den anderen damit anfangen, Gabe, aber ...«

»Sehe ich sehr schlimm aus?«

Sie war froh, dass sie es nicht selbst auszusprechen brauchte. Gabes dunkles Haar saß wie gewohnt tadellos, seine Haut war perfekt, wie es sich für einen Vampir gehörte, und trotzdem wirkte er mitgenommen. Seine Augen schimmerten zwar in ihrem gewohnt tiefen Dunkelblau, nur das verschmitzte Funkeln fehlte.

»Ich fühle mich, als hätte ich seit Tagen nicht mehr geschlafen«, gestand er leise.

»Besser gesagt, wann immer ich die Augen schließe ...«

»Schlechte Träume?«, fragte sie und strich ihm behutsam über die Wange.

Er nickte. »Und es wird immer schlimmer. Es ist fast, als ...«

»Was, Liebling? Sag es mir. Du kannst mir alles sagen, das weißt du doch.«

Er seufzte tief, während er den Blick auf einen Punkt am anderen Ende des Raums richtete.

»Es ist fast, als wären es gar keine Träume.«

Er wirkte so niedergeschlagen, dass April ihn am liebsten in die Arme genommen und fest an sich gedrückt hätte.

»Was dann?«

»Sondern Erinnerungen.«

April schluckte.

»Erinnerungen woran?«, fragte sie, obwohl sie nicht sicher war, ob sie die Antwort wirklich hören wollte.

»An schlimme Dinge. An Blut. Und an den Tod.«

Ihr Magen fühlte sich an, als hätte sie eine Handvoll Glasscherben verschluckt. Sie wusste, was er damit andeuten wollte – es war genau so, wie Jessica vermutet hatte. Er wurde von schweren Gewissensbissen heimgesucht, wegen Isabelle und all der anderen Todesfälle, die er nicht hatte verhindern können. Und nun quälte er sich mit der Frage, was während seiner Blackouts passiert sein könnte. Mit der Frage, ob er jemanden getötet hatte und sich nicht mehr daran erinnern konnte. Sie spürte, wie ihr das Herz vor Angst bis zum Hals schlug.

»Du weißt doch gar nicht, ob es tatsächlich Erinnerungen sind, Gabe«, sagte sie und registrierte bestürzt den Anflug von Verzweiflung in ihrer Stimme.

»Kann sein ...«, sagte er. »Vielleicht sind es ja tatsächlich bloß Träume.«

Sie schlang ihm die Arme um den Hals und zog ihn an sich.

»Es sind nur schlechte Träume«, flüsterte sie und wünschte, sie könnte es tatsächlich glauben. »Nur schlechte Träume, ganz bestimmt.«

Zwölftes Kapitel



Sie stürmte den Korridor entlang in Richtung Eingang, in der Hoffnung, dass sie nicht zu spät dran war.

Verdammt Miss Marsh, dachte sie. Wieso müssen sich Lehrer auch unbedingt in alles einmischen?

Sie bog um eine Ecke, wobei sie ein Mädchen über den Haufen rannte, das ihr entgegenkam. Prompt landeten beide auf dem Hinterteil, wobei die Bücher des Mädchens quer über den Boden schlitterten.

»Tut mir leid«, sagte April, rappelte sich auf und stürmte weiter in Richtung Haupteingang. »Ich hab's eilig.«

Aprils Plan war denkbar einfach gewesen: Die Geschichtsstunde absitzen, aus dem Klassenzimmer stürmen, sobald es läutete, und versuchen, den Rektor zu erwischen, wenn er in den Wagen stieg. Sie hatte sich vorgenommen, Dr. Tame in eine geistreiche Unterhaltung über die Schule zu verstricken, sich bei ihm einzuschmeicheln, indem sie ihn noch einmal für den genialen Schachzug lobte, sie als die Schulsprecherin einzusetzen, um sich eine gute PR für Ravenwood zu verschaffen, und ihm anschließend so geschickt den Vorschlag für ein Treffen mit einem lokalen Politiker unterzujubeln, dass er ihn für seine eigene Idee hielt. Leider war ihr Plan nicht aufgegangen.

Miss Marsh, offenbar noch sorgsam darauf bedacht, es als neue Lehrerin allen an der Schule recht zu machen, hatte sie zurückgepiffen. Statt der erwarteten »Meine Tür steht dir immer offen«-Ansage hatte Miss Marsh leicht verlegen erklärt, Dr. Tame habe sie gebeten, April ein wenig mehr Unterstützung im Unterricht zukommen zu lassen. April hatte ihre Bitte, Tame möge ihr zu einer Vorzugsbehandlung verhelfen, längst wieder vergessen. Sie hatte genickt, irgendetwas von wegen einer »wichtigen PR-Angelegenheit« gemurmelt und die Kurve gekratzt.

Aber sie war zu langsam. Nur wenige Meter trennten sie noch von der Eingangstür, als ein Grüppchen Mädchen, angeführt von Chessy, aus der Damentoilette trat. Mist.

»Oh, hallo, Miss Schulsprecherin«, begrüßte Chessy sie feixend. »Wie geht's?«

»Danke, gut«, antwortete April und bemühte sich, nicht zu japsen.

»Haben wir's ein bisschen eilig? Hoffentlich wirst du nicht verfolgt.«

April runzelte die Stirn. Irgendetwas stimmte hier nicht. Die Mädchen in Chessys Schlepptau hatten dieses hinterhältige, selbstzufriedene Grinsen aufgesetzt, nach dem Motto »Wir gehören dazu, aber du nicht«.

»Nein, nein, mir geht's prima«, erklärte April.

»Das freut mich sehr«, fuhr Chessy fort. »Leider geht es nicht allen so gut, stimmt's, Mädels?«

Chessys Möchtegern-Schlangen – ausnahmslos frisch rekrutierte Mädchen, wie April bemerkte – kicherten und folgten ihrer Anführerin den Korridor hinunter. April wandte sich zum Gehen, blieb jedoch abrupt stehen. Verdammt, verdammt, verdammt, dachte sie und kehrte um. Irgendetwas stimmte hier nicht – Doctor Death würde warten müssen. Vorsichtig öffnete April die Tür zur Toilette und blieb stehen.

»Hallo?«, rief sie. »Ist jemand hier?«

Keine Antwort. Gerade als sie kehrtmachen wollte, hörte sie das Rauschen der Spülung und eine der Kabinentüren ging auf. April erkannte das Mädchen, das heraustrat, kaum wieder.

»Davina?«

Ihr Haar war zerzaust, ihre Lippe blutete, und auf ihrem Oberarm prangte ein leuchtend violettes Mal, das sie vergeblich unter dem Riss in ihrem Blusenärmel zu verbergen versuchte.

»Was ist denn mit dir passiert?«, rief April und schloss die Tür.

Davina trat zum Waschbecken, sichtlich um ihre Würde bemüht. »Nur eine kleine Meinungsverschiedenheit«, antwortete sie, beugte sich zum Spiegel und betupfte ihre Lippe mit einem Papiertuch.

»Eine Meinungsverschiedenheit?«, wiederholte April. Für mich sieht es eher aus, als hätten sie dich windelweich geprügelt.

»Ich dachte, ich könnte in Ruhe zur Toilette gehen, aber sie waren offenbar anderer Meinung.«

Mit zitternden Fingern öffnete sie ihr Schminktäschchen, wobei beinahe ihre Sachen herausfielen, und nahm ihren Kajalstift.

»Alles in Ordnung, Vina?«, fragte April und näherte sich ihr ganz vorsichtig, als wäre sie ein Pferd, das jederzeit durchgehen konnte.

»Mit mir?« Sie verstaute den Kajalstift in ihrem Täschchen. »Natürlich, was soll denn los sein?«

»Sei nicht albern. Lass uns darüber reden. Was zum Teufel ist hier los?«

Doch Davina starrte in den Spiegel, als könnte sie sich nicht überwinden, April in die Augen zu sehen.

»Das sieht doch jeder. Offenbar gibt es hier eine temporäre Machtverschiebung.«

Behutsam legte April ihr die Hand auf die Schulter. Davina fuhr zusammen.

»Komm, wir reden irgendwo, wo uns keiner hören kann.«

Davina holte zitternd Luft, dann nickte sie. »Wenn es sein muss.«

Sie führte Davina hinaus auf den Spielplatz und zu »ihrer und Caros« Bank. Erwartungsgemäß begann der Schnitt in Davinas Lippe bereits zu heilen, sodass vermutlich bald schon nichts mehr davon zu sehen wäre. Doch im hellen Licht des Tages gab es keinen Zweifel, dass nicht nur die Auseinandersetzung mit den Schlangen Spuren auf Davinas Gesicht hinterlassen hatte. Im Vergleich zu Gabriel sah sie aus, als hätte sie sich von einem Schiffswrack an Land geschleppt. Ihre Sachen waren zerknautscht, ihr Haar ungekämmt, und was am allerschlimmsten war – ihre Handtasche passte nicht zu ihren Schuhen.

»Es macht dir doch nichts aus, wenn ich hier sitze, oder?«, fragte Davina.

»Nein, überhaupt nicht«, antwortete April. »Im Gegenteil. Es freut mich, dass du hier bist.«

»Danke«, sagte Davina und blickte auf den Picknicktisch. »Es tut gut zu wissen, dass mich nicht alle hassen.«

»Weshalb sollte dich jemand hassen?«

Sie lachte freudlos.

»Das ist süß von dir, aber die Antwort darauf kennen wir wohl beide. Ich glaube, so was nennt man Schadenfreude.«

Davina lächelte, als sie sah, dass April die Brauen hob. »Lass uns den Tatsachen ins Auge blicken – es gab schon immer eine Menge Leute, die sich darauf gefreut haben, mich eines Tages auf die Nase fallen zu sehen.«

»Aber weshalb denn?«

Innerhalb von Sekunden schlug Davinas Selbstmitleid in Wut um.

»Mein dämlicher kleiner Bruder ist schuld«, fauchte sie. »Wie konnte er nur so blöd sein?« Sie sah April an. »Tut mir leid, eigentlich dürfte ich so etwas nicht laut sagen, oder? Du hast weiß Gott allen Grund, ihn zu hassen.«

»Schon gut«, wiegelte April ab. »In Wahrheit tut er mir eher leid.«

Genauer gesagt habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich ihn getötet habe, dachte sie.

Davina legte die Hand um Aprils Oberarm und drückte so fest zu, dass April beinahe vor Schmerz aufschrie.

»Danke«, sagte sie. »Du bist der erste Mensch, der etwas Nettes über ihn sagt. Ausgerechnet diejenige, auf die er losgegangen ist.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kapiere immer noch nicht, wieso er das getan hat. Vielleicht hat Sheldon, dieser hinterhältige Mistkerl, ihn dazu überredet. Ben hat ja den Boden geküsst, auf dem er stand.«

April hatte sich immer gefragt, wie viel Davina über jene verhängnisvolle Nacht wusste – und nun schien der Zeitpunkt günstig zu sein, sie zu fragen.

»Glaubst du, Mr Sheldon steckte dahinter?«, fragte sie.

»Wieso nicht? Es war sein Haus, und wir wissen ja, dass er ein Problem mit Gabriel hatte.«

»Wirklich? Was hatte er denn gegen ihn?«

»Keine Ahnung. Er hat Gabe mit uns anderen in sein Büro zitiert und hat einen seiner berühmten Vorträge darüber gehalten, dass wir die neue Elite seien und so – dasselbe Geschwafel wie Dr. Tame –, aber kaum war Gabe weg, ist er über ihn hergezogen. Wir sollten uns vor ihm vorsehen, er sei ›keiner von uns‹ und all solche Dinge. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was er genau mit diesem ›keiner von uns‹ gemeint hat; vielleicht jemanden, der nicht davor zurückschrecken würde, sein Haus anzuzünden.«

»Glaubst du, deshalb hat er Ben überredet, Gabe dorthin zu locken?«

Davina zuckte mit den Achseln. »Kann sein. Aber möglicherweise auch wegen deiner ...« Sie unterbrach sich abrupt. »Tut mir leid, Süße, ich hätte das nicht sagen

dürfen. Es geht mich nichts an.«

»Was denn? Wovon redest du?«

Aber April kannte die Antwort auf diese Frage nur allzu genau – trotzdem verspürte sie das perverse Bedürfnis, es aus dem Mund von jemand anderem zu hören.

»Du meinst, wegen meiner Mutter und dem Falken?«

Davina blies die Backen auf und ließ die Luft langsam entweichen.

»Ich war nicht sicher, ob du Bescheid weißt«, sagte sie, »und wollte lieber nicht die Überbringerin von Hiobsbotschaften sein. Nicht nach allem, was du durchgemacht hast.«

Hiobsbotschaften. Aus ihrem Mund klang Silvias Affäre, als wäre man von einem Gewitter überrascht worden oder hätte vergessen, die Hausaufgaben zu machen. Aber April war bewusst, dass sie noch mehr aus Davina herausquetschen konnte.

»Genau das dachte ich nämlich«, sagte sie. »Als Ben mich zu Sheldon gelockt hat, dachte ich, es hätte etwas mit ihrer Affäre zu tun. Vielleicht dachte er, Gabriel würde es mir verraten.«

»Ich glaube nicht, dass außer ihnen jemand davon gewusst hat.« Ein Anflug von Arroganz schwang in Davinas Stimme mit. »Ich habe sie zufällig zusammen gesehen, aber ich schwöre, dass ich keinem ein Sterbenswörtchen verraten habe.«

Das bezweifelte April. Davina war schon immer die perfekte Politikerin gewesen, jemand, für den der Spruch »Wissen ist Macht« das Credo ihres Lebens war. Sie würde niemals ein so pikantes Geheimnis für sich behalten; nicht, wenn sie es gewinnbringend für ihre Zwecke einsetzen konnte.

»Wo denn?«, hakte April nach. Ihr war hundeelend, aber sie musste es wissen.

»Beim Winterball. Erinnerst du dich? Letztes Jahr zu Weihnachten bei uns zu Hause?«

Davina sprach von jenem Abend, als ein irrer Vampir April quer über das Grundstück der Osbournes gejagt hatte. Von jenem Abend, als Gabriels heldenhafter Kuss sie gerettet hatte. Nein, diesen Abend würde sie niemals vergessen.

»Eigentlich habe ich Benjamin gesucht«, fuhr Davina fort. »Wie üblich war er verschwunden, wenn man ihn am dringendsten braucht. Ich dachte, er hätte sich mit irgendeinem albernem Ding in eine dunkle Ecke verzogen, also bin ich über die Terrasse ums Haus gegangen. Und da habe ich sie gesehen, deine Mutter und Mr Sheldon.«

April dachte an jenen Abend zurück: Silvia hatte bildschön ausgesehen in ihrem Kleid aus fließender Seide und dem herrlichen Schmuck um ihren schlanken Hals. Sie hatte im Gedenken an William Dunne einen Toast ausgebracht, und April erinnerte sich noch genau an die Tränen in ihren Augen, als sie daran dachte, wie sehr ihr verstorbener Mann den Ball genossen hätte. Und dann hatte sie sich verdrückt, Robert Sheldon gesucht und ...

»Haben sie ... sich geküsst?«, fragte April.

Ein hinterhältiges Lächeln breitete sich auf Davinas Zügen aus.

»Es sah so aus, als wären sie ... na ja, gerade dabei.«

Oh Gott, oh Gott, oh Gott. April sog scharf den Atem ein, im sicheren Glauben, dass

ihr gleich übel werden würde. Komm schon, April, rei dich zusammen. Schließlich war das nichts Neues – Silvia hatte die Affäre praktisch zugegeben, aber dies war das erste Mal, dass April sich bildlich vorstellte, was hinter ihrem Rücken vorgegangen war – und vor allem hinter dem Rücken ihres Vaters. Wie hatte Silvia nur so etwas tun können? April war fassungslos vor Entsetzen und Ekel. Erst nach einer Weile registrierte sie, dass Davina weinte.

»Was ist denn mit dir, Vina?«, rief April erschrocken. Davina Osbourne, die Eiskönigin, weinte? Sie streckte die Hand aus und streichelte Davinas Handrücken. »Was ist denn los?«

Schluchzend wischte Davina sich mit dem Ärmel die Nase ab – aus irgendeinem Grund war diese Geste noch bestürzender als ihre Tränen. Die alte Davina hätte so etwas nie im Leben getan.

»Ich ... ich musste nur an diesen elenden Mistkerl Sheldon denken und daran, was er mir angetan hat.«

Was Sheldon ihr angetan hatte. Das hörte sich schon eher nach Miss Osbourne an. Wie hatte sie vergessen können, dass sich in Davinas Welt immer alles nur um Davina drehte.

»Ich habe keine Ahnung, was ich machen soll«, schniefte Davina und sah April flehend an. »Ich weiß, dass es arrogant klingt, aber ich war immer diejenige, zu der die Leute aufgeblickt haben und die gesagt hat, wo es langgeht, und zwar in jeder Hinsicht – ob bei Klamotten, den angesagten Clubs, der Frage, wer in und wer out ist. Und jetzt bin ich auf einmal diejenige, die out ist.«

April versuchte, sich in Davinas Lage zu versetzen. Ihrem Empfinden nach war sie wegen etwas, was ihr Bruder zu verantworten hatte, unfairerweise ins Aus katapultiert worden. In Wahrheit war sie das Opfer des natürlichen Laufs der Dinge geworden: Niemand konnte immer nur oben sein. Herrschaft über andere war kein Dauerzustand, sondern ein fließender Prozess, und Davina Osbourne hatte lange genug den Platz an der Sonne genießen dürfen. Außerdem war sie nicht gerade sanft mit ihren Untertanen umgesprungen. Daher fiel es April schwer, Mitgefühl mit ihr zu haben, noch dazu, wo dieses schniefende Mädchen auf der Bank neben ihr mehrere Morde angeordnet – oder gar selbst ausgeführt – haben könnte.

»Ich bin sicher, du findest bald neue Freunde«, sagte April.

»Du hast leicht reden. Du hast echte Freunde. Leute, die immer hinter dir stehen, dich nie im Stich lassen. Ich wünschte, ich hätte so etwas auch.«

April fragte sich, was sie damit andeuten wollte. War das eine verdeckte Frage, ob sie auf ihre Seite wechseln konnte? Könnte es vielleicht funktionieren? Es mochte verrückt klingen, aber Davina verfügte über intimste Kenntnisse über die Strukturen der Vampire, noch mehr als Gabriel, vor allem, wenn das stimmte, was sie über Robert Sheldon sagte. Außerdem hegte sie einen tiefen Groll gegen die anderen und hatte das dringende Bedürfnis, sich bei Chessy und den anderen Schlangen für deren Verrat zu rächen. Das machte sie zu einer tödlichen Verbündeten.

Trotzdem durfte April nicht vergessen, mit wem sie es zu tun hatte. Die Schlangen waren keine gewöhnliche Horde zickiger Miststücke, die anderen gern das Leben zur

Hölle machten, sondern die Vorhut einer Revolution durch die Vampire. Sie waren schlau, gerissen, skrupellos und mordlustig. Möglicherweise war Davina inzwischen aufrichtig zu ihr, vielleicht litt sie einfach nur unter der Situation, trotzdem konnte man ihr nach wie vor nicht über den Weg trauen.

»Und was willst du wegen Chessy und Ling unternehmen?«

Davina schnaubte.

»Was glaubst du denn? Durch mich sind diese Miststücke erst zu dem geworden, was sie heute sind. Und deshalb kann ich das ganz schnell auch wieder ändern.«

April fiel auf, dass Davina ihre Nägel in die Oberfläche des Tisches grub und tiefe Scharten im Holz hinterließ.

»Chessy? Sie war ein Nichts. Bis ich sie aus der Gosse geholt habe – ein Niemand! Ich habe sie unten am Kanal gefunden, wo sie auf einem alten Kutter gehaust hat, wusstest du das? Sie war wie ein Tier. Aber ich hatte Mitleid mit ihr und habe den Falken überredet, sie in Ravenwood aufzunehmen, um sie vor den Ratten zu bewahren. Doch erinnert sie sich heute noch daran? Einen Teufel tut sie. Vielleicht werde ich ihrem Gedächtnis demnächst einmal auf die Sprünge helfen.«

»Wenn du das tust, sag vorher Bescheid, damit ich auf keinen Fall in der Nähe bin«, warf April ein.

Davina lachte.

»Danke, April«, sagte sie seufzend. »Es bedeutet mir viel, dass sich nicht jeder wie eine beschissene Kuh mir gegenüber benimmt.«

»Ich werte das als Kompliment.«

»Solltest du auch«, gab Davina zurück.

Dreizehntes Kapitel



April stand am Schultor und sah Davina den Hügel hinaufgehen. Die Furie zerfließt vor Mitleid mit der Königin der Vampire. Wie gibt's denn so etwas?, fragte sie sich kopfschüttelnd. Miss Holden dreht sich im Grab um.

Als sie sich abwandte, stach ihr etwas ins Auge. Dr. Tames Auto stand immer noch auf dem Parkplatz. Das bedeutete, dass er noch hier sein musste und sie ihn vielleicht doch noch zu fassen bekam. Gleichzeitig zögerte sie: Ihm »zufällig« beim Verlassen des Schulgebäudes über den Weg zu laufen, war eine Sache, wenn sie ihm hingegen auf dem Parkplatz auflauerte, stand sie wie eine Stalkerin da. Trotzdem konnte sie sich nicht aufraffen zu verschwinden. Stattdessen überquerte sie die Straße und zog ihr Telefon heraus. Gabriel hatte zwei SMS geschrieben:

Habe eine Idee zu unserem Schulprojekt. Ruf mich an. Hab dich lieb, G.

Zwei Minuten später war die zweite eingegangen:

P.S. Spüre noch deinen Kuss. Will mehr. xxx G.

Auch Caro hatte sich gemeldet:

Mehr Weißkittel aufgetaucht. Lust auf Kuchen? C

Eigentlich hätte April sich freuen müssen, stattdessen war sie bedrückt. Gestern erst hatte sie ihren Mitstreitern ins Gewissen geredet, in größeren Dimensionen zu denken und entsprechend zu handeln, den Stier bei den Hörnern zu packen und den Kampf gegen die Blutsauger aufzunehmen. Tja, sie taten alles in ihrer Macht Stehende, während April auf der Straße herumstand, in der Hoffnung, dass der Schulleiter herauskam und sie ihn fragen konnte, ob er sie rein zufällig zum Vampirkönig führte. Es war ein Trauerspiel. Am erbärmlichsten war jedoch, dass sie keinen Plan B hatte. Sie bemühte sich, ihrer Rolle als Schulsprecherin gerecht zu werden, jemand zu sein, der einen Kreuzzug gegen die sich weiter ausbreitende Dunkelheit anführte, dabei hatte sie in Wahrheit nicht die geringste Ahnung, wie sie das bewerkstelligen sollte.

»Herrgott noch mal, April, wieso gehst du nicht einfach nach Hause«, sagte sie halblaut.

In diesem Augenblick entdeckte sie ihre Mutter.

»Was um alles in der Welt ...«

Aber es gab keinen Zweifel – Silvia Dunne stand vor der Tür von Ravenwood, hatte Charles Tame die Hand auf den Arm gelegt und lächelte ihn kokett an.

Was zum Teufel hatte sie hier zu suchen? Hatte sie etwa auch mit Doctor Death

eine Affäre? April musste sich beeilen, denn Silvia stieg bereits in ihren Wagen. Eilig tauchte April hinter einer niedrigen Hecke ab. In diesem Moment erschien ihre Mutter und fuhr den Hügel hinauf. April wartete, bis sie außer Sichtweite war, und rannte los.

Silvia stieg gerade aus dem Wagen, als April japsend und blass vor Anstrengung angelaufen kam.

»Liebes!«, sagte Silvia. »Was machst du denn hier? Ich meine, natürlich freue ich mich, aber ich hatte gar nicht mit dir gerechnet.«

April ließ sich kopfschüttelnd gegen den Zaun sinken und versuchte, wieder zu Atem zu kommen.

»Und wieso bist du gelaufen?«, fragte Silvia und sah sich mit besorgter Miene um. Ihre Angst, April könnte von jemandem verfolgt werden, war nicht ganz von der Hand zu weisen, das musste April zugeben. Schließlich wäre es nicht das erste Mal.

»Was ...?«, japste April. »Was wolltest du in der Schule?«

»Ach, das«, sagte Silvia. »Ich hatte nur ein kurzes Gespräch mit dem Rektor. Ich freue mich ja so, dass du jetzt Schulsprecherin bist. Wieso hast du mir nichts davon erzählt? Das verstehe ich nicht.«

»Es ist nicht so wichtig«, presste April hervor, während sich ihre Atmung allmählich beruhigte.

»Nicht wichtig? Sei nicht albern, das ist wunderbar. Dein Vater wäre wahnsinnig stolz auf dich.«

»Wage es nicht, seinen Namen in den Mund zu nehmen!«, herrschte April sie an. »Niemals wieder!«

»Was?« Silvia starrte sie entsetzt an. »Wovon redest du? Was ist eigentlich los, April?«

»Wieso warst du bei Dr. Tame?«

»Er hat mich angerufen, um mit mir über deine weitere Ausbildung zu reden, wenn du es unbedingt wissen willst.«

»Meine weitere Ausbildung?«

Silvia sah zu den Fenstern der Nachbarhäuser hinauf, als wollte sie sichergehen, dass niemand zuhörte.

»Wie es aussieht, tust du dich ein bisschen schwer im Unterricht«, sagte sie leise.

»Was natürlich nur allzu verständlich ist, wenn man bedenkt, was du in den letzten Monaten durchgemacht hast. Und wir wissen ja auch, wie brilliant die Schüler in Ravenwood sind, aber er wollte mit mir reden, bevor ...«

»Bevor was? Will er mich rauswerfen?«

Silvia ließ ein perlendes Lachen hören.

»Aber nein, sei nicht albern, Schatz. So ernst ist es auch wieder nicht. Nein, Charles hat mir sogar ein paar sehr kluge Lösungsvorschläge unterbreitet.«

»Charles?«, wiederholte April. »Ihr seid also schon beim Du angelangt?«

Unvermittelt flammten Bilder von Robert Sheldon und ihrer Mutter vor Aprils geistigem Auge auf – wie sie »gerade dabei« waren, wie Davina es ausgedrückt

hatte –, nur dass diesmal Dr. Tame den Platz des alten Rektors eingenommen hatte. Ihr wurde übel.

»Ach, nun übertreib doch nicht so«, sagte Silvia. »Es kann nur von Vorteil sein, sich mit diesen Leuten zu duzen, vor allem, wenn er dir so einen Riesengefallen tut.«

»Einen Riesengefallen? Was meinst du damit? Dass er mich benutzt, damit die Welt von seinen brillanten neuen Lehrmethoden erfährt? Hast du etwa schon vergessen, wie mies er sich nach Dads Tod verhalten hat? Was er mir angetan hat?«

»Wieso muss sich eigentlich immer alles nur um dich drehen, April?«, fragte Silvia ungeduldig. »Du bist nicht der Mittelpunkt des Universums. Dr. Tame versucht doch nur, dir ein bisschen unter die Arme zu greifen – und ehrlich gesagt höre ich im Moment sehr viel Gutes über die Lehrmethoden in Ravenwood, vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern. Ich habe mir sogar überlegt, ob du nicht vielleicht auch ein praktisches Fach wählen solltest.«

»Herrgott noch mal, Mutter, kapiert du denn nicht, was sich hier abspielt? Direkt vor deiner Nase?«

Aber natürlich kapierte sie es nicht. Wie sollte sie auch? Es war, als versuche man, ein Puzzle mit mehreren tausend Teilchen zusammenzusetzen, ohne eine Ahnung zu haben, wie das Motiv aussah. Ohne das Schlüsselement – die Tatsache, dass Ravenwood von Vampiren verseucht war – hatte man keine Chance, Dr. Tames sogenannte »Lehrmethoden« zu durchblicken.

»Was, April? Was spielt sich vor meiner Nase ab?«, fragte Silvia verärgert.

»Gar nichts. Versprich mir nur, vorsichtig zu sein. Schließ Türen und Fenster, bevor du ins Bett gehst, und mach keine Spaziergänge allein, vor allem nicht bei Dunkelheit.«

»Darum geht es also?« Silvia schien erleichtert zu sein. »Das ist sehr süß von dir, Schatz, aber ich komme schon zurecht.«

»Gut«, meinte April verlegen. »Dann gehe ich jetzt mal.«

»Ich habe gehört, du bist morgen Abend zu einer Party eingeladen.« Silvia nahm ihre Geldbörse aus der Handtasche. »Hier, kauf dir etwas Hübsches.«

»Nein, Mum, ich weiß noch nicht mal, ob ich überhaupt hingeh«, wandte April ein.

»Natürlich gehst du hin, und es wird bestimmt toll.«

Silvia drückte April ein paar Geldscheine in die Hand und musterte sie streng.

»April Dunne, in den letzten sechs Monaten musste ich dich dreimal im Krankenhaus besuchen. Es war keine einfache Zeit, für keinen von uns, deshalb ist es umso wichtiger, dass du dich ein bisschen amüsierst. Genieße dein Leben, Schatz, und versteck dich nicht.«

»Es ist doch nur eine Grillparty bei Ling.« Verdrossen registrierte sie jenen weinerlichen Tonfall, in den sie verfiel, wann immer sie mit ihrer Mutter redete.

»Na gut, aber ich weiß doch, wie wichtig dir deine Freunde sind, deshalb gehst du auf jeden Fall hin. Amüsier dich, und pass du auch gut auf dich auf, verstanden?«

»Okay, Mum.« Sie wandte sich zum Gehen. Noch immer war es ein komisches Gefühl, nicht mehr hier zu wohnen und ihre Mutter einfach im Stich zu lassen, wenn Silvia keine Ahnung hatte, in welcher Gefahr sie eigentlich schwebte. Andererseits

war es vielleicht besser so – wollte man es tatsächlich wissen, wenn ein Tsunami geradewegs auf einen zukam und man keinerlei Chance hatte, vom Strand zu flüchten?

»Ich werde Grandpa schöne Grüße von dir ausrichten, okay?«

Silvia lächelte, doch das Lächeln reichte nicht bis zu ihren Augen.

»Tu das.«

Vierzehntes Kapitel



Auf der High Street herrschte um diese Zeit reger Betrieb. Leute mit Einkaufstüten, eine Frau mit einem Doppelkinderwagen, eine Gruppe Schulmädchen, die sich die Nase am Schaufenster eines Juweliergeschäfts platt drückten. April dachte an den Tag zurück, als sie das erste Mal hier gestanden hatte – es war ein regnerischer Sonntagabend gewesen, und sie hatte den Eindruck gehabt, mitten in einem Altersheim gelandet zu sein. Natürlich hatte sich die Situation am Ende als nicht ganz so schlimm entpuppt.

Highgate hatte durchaus einiges zu bieten, nur war das Glück heute leider nicht auf ihrer Seite: Bei dem neuen Friseur in der Nähe des Pubs konnte man sie nicht kurzfristig dazwischenschieben, und in der Secondhand-Boutique gegenüber vom Americano wurde sie bei der Suche nach einem heruntergesetzten Partykleid ebenfalls nicht fündig. In den Frauenzeitschriften wurde ständig davon geschwärmt, welche Schnäppchen man in diesen Geschäften machen konnte, aber ihr war es bisher kein einziges Mal gelungen.

Was soll ich bloß anziehen?, fragte sie sich. Eines stand fest: Ling und Chessy würden sämtliche Register ziehen und alle anderen ihr Outfit umso kritischer beäugen. Meine Güte, Schülerin in Ravenwood zu sein, war so was von anstrengend. Wenn man sich nicht gerade davor fürchtete, von einem Blutsauger angegriffen zu werden, musste man Angst haben, dass die anderen einen wegen der Schuhe auslachten, die man trug.

Als sie die High Street überquerte, sah sie eine vertraute Gestalt mit einem Stock und grauem, wild abstehendem Haar auf sich zukommen.

»Mr Gill!«

»Oh, April, meine Liebe«, begrüßte er sie mit einem freundlichen Lächeln. »Geht es dir gut?« Er runzelte die Stirn. »Ah, da fällt mir ein – du hattest doch schon wieder einen kleinen Unfall, stimmt's?«

April lachte.

»Diesmal war es nichts allzu Schlimmes, Mr Gill, nur eine leichte Rauchvergiftung.« Er deutete auf den Eingang seiner Buchhandlung. »Vielleicht könnte eine Tasse Tee ja die Heilung beschleunigen. Marjorie war gerade Kuchen holen. Bestimmt hat sie dieses widerliche Fertigzeug aus der Schachtel gekauft, aber trotzdem – sie hat das Herz am richtigen Fleck.«

»Marjorie? Aus der Bibliothek? Ihre Romanze dauert also immer noch an, ja?«

Mr Gill winkte sie zu sich heran.

»Sie blüht sogar regelrecht auf, wenn ich es richtig interpretiere«, erklärte er mit gesenkter Stimme. »Ganz im Vertrauen – es würde mich nicht wundern, wenn in

absehbarer Zeit die Hochzeitsglocken läuten würden.«

»Mr Gill«, rief April erfreut. »Sie sind mir ja einer!«

Sie mochte den alten Herrn sehr gern und freute sich, ihn so lebhaft und aufgeweckt zu sehen. Bei ihrem ersten Besuch hier hatte der Besitzer genauso ausgesehen wie seine Bücher – verstaubt, ungeliebt und ohne große Erwartungen an das Leben. Doch nun trug er ein fröhlich gepunktetes Hemd unter seiner gewohnten Strickjacke. Allem Anschein nach ließ die Liebe nicht nur junge Menschen aufblühen.

Mr Gill hielt ihr die Tür auf. Staunend registrierte April, dass sich auch drinnen einiges getan hatte: Auf Mr Gills Schreibtisch stand ein nagelneuer, hochmoderner Com-puter.

»Mr Gill! Was ist denn hier passiert? Von Ihnen hätte ich als Letztes erwartet, dass Sie den Schritt ins Hightech-Zeitalter wagen.«

Die Wangen des alten Herrn röteten sich leicht. »Ich fürchte, das ist Marjories Einfluss zu verdanken. Sie ist ein ›Technikfreak‹ – ich glaube, so nennt man das. Jedenfalls war sie mit den Computern in der Schulbibliothek und all diesen anderen technischen Dingen, die es sonst noch gibt, auf Du und Du und hat darauf bestanden, dass ich mir auch einen zulege. Und ich muss zugeben, dieser Computer ist eine echte Offenbarung. Damit kann ich meinen gesamten Bestand katalogisieren. Außerdem haben so viele Bibliotheken eine eigene Internetseite. Man kann immer wieder nur staunen!«

April musste über seine jugendhafte Begeisterung grinsen.

»Marjorie!«, rief er, hängte seine Strickjacke an einen Haken und bedeutete April, auf einem der Stühle neben seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. »Wir haben Besuch.«

»Das ist kein Grund, so zu schreien, du alter Narr«, ertönte es aus dem hinteren Teil des Ladens. »Ich bin vielleicht senil, aber nicht taub.«

Sie erschien mit einem Teller voll Petit Fours in zarten Pastelltönen. »Sonderangebot«, erklärte sie befriedigt. »Drei zum Preis von einem. Das Haltbarkeitsdatum ist zwar überschritten, aber damit sind sie ja nicht die Einzigen hier.«

April war Mrs Townley während ihrer ersten Woche in Ravenwood begegnet. Mit ihren grauen Löckchen und der Halbbrille hatte die alte Dame ausgesehen, als müsste sie mindestens achtzig sein, und für sie schien ihre Romanze nicht derselbe Jungbrunnen zu sein wie für ihren Verehrer, denn sie sah immer noch genau gleich aus. Doch der Ausdruck auf seinem Gesicht verriet, dass sie die Allerschönste für ihn war.

»Ah, Sie sind doch die Kleine, die aus dem Feuer gerettet wurde, stimmt's?«, meinte Mrs Townley und biss in eines der Törtchen. »April, richtig? Und Sie handeln sich nach wie vor Ärger ein, richtig?«

April lachte. »Ja, das kann man wohl sagen.«

»Sind es wieder die Vampire?«

April verschluckte sich um ein Haar an ihrem Tee.

»V-vampire?«, wiederholte sie keuchend.

»Sie brauchen mich gar nicht so verdattert anzusehen, Herzchen. Ich weiß noch, wie Sie in die Bibliothek gekommen sind, weil Sie nach Büchern über Vampire gesucht haben. In einer Schule wie Ravenwood? Das ist ja fast, als würdest du mit einem roten Tuch vor einem Stier wedeln.«

»Marjorie«, warf Mr Gill ein. »April will von deinen abstrusen Theorien nichts hören.«

»Theorien? Pah!«, gab die alte Dame zurück. »April weiß besser als jeder andere, dass das keine abstrusen Theorien sind. Ihre Narben sind wohl Beweis genug dafür, finden Sie nicht auch, Schätzchen?«

April sah von einem zum anderen.

»Von welcher Theorie sprechen Sie?«

»Davon, dass Ravenwood als Fassade für eine riesige Vampirverschwörung dient«, antwortete die alte Frau achselzuckend. »Und dass sie sich auf einen Krieg vorbereiten.«

»Ich bitte dich«, warf Mr Gill ein. »In Wahrheit wissen wir doch gar nichts. Du machst dem armen Mädchen nur unnötig Angst.«

»Schon gut, schon gut«, wiegelte Mrs Townley ab und hievte sich mit einem leisen Ächzen von ihrem Stuhl hoch. »Ich werde euch beide jetzt euch selbst überlassen. Steckt ihr ruhig weiter den Kopf in den Sand.«

Sie sahen zu, wie die alte Dame verschwand. Einen Moment lang herrschte verlegene Stille, dann wehten gedämpfte Klänge aus dem Hinterzimmer, bei denen es sich um Dubstep handeln musste.

»Lass dich von Marjorie nicht durcheinanderbringen«, sagte Mr Gill schließlich. »Sie redet gern, wie ihr der Schnabel gewachsen ist.«

»Das habe ich gemerkt«, gab April zurück und stellte ihren Teebecher beiseite. »Aber was hat sie mit diesem Krieg gemeint?«

»Wie gesagt, das ist nur ihre Theorie, mein Kind. Ich fürchte, sie hegt einen tiefen Groll gegen die Schule, weil sie sie gezwungen haben, in den Ruhestand zu gehen. Möglicherweise warst du zu dieser Zeit gerade im Krankenhaus. Jedenfalls überlegen sie sogar, die Chandler Library zu schließen, mit dem Argument, dass heutzutage sowieso jeder online recherchiert. Außerdem brauchen sie den Platz für ihre Forschungslabore.«

»Aber was glauben Sie? Ist an dieser Theorie über den Krieg etwas dran?«

Der alte Mann wirkte nachdenklich.

»Wenn du mir schon so eine direkte Frage stellst, will ich dir eine direkte Antwort geben. Ich bin sicher, dass es stimmt. Schon seit Jahren spüre ich, dass etwas geschieht. Schon seit den Sechzigern. Und es wird schlimmer, so viel steht fest. Aber dir brauche ich das ja nicht zu sagen, schließlich hast du es am eigenen Leib erfahren. Und ich fürchte, es wird noch schlimmer werden, bevor es sich zum Besseren wendet. Früher haben sie sich verborgen gehalten, aber jetzt? Sie töten wahllos, als kümmere es sie nicht im Geringsten, ob man sie dabei beobachtet. Für mich ist das ein Anzeichen dafür, dass sie im Begriff stehen, endgültig loszuschlagen.

Und wenn das erst einmal passiert ist, wird niemand sie mehr aufhalten können.« Er musterte sie mitfühlend. »Das ist wahrscheinlich nicht das, was du hören wolltest, aber so sieht es nun einmal aus.«

Ehrlich gesagt, war April sogar dankbar für seine Offenheit. Nach all der Geheimniskrämerei und den Andeutungen, aus Angst, die falschen Leute anzusprechen, tat es gut, dass endlich einmal jemand Klartext redete.

»Ich danke Ihnen, dass Sie mir gegenüber so offen sind, Mr Gill. Die meisten Leute verschließen lieber die Augen vor dem, was sich vor ihrer Nase abspielt.«

»Ich kann mir vorstellen, was für eine schwere Bürde das ist«, fuhr der alte Mann fort und goss noch etwas Tee in ihren Becher. »Falls dir das ein Trost sein sollte – wenn auch nur ein kleiner –, aber all das passiert nicht zum ersten Mal.«

»Wirklich? Inwiefern?«

»Oh, die Dunkelheit ist auch schon früher über uns gekommen. Hier, aber auch in anderen Teilen von Großbritannien und definitiv in Osteuropa – diese Hammer-Horrorfilme sind nicht zufällig in Transsilvanien angesiedelt. Es gibt massenhaft ausführlich dokumentierte Berichte über Begegnungen mit Vampiren, die fünfhundert Jahre zurückreichen; und zwar nicht nur Mythen und wilde Geschichten über Menschen, die sich in Fledermäuse verwandeln.«

Er beugte sich vor und berührte seine Computer-Maus, woraufhin der Bildschirm zum Leben erwachte.

»Wie du dir bestimmt denken kannst, beschäftigt mich dieses Thema in letzter Zeit ziemlich oft, deshalb habe ich mich in die Materie eingelesen.«

Er rief eine Webseite auf und klickte sich zu einem Foto eines unheimlich aussehenden Schlosses inmitten eines Waldes durch.

»Das hier ist der erste Bericht über einen Vampir oder Strigon, wie die Einheimischen die Hexenmeister bezeichnen, aus dem Jahr 1656. Ein armer Teufel namens Jure Grando lebte in Kringa, einem kleinen kroatischen Dorf, und versetzte nach seinem Tod offenbar die Dorfbewohner noch sechzehn Jahre lang in Angst und Schrecken«.

April begann zu lesen:

Eines Nachts begab sich eine Gruppe tapferer Männer, angeführt von Vater Giorgio, auf den Dorffriedhof, um im Schein der Laternen den Sarg von Jure Grando auszugraben. Darin fanden sie einen scheinbar unberührten Leichnam, was besonders ungewöhnlich war, da er bereits sechzehn Jahre zuvor begraben worden war. Vater Giorgio versuchte, dem Toten einen Weißdornstock durchs Herz zu rammen, doch es gelang ihm nicht, das Fleisch des Toten zu durchbohren. Da zückte ein anderer Dorfbewohner seine Säge und machte sich daran, den Leichnam zu enthaupten, woraufhin dieser laut zu schreien begann, während sein Blut aus seinen Adern floss und den Sarg bis zum Rand füllte.

April zog die Nase kraus. »Ziemlich grausig. Glauben Sie wirklich, dass das passiert ist, Mr Gill?«

»Oh, zweifellos war der Aberglaube in dieser Region sehr verbreitet und ist es bis

zu einem gewissen Grad heute noch. Natürlich gibt es eine Menge Theorien, ob es sich bei diesem armen Kerl tatsächlich um einen Vampir gehandelt hat oder nicht. Manche halten den Vampirismus lediglich für eine Erscheinungsform unterschiedlicher Erkrankungen, andere wiederum vertreten die Ansicht, sogenannte Vampire seien lediglich Opfer einer ausgeprägten Psychose.«

»Aber Sie nicht.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass in dieser Theorie ein Fünkchen Wahrheit steckt, allerdings ist das Problem, dass das Phänomen in unregelmäßigen Abständen aufs Neue auftaucht. In der Vergangenheit kam es immer wieder zu einer Reihe von Morden oder unerklärlichen Todesfällen, die genauso unvermittelt wieder aufhörten, wie sie begonnen hatten. Ich denke da an Dr. Crippen, die Brides-in-the-Bath-Morde oder den Yorkshire Ripper.«

»Sie glauben also, dass sie alle Vampire waren?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber ganz normale Menschen können ohne Weiteres in ihren Bann geraten, wie du inzwischen selbst herausgefunden hast. Doch im Gegensatz zu den heutigen Vorfällen hat das Morden in der Vergangenheit nach einer Weile einfach wieder aufgehört. Diesmal sieht es nicht danach aus. Und angesichts der politischen Verstrickungen haben wir es hier mit einem echten Pulverfass zu tun.«

»Politische Verstrickungen? Sie sprechen von der Regierung?«

»Nein, ich meine die interne Politik«, erklärte Mr Gill. »Rivalitäten zwischen einzelnen Lagern, von denen jedes die Herrschaft über die anderen an sich reißen will.«

April sah ihn aus weit aufgerissenen Augen an.

»Sie meinen, es gibt mehrere Lager? Drei oder vier Vampirarmeen, die da draußen herumlaufen?«

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

»Nein, und genau das ist ja das Beängstigende daran, April. In der Vergangenheit haben sich vereinzelter Nester bekämpft wie bei einem Bandenkrieg, was wie ein Überdruckventil gewirkt hat. Ein Anführer hat zum Angriff geblasen, und die anderen haben sich blindlings auf ihn gestürzt und ihn zurückgedrängt. Aber jetzt hat es den Anschein, als wäre es jemandem gelungen, die Gruppen mit einem gemeinsamen Ziel zu vereinen: die Macht endgültig an sich zu reißen. Und wenn niemand etwas dagegen unternimmt, werden sie es diesmal auch tun.«

Wieder zog April einen eigentümlichen Trost aus den Worten des Buchhändlers, denn er bestätigte nur, was sie ohnehin bereits wusste: Dass der König der Vampire einen grauenhaften Anschlag auf die Menschheit plante. Ist das alles?, fragte sie sich sarkastisch. Aus irgendeinem Grund erschien ihr diese Aussicht weniger beängstigend, als erfahren zu müssen, dass sie von Dutzenden weiteren Vampirarmeen umgeben waren. Auf diese Weise gab es zumindest nur einen, den es zu bekämpfen galt. In diesem Moment fiel ihr etwas ein, was Miss Holden vor einer scheinbaren Ewigkeit zu ihr gesagt hatte.

»Sie sprachen doch gerade von diesen Mördern – Dr. Crippen und den anderen.

Gehörte Jack the Ripper auch dazu? Fünf oder sechs Morde, keine Ahnung, und dann war plötzlich Schluss?«

Mr Gill lächelte.

»Was ist? Sie sehen aus, als hätten Sie erwartet, dass ich genau das frage. Wieso?«

»Ach, ich hatte nur so eine Ahnung, mein Kind.« Er musterte sie neugierig, und April hatte das Gefühl, als wollte er etwas sagen.

»Was ist?«, fragte sie.

»Wenn du mehr über unseren alten Freund Jack herausfinden willst, solltest du besser gleich zu jemandem gehen, der über Informationen aus erster Hand verfügt. Jemand mit persönlichen Erfahrungen.«

»Und wer wäre das?«

»Ich glaube, du kennst sie bereits. Ihr gehört dieser Laden.«

Er beugte sich vor und drehte den Bildschirm so hin, dass April ihn erkennen konnte.

Sie riss die Augen auf, als sie das Bild erkannte: Redfearne's Books – Jessicas Buchhandlung.

Fünfzehntes Kapitel



Caro sah hammermäßig aus. Obwohl April klar war, dass sie eigentlich nicht überrascht sein sollte, blieb ihr der Mund offen stehen: Die meiste Zeit verschanzte Caro sich hinter einer dicken Schicht Schminke, grellen Haarfarben und einer gehörigen Portion aufsässiger Großmauligkeit, doch unter dieser Fassade schlummerte ein bildhübsches Mädchen mit ausgeprägten Wangenknochen und sexy Kurven – heute Abend betont durch ein schwarzes, eng anliegendes Kleid. Mit ihren ausnahmsweise in ihrem kastanienbraunen Naturton belassenen, glatt geföhnten Wellen sah sie beinahe wie ein Supermodel aus.

»Neben dir komme ich mir wie der letzte Loser vor«, erklärte April, als sie den Weg zu Lings Haus hinaufgingen. April fühlte sich ein wenig nackt in dem tief ausgeschnittenen lila Kleid, das Caro aus dem Kleiderschrank ihrer Cousine »geliehen« hatte, und hatte Mühe, auf ihren mörderischen Highheels das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Das Outfit schmeichelte zwar ihrer Figur, trotzdem war es so kurz, dass sie sich wie auf dem Präsentierteller vorkam.

»Hör auf, ständig daran herumzuzupfen«, mahnte Caro. »Jetzt trägst du es, also zeig auch, was du zu bieten hast. Außerdem – ist Mr Lover Lover heute Abend nicht auch eingeladen?«

»Soweit ich weiß, wird Gabriel den Feierlichkeiten ebenfalls beiwohnen«, gab April sittsam zurück, konnte sich ein Grinsen allerdings nicht verkneifen.

»Tja, wenn der dich so sieht, werden wir wohl seine Zunge vom Fußboden abkratzen müssen.«

»Iiihh!« April musste wieder an die Zunge denken, die aus dem Umschlag auf Jessicas Schreibtisch geflutscht war. Nach ihrem Besuch bei Mr Gill war April auf direktem Weg zu Redfearne's Buchhandlung gefahren, hatte jedoch mit einer Mischung aus Enttäuschung und Besorgnis festgestellt, dass der Laden geschlossen und sämtliche Lichter gelöscht gewesen waren. Sehr seltsam, zumal man erwarten würde, dass an den Wochenenden in einer Buchhandlung Hochkonjunktur herrschte. April verdrängte den Gedanken, als Caro an der Tür läutete. Sie warteten, doch niemand machte auf. Caro hob die Brauen. »Aber die Party sollte doch heute stattfinden, oder?«

April verdrehte die Augen.

»Natürlich, Caro. Die Fete ist doch seit Wochen Thema Nummer eins.«

Caro wollte etwas erwidern, als ihr etwas einzufallen schien.

»Ah, ich glaube, wir sollten den Dienstboteneingang nehmen«, sagte sie mit einem ironischen Lächeln.

Sie ging vor April her den schmalen Weg um das Haus herum, während die Musik

immer lauter wurde und ihnen Stimmengewirr und Gelächter entgegenwehten. Als sie auf die Terrasse traten, blieb April die Luft weg.

»Na, das nenne ich mal eine Grillparty«, erklärte Caro und stieß einen anerkennenden Pfiff aus.

Mehrere in Rot- und Goldtönen gehaltene Zelte im marokkanischen Stil mit behaglich aussehenden Liegestühlen und kleinen Beistelltischen mit Tablett voll Lokum waren um einen riesigen Pool arrangiert, während Kellner in Haremshosen und Turbanen mit nackter Brust den auffallend attraktiven Gästen Drinks servierten. Das Ganze sah mehr nach dem Set eines Hip-Hop-Videos als nach einer Party in Highgate aus.

»Heiliger Strohsack, sieh sie dir bloß an«, raunte Caro.

April folgte ihrem Blick zum hinteren Ende der Terrasse, wo Ling inmitten eines Grüppchens Bewunderer Hof hielt.

»Sie hat sich definitiv ans Motto gehalten.«

Ling hatte sich als Flaschengeist verkleidet. Sie trug eine lange Haremshose mit goldfarbenen Manschetten an den Knöcheln, ein Top mit geschlitztem Rückenteil und einen Kopfschmuck mit einem langen Schleier, alles aus weißer, halbtransparenter Seide. Als sie April und Caro sah, winkte sie ihnen zu und schob sich durch die Menge, um sie zu begrüßen.

»Mädels! Wie schön, dass ihr es geschafft habt. Ist das nicht der Hammer?«

»Es ist ... sehr beeindruckend«, antwortete April, woraufhin Ling ein trillerndes Lachen ausstieß.

»Oh, ich weiß schon«, sagte sie. »Es ist total protzig, stimmt's? Aber ich fand es irgendwie witzig. Das Ganze hat Daddy ein Vermögen gekostet, das kann ich euch versichern, aber für sein kleines Mädchen ist das Beste gerade gut genug, zumindest behauptet er das immer.«

»Und wo ist der Grill?«, erkundigte sich Caro.

»Ach, bei Partys wie dieser isst sowieso niemand etwas«, antwortete Ling leichthin. »Aber nehmt euch einen Cocktail. Die sind nach einem von Chessys Geheimrezepten gemixt.«

Sie sahen zu, wie Ling davontänzelte, um die nächsten Neuankömmlinge in Empfang zu nehmen, während ein vorbeikommender Kellner ihnen einen Cocktail in die Hand drückte: eine dunkelrote Flüssigkeit mit viel Eis in einem bauchigen Glas. Argwöhnisch schnupperte Caro an der Mixtur. »Was ist das wohl für ein Zeug?«, fragte sie und rümpfte die Nase. »Wenn Chessy ihn sich ausgedacht hat, ist bestimmt Blut drin.«

April nippte vorsichtig daran. »Eher Blutorange. Und viel Wodka. Uns kann nichts passieren.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, wandte Caro ein und ließ den Blick über die Partygäste schweifen – zwar befanden sich einige bekannte Gesichter aus ihrer Schule darunter, doch die meisten schienen älter zu sein, coole Leute, wie man sie im VIP-Bereich eines Nobelschuppens erwarten würde.

»Fühlst du dich genauso entblößt wie ich?«, fragte Caro.

»Du fühlst dich entblößt?«, flüsterte April. »Dabei bin ich hier diejenige in einem Kleid, das gerade mal so viel Stoff hat wie ein Bikini.«

»Nein, ich meine, dass wir beide die einzigen Menschen unter all den Blutsaugern sind. Ich komme mir wie ein Huhn vor, das versehentlich in einem Fuchsbau gelandet ist, und zwar in einem voll betrunkenen Fuchse.«

Kein Wort mehr über Füchse, dachte April, und die Zunge kam ihr wieder in den Sinn.

»Ich habe eine Idee. Gib mir mal dein Telefon«, sagte Caro.

»Wieso? Willst du ein Taxi rufen?«

»Blödsinn.« Caro nahm April das Handy aus der Hand und drehte sich um, sodass April nicht sehen konnte, was sie tat.

»Okay«, sagte sie und gab April das Telefon zurück. »Im Zweifelsfall ist das Handy das perfekte Vampirentlarvungsgerät.«

Stirnrunzelnd blickte April auf das Display. Caro hatte eine Aufnahme der gesamten Partygesellschaft geschossen.

»Oh Gott, ich wünschte, du hättest es nicht getan«, sagte sie. »Hast du vergessen, wie es war, als sie mich beim Fotografieren erwischt haben?«

Caro schmolte. »Es hat doch keiner mitbekommen.«

»Diesmal nicht«, meinte April mit hochgezogenen Brauen. Die beiden beugten sich über das Display, und April spürte Übelkeit in sich aufsteigen. Wie erwartet war die Hälfte der Gäste auf dem Foto praktisch nicht zu erkennen, sondern lediglich eine leicht verschwommene Stelle, als hätte jemand hektisch mit dem Radiergummi darüber gerubbelt.

»Jeder Zweite hier gehört zu ihnen«, sagte April leise.

»Das ist ja mal eine Riesenüberraschung«, bemerkte Caro und nippte lässig an ihrem Drink. »Was hast du erwartet? Werwölfe?«

Natürlich war April klar gewesen, dass die neue Königin der Ravenwood-Schlangen größtenteils Vampire zu ihrer Party einladen würde, doch es leibhaftig vor sich zu sehen ... war irgendwie ein Schock, so real. Erneut betrachtete sie das Foto.

»Sieh mal, Simon kann man auch genau erkennen«, sagte sie und zeigte auf das Display. »Das ist doch gut, oder?«

Caro zuckte nur mit den Achseln und wandte den Kopf ab.

»Kann sein.«

»Was soll das denn bedeuten? Ich hatte schon Angst, sie hätten ihn längst verwandelt.«

»Welchen Unterschied macht das schon? Er gehört doch praktisch sowieso längst dazu.«

»Kapierst du denn nicht? Wir können ihn immer noch retten.«

Caro wandte sich ihr zu und sah sie mit zusammengekniffenen Augen an.

»Nein, April, das können wir nicht. Zumindest nicht, solange er gar nicht gerettet werden will.«

Sie nickte in Simons Richtung, der an der Bar stand, die Augen halb geschlossen, den Mund zu einem verächtlichen Grinsen verzogen.

»Sieh ihn dir bloß an. Er könnte genauso gut längst ein Blutsauger sein. Dieses Leben ist genau sein Ding. Was sollen wir deiner Meinung nach tun? Ihm einen Sack über den Kopf stülpen und ihn entführen? Was sollte das bringen, wenn er nicht die geringste Lust hat, sich nicht länger mit ihnen abzugeben? Er ist weg, April, verloren!«

Wieder sah April zu Simon hinüber und musste zugeben, dass Caro nicht ganz unrecht hatte. Simon war schon immer ein Partyhengst gewesen, immer bereit, das Leben von der positiven Seite zu sehen, wenn auch mit seiner ganz eigenen ironischen Note. Er hatte Musik und Klamotten gemocht, und auch Caro hatte er sehr gemocht, daran bestand für April kein Zweifel. Doch nun wirkte er wie eine leere Hülle, von innen heraus komplett ausgebrannt.

»Gib's zu, April. Er ist einer von ihnen, auch wenn sie ihn noch nicht verwandelt haben«, fügte Caro hinzu.

»Ach, pfeif drauf.« Entschlossen schob sie sich durch das Partyvolk und marschierte geradewegs auf ihn zu.

»Simon!«, rief sie über das Wummern der Bässe hinweg und zupfte ihn am Ärmel. Wie in Zeitlupe wandte er sich um. Einen Moment lang schien er Mühe zu haben, sie zu erkennen, doch dann verzog sich sein Gesicht zu einem angedeuteten Lächeln.

»Hey, April«, sagte er und strich ihr über die Wange. »Wie geht's dir so? Willst du was trinken! Ist alles kostenlos. Glaube ich zumindest. Wenn nicht, bin ich geliefert.« Er gab ein pfeifendes Lachen von sich, das jedoch schnell wieder verstummte.

»Ich habe schon einen Cocktail, danke«, sagte April. »Können wir irgendwo in Ruhe reden?«

Simon kniff ein Auge zu und sah sie an.

»Wieso können wir nicht hierbleiben?«, nuschelte er mit einer vagen Handbewegung um sich herum. »Ich hab hier alles, was ich brauche. Was zu trinken, Musik und ... Nüsse.« Er wandte sich zur Bar um. »Vorhin gab's hier noch Nüsse.«

»Du kannst ja gleich zurückkommen und welche essen. Aber jetzt muss ich etwas mit dir besprechen.«

Sie packte ihn, zerrte ihn von der Bar weg, ohne auf seinen Protest einzugehen, und zog ihn hinter sich her in Richtung Haus.

»Hey!«, rief er und schwenkte sein leeres Glas. »Was soll denn das? Ich verschütte ja alles!«

»So? Dann nimm eben meinen.« April schüttete ihm den Inhalt ihres Cocktails ins Gesicht.

Simon schlug sich die Hände vors Gesicht und ließ dabei sein Glas fallen, dann taumelte er ein paar Schritte rückwärts, knallte mit dem Hinterkopf gegen eine Steinmauer und glitt zu Boden.

»Hey, was soll das?«, jammerte er und rieb sich den Hinterkopf. »Mein Hemd ist klatschnass!«

April ging neben ihm auf die Knie und sah ihn an.

»Ein nasses Hemd ist noch deine geringste Sorge, wenn du nicht endlich nüchtern

wirst, Simon«, spie sie ihm mit kalter Stimme entgegen.

»Ich hab doch nur ein paar Drinks intus«, sagte er trotzig.

»Ich rede nicht vom Alkohol, du Idiot!«, schrie sie. »Sondern davon, was du hier treibst. Willst du so enden wie Layla?«

Beim Klang ihres Namens zuckte Simon zusammen, kreuzte trotzig die Arme vor der Brust und starrte April wütend an. »Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Oh doch, das weißt du sogar ganz genau. Du weißt genau, was ich damit meine. Wenn du so weitermachst, wirst auch du sterben. Kapierst du das, Simon? Sterben!«

Wieder trat dieses kalte Grinsen auf seine Züge.

»Und, wäre das so schrecklich?«

April holte aus und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige, ehe sie seine Schulter packte und fest zudrückte. »Wenn du noch ein einziges Mal so etwas sagst, bringe ich dich eigenhändig um.«

Er starrte sie aus weit aufgerissenen Augen an. Allem Anschein nach hatte sich ihr Wunsch, er möge wieder nüchtern werden, schlagartig erfüllt, und mit einem Mal schlug ihre Wut in Mitleid um. Sie ließ den Atem entweichen, setzte sich neben ihn und zog ihr Kleid über ihre Oberschenkel.

»Mein Vater ist in meinen Armen gestorben«, sagte sie leise. »Ich war dabei, als Miss Holden getötet wurde. Und Benjamin. Mit dem Tod kenne ich mich inzwischen ziemlich gut aus, Simon. Er ist hässlich und brutal und nicht einmal ein Fünkchen romantisch. Der Tod ist nicht poetisch, edel oder cool. Er ist einfach nur ... grauenhaft.«

Sie starrte ihn durchdringend an.

»Und weißt du, was der Tod noch ist? Er ist egoistisch. Bei einem Überfall oder einem Brand trompeten die Leute irgendwelche heldenhafte Sprüche hinaus – ›Lauf! Ich halte sie auf, bringt euch in Sicherheit‹ und all dieser Mist. Aber das war's für sie. Game over, aus und vorbei. Das ist einfach. Sterben ist nicht schwer, Simon. Aber hierzubleiben und weiterzumachen, das ist verdammt hart. All die Leute, die man zurücklässt, deren Herz man gebrochen hat, und die sich Tag und Nacht fragen, ob sie es irgendwie hätten verhindern können ... sie sind diejenigen, die Höllenqualen leiden.«

»Na und? Was kümmert mich das?«, gab Simon zurück. »Ich war ihnen doch auch immer egal.«

»Schwachsinn!«, schnauzte April, deren Wut allmählich wieder answoll. »Willst du unbedingt noch eine Ohrfeige? Mir bist du wichtig, und Caro auch – falls du dir jemals die Zeit nehmen solltest, es zu bemerken. Wir waren deine Freunde, echte Freunde.«

»Ich brauche keine Freunde, sondern ein Ziel«, schnauzte er sie mit glitzernden Augen an. »Ich will dazugehören, Teil von etwas sein. Spürst du sie denn nicht, diese neue Bewegung, April? Wir haben die Chance, Teil einer wunderbaren neuen Welt zu werden.«

»Herrgott noch mal!«, schrie April. »Du solltest dich mal reden hören. Du klingst ja schon wie einer dieser durchgeknallten Religionsfanatiker, die von Haus zu Haus

gehen und die du früher immer ausgelacht hast.«

Sie packte sein Handgelenk und drehte es um, sodass die winzigen Narben zum Vorschein kamen. Narben vom Trinken, genau dieselben wie bei Ling, damals, als April sie weinend auf der Schultoilette gefunden hatte.

»Du willst also Teil dieser wunderbaren neuen Welt sein, ja? Obwohl du genau weißt, wie diese Leute – diese Kreaturen – sind?«

»Sie verstehen mich«, erklärte er mürrisch und riss seinen Arm weg. »Sie wissen, was ich will. Und sie geben es mir.«

»Und was soll das sein? Alkohol? Drogen? Sex?«

Wieder erschien dieses widerliche Lächeln auf seinen Zügen.

»Das ist zumindest mal ein Anfang.«

»Verdammt, Simon, und das genügt dir?«

»Ich verdiene ...« Er unterbrach sich, doch April wusste genau, was ihm auf der Zunge gelegen hatte. Ich verdiene sowieso nichts Besseres, hatte er sagen wollen. Gott, diese Vampire waren unglaublich gerissen. Wie jedes Raubtier auf der Welt verstanden auch sie es instinktiv, das schwächste Glied einer Gruppe von den stärkeren zu trennen, indem sie seine Defizite gezielt ausnutzten: Einsamkeit, Selbstzweifel, Gier. Und in Simon hatten sie einen perfekten Kandidaten gefunden. Er war ein Superhirn mit einem einzigen Makel: seinem Mangel an Selbstwertgefühl. Er musste gewusst haben, was er Caro bedeutete, und trotzdem hatte er das Gefühl gehabt, eine so bedingungslose Liebe wie ihre nicht zu verdienen. April kannte ihn nicht gut genug, um beurteilen zu können, wie er auf diese Idee kam, und vermutlich spielte es keine Rolle. Wie auch immer die Blutsauger es angestellt haben mochten – sie hatten ihn am Haken und auf ihre Seite gezogen.

»Simon«, sagte April ruhig und sah ihn mit ernster Miene an. »Du wirst geliebt. Du hast Freunde. Und ich bin sicher, dass du das tief im Innern auch weißt. Und genauso sicher bin ich, dass dir klar ist, wie du enden wirst, wenn du so« – sie deutete auf seine Narben – »weitermachst.«

Sie kam auf die Füße – mit ihren hohen Absätzen ein reichlich schwieriges Unterfangen – und strich ihr Kleid glatt. »Du kannst jederzeit zurückkommen. Wir werden da sein, was auch passiert. Und ich glaube, das weißt du.«

Sie ging davon, in der Gewissheit, dass damit alles gesagt war.

»Was war das denn?«, fragte Caro und trat neben sie, als sie den Weg zurück zum Pool einschlug. »Was hast du ihm gesagt?«

April verzog das Gesicht.

»Ich habe die Furie in mir herausgelassen, dann habe ich ihm ein paar Dinge über die Blutsauger erklärt, und am Ende habe ich ihm erzählt, dass du in ihn verliebt warst.«

Caro fiel die Kinnlade herunter.

»Das ist nicht dein Ernst.«

April lächelte. »Nicht ganz, aber vielleicht hätte ich es ihm sagen sollen. Tut mir leid, Caro, ich wollte ihm ein bisschen Vernunft einbläuen und ihn aus dieser Lethargie reißen, in die er neuerdings verfallen ist. Allerdings bin ich nicht sicher, ob

es mir gelungen ist.«

Caro berührte ihren Arm.

»Immerhin hast du es versucht«, sagte sie. »Das ist das Allerwichtigste. Danke, April, eine bessere Freundin als dich kann man gar nicht haben.«

April wandte sich zur Bar um, an der Simon nun wieder lehnte.

»Wie gesagt, ich bin nicht sicher, ob es ausgereicht hat.«

Sie nahmen sich ein Bier aus der Kühltruhe neben dem Pool, setzten sich auf ein paar Kissen und blickten gedankenverloren auf die reglose Wasseroberfläche, während sich rings um sie das Wummern der Bässe mit Gelächter und ausgelassenem Kreischen vermischte.

»Hey, wieso so trübselig?«

April fuhr herum und lächelte.

»Gabriel! Seit wann bist du schon hier?«

»Bin gerade gekommen«, antwortete er, setzte sich neben sie und drückte ihr einen Kuss auf die Schulter. »Aber es sieht ganz so aus, als wäre ich hier falsch. Ich dachte, das ist eine Party, keine Totenwache.«

»Tut mir leid, Schatz, aber ich hatte gerade eine Auseinandersetzung mit Simon. Ich habe versucht, ihn zur Vernunft zu bringen, aber...«

»Der Idiot ist schon komplett hinüber«, warf Caro ein und sah zur Bar.

»Verstehe«, meinte Gabriel. »Ein Grund mehr, am Ball zu bleiben, oder? Wenn wir den König aufstöbern und töten, haben wir gute Chancen ...«

»Wir sind hier nicht im Märchenland, wo die böse Hexe am Ende getötet wird«, blaffte Caro. »Es wird kein Bann gebrochen, alle wachen auf und leben glücklich zusammen bis ans Ende ihrer Tage. Wir haben nicht die leiseste Ahnung, was passieren wird, selbst wenn wir den Vampirkönig finden und ihm den Kopf abschlagen. Selbst wenn du sein Blut trinkst, wissen wir immer noch nicht, ob es dich heilen wird, oder?«

»Es ist doch nicht seine Schuld, Caro«, unterbrach April.

»Das weiß ich!«, rief sie und schüttelte den Kopf. »Entschuldige, Gabe, ich wollte dich nicht so anschreien.«

»Ist schon gut, außerdem hast du ja recht. Wir haben schließlich selbst miterlebt, was mit dem Regenten passiert ist. Sheldon ist bei dem Brand ums Leben gekommen, und trotzdem scheinen die Vampire eher noch an Stärke gewonnen zu haben. Ja, wir können den König töten, aber vielleicht wird es immer einen anderen Vampir geben, der nur darauf wartet, seinen Platz einzunehmen. Und für die Kids ist das hier« – er deutete um sich herum – »weiß Gott spannender, als im Jugendclub der Kirche Tischtennis zu spielen.«

»Es geht noch um etwas anderes«, sagte April. »Wir lachen über diesen Quatsch, den Dr. Tame verbreitet. Über dieses Gefasel von einer ganz neuen Welt, die sich uns eröffnet, aber für andere ist es bitterer Ernst. Sie wollen unbedingt Teil von etwas Neuem sein, von Anfang an. Dazuzugehören, vor allen anderen in das große Geheimnis eingeweiht sein, das finden sie spannend.«

Ernüchtert schwiegen sie.

»Also was sollen wir ...«, Gabriel wurde vom Klirren splitternden Glases und lautem Gejohle unterbrochen. Kurz darauf ertönte erneutes Klirren und Gejohle.

»Ich werde nachsehen, was da los ist«, sagte April und stand auf. »Holt mir einer von euch noch ein Bier? Ein großes, bitte. Und wenn ihr an der Bar seid, könnt ihr Simon ins Gewissen reden.«

Sie ging in Richtung Haus, wo sich eine Traube gebildet hatte. Wieder zerbarst Glas auf dem Boden, was mit allgemeinem Johlen quittiert wurde. April schob sich durch die Menge. Zwei Jungs standen einander mit nacktem Oberkörper gegenüber. Den einen kannte sie – es war dieser Calvin, den Dr. Tame auf der Toilette in Ravenwood erwischt, aber nicht bestraft hatte. Auf seinem Kopf balancierte er eine Bierflasche, während der zweite Junge mit einer Art Kindercrickettschläger vor ihm stand. Sie sah zu, wie er ausholte und mit dem Schläger die Flasche zerschlug, sodass sich ein Regen aus Glasscherben auf Calvin ergoss. Wieder wurden Rufe laut.

»Was zum Teufel soll das?«, fragte April einen der Umstehenden, der das Szenario anscheinend voller Ehrfurcht und Bewunderung verfolgte.

»Calvin hat gewettet, dass der andere – ich glaube, er heißt Danny – es nicht schafft, still dazustehen, während er die Flasche zerschlägt. Jetzt wechseln sie sich ab. Irre, was?«

»Allerdings«, bestätigte April. »Komplett irre.«

Sie sah, dass Calvin aus mehreren Wunden auf Brust und Schultern blutete, es jedoch nicht einmal zu spüren schien. Stattdessen fuhr er sogar mit dem Finger durch ein Rinnsal und leckte ihn lachend ab. Sie fragte sich, ob die Jungs ebenfalls nur als schwarze Schemen auf Fotos erkennbar wären oder ob sie wie Simon lediglich dem bizarren Reiz des Szenarios erlegen waren. Als sie sich zum Gehen wandte, wurde ihr unvermittelt bewusst, dass die ausgelassene Zirkusatmosphäre der Mottoparty einer anderen, bedrohlicheren Stimmung gewichen war. Eine Art unbehagliche Anspannung schien in der Luft zu liegen. April wandte sich der Ecke zu, in der sie zuvor mit Simon gesprochen hatte, und bemerkte ein Grüppchen Gäste, die in einem engen Kreis beisammenstanden. Was taten sie da? Rauchten sie etwas? Sie hatte keine Ahnung und würde ganz bestimmt nicht fragen. Im Halbschatten der Hauswand machte sie ein eng umschlungenes Pärchen aus – was sie betraf, erübrigte sich jede Frage. Plötzlich überkam sie das dringende Bedürfnis, zu ihren Freunden zurückzukehren. Sie schlug den Weg zur Bar ein und ging ein paar Schritte weit, als Chessy plötzlich vor ihr stand.

Sie hatte ihr langes Haar zu einem Zopf geflochten und trug ein flaschengrünes, griechisch anmutendes Kleid, das eine Schulter frei ließ. Würde ihr nicht das Gift aus sämtlichen Poren dringen, wäre sie wunderschön, dachte April.

»Na, Miss Schulsprecherin«, sagte sie. »Was ist los? Bist du ganz allein hier, oder ist der wunderbare Gabriel bei dir?«

»Er ist hier«, antwortete April und machte Anstalten, an ihr vorbeizutreten. »Eigentlich wollte er mir etwas zu trinken holen, deshalb sollte ich wohl ...«

Doch Chessy stellte sich ihr in den Weg.

»Und wo ist deine kleine Freundin ... Davina hieß sie, soweit ich mich erinnere.«

»Ich glaube nicht, dass sie kommen wird«, meinte April, während ihr wieder einfiel, dass sie sich zumindest in Gegenwart der Blutsauger dem allgemeinen Davina-Bashing anschließen sollte.

»Das wundert mich nicht«, meinte Chessy lächelnd. »Es wird wohl eine ganze Weile dauern, bis sie sich wieder in der Öffentlichkeit blicken lässt.«

April sah abermals zur Bar hinüber, in der Hoffnung, Caro oder Gabriel zu entdecken, während sie spürte, wie Chessys Blick sie durchbohrte.

»Wieso du, Miss Schulsprecherin?«

»Wieso was?«

»Wieso hat Tame ausgerechnet dich als sein neues Schoßhündchen ausgesucht? Hat er irgendwelche großen Pläne mit dir? Hast du bei ihm denselben Trick angewendet wie bei Sheldon?«

April sah Chessy an und fragte sich, was sie wissen und damit andeuten mochte, doch ihre Miene verriet nichts als blanke Boshaftigkeit. Weshalb hatte Chessy sich mit einem Mal gegen sie gewandt? Noch vor nicht allzu langer Zeit waren sie doch gemeinsam in der Stadt gewesen, hatten sich die Nägel machen lassen und sich über alberne Scherze kaputtgelacht. Sie ist ein Vampir, vergiss das nicht, dachte April. Sie wird alles tun oder sagen, nur damit sie bekommt, was sie haben will.

»Was für einen Trick?«, fragte sie und nippte möglichst lässig an ihrem Bier.

»Genau das will ich von dir wissen. Genau das.«

Chessy beugte sich so weit vor, dass sich ihre Gesichter beinahe berührten. Aprils Haut begann zu prickeln.

»Was hast du Sheldons Meinung nach? Was wollte er von dir? Und wieso musste der arme kleine Benjamin in dieser Nacht so ausflippen? Wieso hat er versucht, dich abzufackeln?«

April zwang sich, in Chessys kalte Augen zu blicken.

»Weil er sich in mich verliebt hatte«, antwortete sie. »Und wer kann es ihm verdenken?«

Chessy warf den Kopf in den Nacken und lachte.

»Du bist wirklich gut«, sagte sie und drohte April mit dem Finger. »Du bist sogar sehr gut. Ich werde mich vor dir in Acht nehmen müssen, Miss Schulsprecherin.«

Damit wandte sie sich um und ging davon. April stieß einen erleichterten Seufzer aus. Vermutlich war es unvermeidlich, dass sie den Argwohn der Blutsauger erregte, vor allem nach dem Brand in Sheldons Haus, doch sie hatte nicht damit gerechnet, dass einer von ihnen so unverblümt die Sprache darauf bringen würde. Andererseits hatte Gabriel möglicherweise recht gehabt – die Vampire aus dem Konzept zu bringen, war vielleicht ihre wirksamste Waffe. Wenn Sheldon und Benjamin getötet werden konnten, waren auch sie nicht so unverwundbar, wie sie glaubten – genau diesen Gedankengang mussten sie ihnen einimpfen.

In diesem Moment kam Caro angelaufen.

»April, wir haben ein Problem«, sagte sie, packte sie bei der Hand und zog sie in Richtung Pool.

»Was ist denn?«

»Ling. Ich habe gesehen, wie sie mit einem Typen in eines der Zelte gegangen ist, und ich glaube, sie hat es ein bisschen übertrieben.«

April sah auf den ersten Blick, was vor sich ging. Die Seitenwände der Zelte waren zurückgeklappt und wurden mit goldenen Bändern hinten gehalten – nur bei einem nicht. Es war geschlossen, und ein Junge hatte sich davor postiert, als stehe er Wache. Gedämpfte Stimmen drangen nach draußen, darunter auch Lings, die zu protestieren schienen.

Caro und April tauschten einen Blick.

»Was ist hier los?«, wollte April wissen und baute sich vor dem Jungen auf.

»Das geht dich überhaupt nichts an«, antwortete der Typ. Er hatte mindestens zwanzig Kilo Übergewicht, einen rasierten Schädel und trug einen goldenen Ohrstecker. »Es sei denn, du willst unbedingt, dass ich es dir selber zeige, Schätzchen. In den Zelten ist mehr als genug Platz für dich und deine kleine Freundin, wenn du verstehst, was ich meine.«

Er sog scharf die Luft ein und hob vielsagend die Brauen.

»Träum weiter«, stieß Caro hervor. »Und jetzt hau ab, denn unsere Freundin ist dort drin, und sie scheint nicht allzu glücklich zu sein.«

Der Fettkloß trat drohend einen Schritt vor. »Kann sein, aber sie macht Cal ganz bestimmt glücklich. Und wenn er fertig ist, wird sie dasselbe mit mir tun.«

»Super, aber vorher zeige ich dir mal, wie ich dich glücklich machen kann.« Caro trat auf den Kerl zu.

»Na also, wusste ich's doch, dass du dabei bist.« Ein Grinsen trat auf seine Züge, das jedoch erstarrte und einem Ausdruck entsetzter Verblüffung wich, als Caro mit einer abrupten Bewegung das Knie hob und geradewegs in seinen Unterleib rammte. Er kippte nach vorn und sackte stöhnend auf dem Boden zusammen.

April zog die Zeltplane zur Seite und sah Ling mit mehreren Wunden an Hals und Handgelenken auf dem Boden liegen. Ihr Kostüm war blutbefleckt und zerrissen und sie blickte April mit einer Mischung aus Angst und Entsetzen an. Calvin hatte sich über ihr aufgebaut und hob grinsend den Kopf – April war auf der Stelle klar, dass er ein Vampir war.

»N'Abend, Ladies«, sagte er. »Gibt's ein Problem?«

»Allerdings«, antwortete April, blickte zu Ling und dann zurück zu Calvin. »Du bist das Problem.«

Calvin legte den Kopf schief. »Dich kenne ich doch, oder?«, meinte er. »Genau, du bist die aus dem Laden der Hexe, richtig?«

April blieb beinahe das Herz stehen, während ihr Millionen Fragen in den Sinn kamen. Woher wusste er das? Hatte er sie beobachtet? Kannte er Jessica?

»Ich glaube, du verwechselst mich mit jemandem«, sagte sie so lässig, wie sie nur konnte. »Mit jemandem, der Vergewaltiger toleriert.«

»Toleriert«, wiederholte er affektiert. »Komplizierte Worte für ein kleines Mädchen.«

»Wie wär's denn mit diesem hier?«, schaltete Caro sich ein. »Verpiss dich. Ist das einfach genug für dich?«

Sie beugte sich vor und reichte Ling die Hand, doch Calvin machte einen Satz nach

vorn und packte Caro bei den Haaren.

»Oh nein, Schätzchen, ich glaube nicht, dass ich mit ihr schon fertig bin«, zischte er und packte noch fester zu. »Aber wenn ich erst mal alles getan habe, was ich mit ihr tun möchte, fällt mir bestimmt noch viel mehr ein, was ich mit dir anstellen werde.«

Caro gab einen schmerzerfüllten Laut von sich.

»Hey, Calvin«, sagte April ruhig.

Als er aufsah, ließ sie die Bierflasche geradewegs auf ihn herabsausen. Mit einem befriedigenden »Fffump« traf sie auf seinem Schädel auf. Die Wucht des Aufpralls schleuderte ihn nach hinten, wobei er Caro losließ, sich mit rudernden Armen an den Zeltplanen festklammerte und sie mit sich zu Boden riss.

»Los, Ling«, drängte April und zog das Mädchen auf die Füße. Sie hatte den dumpfen Verdacht, dass Calvins Laune wohl nicht die beste war, wenn er wieder auf die Füße kam.

»Alles in Ordnung, Caro?«, fragte sie, als Caro Lings anderen Arm ergriff.

»Ja, alles bestens«, stieß sie mit zusammengebißenen Zähne hervor und zog Ling mit sich in Richtung Haus. Doch sie kamen nicht allzu weit, denn Calvin rappelte sich hoch und baute sich vor ihnen auf. Blut sickerte aus einer Wunde an seiner Schläfe, und er hatte das Gesicht zu einem böartigen Grinsen verzogen.

»Weg da!«, schrie April und spürte, wie die Furie in ihr zu wachsen begann. Nicht hier, nicht jetzt, warnte sie eine leise Stimme im Hinterkopf, doch sie konnte sich nicht länger beherrschen. Sie war so unglaublich wütend.

»Oh nein«, erwiderte Calvin und schüttelte den Kopf. »Calvin wird nirgendwo hingehen. Er ist durstig, deshalb braucht er etwas zu trinken.«

Ehe April etwas erwidern konnte, registrierte sie eine Bewegung zu ihrer Linken und dort, wo soeben noch der Vampir gestanden hatte, herrschte gähnende Leere.

»Gabriel!«, stieß Caro hervor, und April drehte sich gerade noch rechtzeitig nach links, um zu sehen, wie sich seine Hände um Calvins Kehle legten und er ihn hochriss.

»Du bist durstig, ja?«, fauchte er und schleuderte ihn zur Seite, sodass er mit voller Wucht auf dem Betonboden neben dem Pool aufschlug. Calvin versuchte, auf die Beine zu kommen, doch Gabriel war schneller. Innerhalb von Sekunden hatte er sich auf ihn gestürzt, packte ihn bei den Haaren und tauchte seinen Kopf unter Wasser.

Inzwischen hatten die anderen Partygäste den Tumult mitbekommen und sich um die Kontrahenten geschart. »Eintauchen! Eintauchen!«, skandierten sie, ehe die Rufe erstarben, als sie sahen, dass Gabriel den Kopf des zappelnden Calvin mit aller Kraft unter Wasser hielt. Mit Armen und Beinen strampelnd, versuchte Calvin verzweifelt, sich seinem Griff zu entwinden und den Kopf aus dem Wasser zu ziehen.

»Gabriel! Nein!«, schrie April, doch Gabriel ließ nicht locker, sondern drückte Calvin weiter unter Wasser, bis sein Strampeln allmählich schwächer wurde.

April ließ sich auf die Knie fallen und zerrte Gabriel am Arm. »Bitte nicht«, flehte sie. »Lass ihn los.«

Er wandte sich ihr zu, seine Miene war wie versteinert, ohne jegliche

Gefühlsregung, so als tue er irgendetwas völlig Banales, wie ein Regal oder ein Waschbecken montieren. Der Vampir musste sterben, und er war derjenige, der diese Aufgabe übernehmen musste.

»Tu's für mich, Gabriel«, flüsterte sie. »Bitte.«

Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrte er, dann nickte er kaum merklich, zog Calvin aus dem Wasser und schleuderte ihn auf den Rasen, als wäre er ein abgeessener Apfelstrunk.

Inzwischen herrschte Stille, nur die hämmernde Musik und die Würgelaute des Jungen auf dem Rasen waren zu hören.

»Komm«, sagte April und nahm Gabriels Hand. »Wir sollten jetzt lieber gehen.«

Caro nahm Ling, die inzwischen in Tränen ausgebrochen war, am Arm und folgte ihnen. Nach ein paar Metern drehte April sich noch einmal um und sah zu ihrem Entsetzen, dass Calvin sie voller Hass und Wut musterte.

»Du verdammte Hexe!«, schrie er. »Ich weiß, wer du bist und wo du wohnst. Das hier ist noch lange nicht vorbei. Noch lange nicht.«

Gabriel wandte sich um, doch April hielt ihn zurück. »Bitte, kannst du mich einfach nur nach Hause bringen? Ich will nur noch nach Hause.«

Sechzehntes Kapitel



April stieß einen erleichterten Seufzer aus, als sich die U-Bahntüren mit einem Zischen schlossen. Erst jetzt gestattete sie sich, die Anspannung von ihr abfallen zu lassen. Bis auf eine Gruppe Mädchen in Partykleidern, die mit einer Flasche Wein am anderen Ende des Waggons abfeierten, waren sie allein.

April erkannte ihr eigenes und – erstaunlicherweise auch – Gabriels Gesicht in der Fensterscheibe. Auf Fotos oder Videos war er nicht zu sehen, doch Spiegel schienen genauso bei ihm zu funktionieren wie bei gewöhnlichen Menschen. Normalerweise gefiel es ihr, wie die helle Deckenbeleuchtung und das leicht konkave Glas der Waggonscheiben die Wangenknochen hervortreten ließen und den Anschein erweckten, als lägen die Augen tiefer in den Höhlen, wodurch das Gesicht schmaler und irgendwie attraktiver wirkte, doch heute fand sie, dass sie wie Leichen aussahen. Vielleicht waren sie ja genau das. Leichen, die auf das Ende warteten.

»Könnten wir jetzt darüber reden?«, fragte sie und sah Gabriel an. Seit sie aufgebrochen waren, hatte er praktisch kein Wort gesagt. Sie waren zu Caros Eltern gefahren, wo Mrs Jackson augenblicklich in den »Krisenmodus« verfallen war und heißen, gesüßten Tee, Möhrenkuchen und saubere Sachen für Ling geholt hatte, während diese sich alle Mühe gegeben hatte, sich ihr Entsetzen über die Blümchentapeten nicht anmerken zu lassen. Caros Dad hatte seine Kontakte bei der Polizei aktiviert – April hatte völlig vergessen, dass Caro ihr erzählt hatte, die Mitglieder ihrer Familie seien »entweder kriminell oder bei den Bullen« – und darum gebeten, dass sie zum Haus von Lings Eltern fahren und den »Festivitäten« ein Ende bereiteten, ehe er Ling zurückgebracht und sich persönlich davon überzeugt hatte, dass ihr dort nichts passieren konnte. Die ganze Zeit über hatte Gabriel dagesessen, scheinbar gedankenverloren und wortlos. Selbst als sie zur U-Bahn hinuntergegangen waren, hatte er sich geweigert, mit ihr zu reden, sondern hatte ihre Fragen lediglich mit einem mürrischen Blick quittiert.

»Was soll ich denn deiner Meinung nach sagen?«

»Darum geht es doch gar nicht, Gabriel. Ich will einfach nur wissen, was vorhin bei Ling passiert ist.«

»Was glaubst du denn, April? Ich habe dich beschützt.«

»Ich bitte dich. Versuch nicht, dich damit aus der Affäre zu ziehen.« Sie wandte sich ihm zu. »Caro und ich sind wunderbar ohne dich klargekommen. Es ging um etwas völlig anderes.«

»Dann sag du es mir. Offenbar kennst du ja all die Antworten bereits.«

Mein Gott, dachte sie. Gabriel mochte hundert Jahre oder noch älter sein, trotzdem führte er sich wie ein trotziger Teenager auf. Sie musste es mit einer anderen

Strategie versuchen.

»Ich mache dir doch keinen Vorwurf, Gabe«, sagte sie und nahm seine Hand. »Ich stehe auf deiner Seite, schon vergessen? Es ist nur ... du wolltest den Jungen umbringen.«

»Calvin ist kein Junge, April. Er ist ein Vampir, ein eiskalter Killer. Der Kerl ist fünfzig oder gar hundert Jahre alt und wartet nur auf eine Gelegenheit zu töten. Glaub bloß nicht, er hätte dich unbeschadet nach Hause gehen lassen.«

»Ich weiß selbst, dass er ein übler Bursche ist, schließlich habe ich miterlebt, was er mit Ling angestellt hat. Vielleicht hat er noch andere Mädchen vergewaltigt oder Hunderte Menschen getötet, aber ...«

»Aber was?«

»Ach, keine Ahnung«, sagte sie. »Mag sein, dass alle Vampire oder zumindest diese Sorte zerstört und verjagt werden müssen, und vielleicht gibt es auch keine andere Möglichkeit, sie loszuwerden, trotzdem ist es nicht unsere Aufgabe, Gabriel. Wir müssen den Vampirkönig finden. Wir müssen herausfinden, wo die Schlange ihr Nest hat, und ihr den Kopf abschlagen. Wenn wir Glück haben, sterben dann auch die anderen Vampire, keine Ahnung. Aber wir sind keine Henker. Wir können sie nicht alle töten.«

»Aber du bist die Furie, April«, wandte Gabriel ein. »Du bist die Einzige, die sie zerstören kann.«

Sie nickte.

»Genau das dachte ich auch immer. Als du mir das erste Mal dieses Geburtsmal hinter meinem Ohr gezeigt und mir alles erklärt hast, dachte ich auch, ich müsste die Vampire eigenhändig erledigen. Aber jetzt denke ich das nicht mehr. Ich glaube vielmehr, die Furie zu sein, bedeutet, mit der Fahne an vorderster Front zu stehen und ›Attacke!‹ zu rufen. Man braucht keine besonderen Kräfte zu haben, sondern nur derjenige sein, der sich ins Getümmel stürzt und den anderen den Mut verleiht, sich zu wehren.«

»Den Mut, zu sterben?«

»Vielleicht auch das, Gabriel«, sagte sie, inzwischen verärgert. »Vielleicht wird es so weit kommen. Lass uns den Tatsachen ins Auge blicken – es sieht nicht allzu gut für uns aus, völlig egal, aus welcher Perspektive man die Situation betrachtet. Wie oft wurde ich inzwischen angegriffen? Aber lieber ich als diese dussligen Ravenwood-Kids.«

»Willst du mir erzählen, dass du in Wahrheit gar nicht gerettet werden wolltest?«

Herrgott, dieser Mann konnte einen wirklich auf die Palme bringen!

»Ich wollte nicht, dass du ihn ertränkst, das ist richtig. Ihm eins auf die Nase geben oder ihn ein bisschen herumschubsen, okay, aber Gabe ...« Sie sah ihm in die Augen. »Ich musste dich regelrecht anflehen, ihn am Leben zu lassen.«

»Weil ich ein Killer bin, April. Genau das bin ich«, schnauzte er sie an. In seinem Gesicht spiegelten sich Wut und Trauer.

April sah zu den Mädchen am anderen Ende des Waggons hinüber, doch sie waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um mitzubekommen, was Gabe gerade

gesagt hatte.

»Du behauptest, dass du mich liebst, und das hier bekommst du.« Er spreizte die Hände. »Ich wollte diese Kreatur töten. Ich wollte, dass er strampelt und um sich tritt. Ich wollte, dass er tot ist. Wir sind Monster, April. Willst du allen Ernstes dein Leben an der Seite eines Tiers wie mir verbringen?«

Tränen standen in seinen Augen.

»Ja«, sagte sie schlicht und streckte die Hand aus, um sein Gesicht zu berühren. »Ja, Gabriel, genau das will ich. Ich weiß, wer du bist. Ich weiß, was du bist, aber ich weiß auch, dass das längst nicht alles ist. Du bist etwas Besseres als das.«

»Bin ich das?«, fragte er und wich zurück. »Glaubst du das? Oder wünschst du es dir bloß? Ich bin kein edelmütiger Barbar, den du mit deiner Liebe retten kannst. Ich bin genauso wie sie – ich will mich in menschlichem Blut suhlen.«

Diesmal hatten die Mädchen ihn gehört.

»He, Alter, schalt mal 'nen Gang runter«, rief eine, woraufhin die anderen in schrilles Gelächter ausbrachen.

April packte seine Hand und zog ihn ein Stück weg.

»Das weiß ich, Gabriel«, sagte sie. »Ich kann weiß Gott nachvollziehen, wie du dich fühlst.«

»Ach ja?«

April lächelte freudlos.

»Was habe ich denn gerade eben getan? Ich habe diesem Jungen – diesem Tier – mit der Bierflasche eins übergezogen! Wenn so etwas wie heute passiert, spüre ich, wie ich diese unglaubliche Wut bekomme. Es ist, als würde sie mich einfach mitreißen. Am liebsten würde ich dann jemandem an die Gurgel gehen und ganz fest zudrücken. Und es wird mit jedem Mal schlimmer.«

»Das liegt daran, dass du die Furie bist, April. Du brauchst diese Wut, um sie zu bekämpfen. Uns zu bekämpfen.«

Sie lachte.

»Vielleicht wird meine Laune einfach auch nur immer mieser. Aber wie auch immer, jedenfalls verstehe ich durchaus, wovon du sprichst, und Gabe ...« Sie legte die Hände um sein Gesicht und küsste ihn zärtlich auf die Wange. »Ich liebe dich so sehr für das, was du getan hast.«

»Was habe ich denn getan?«

»Der Drachenhauch, Gabe. Als du mich auf dem Winterball geküsst hast, wurdest du von deinem Killerinstinkt erlöst. Du hast dich mit dem Virus infiziert, das stimmt, und es hat angefangen, dich von innen zu zerfressen, trotzdem habe ich die Erleichterung in deinem Gesicht gesehen. Du warst froh, sterben zu dürfen, weil du dadurch nicht länger ein Gefangener deines Verlangens nach Blut warst.«

Sie küsste abermals seine Wange.

»Und ich weiß, wie schwer es dir gefallen ist, den Drachenhauch zu trinken und wieder in die Dunkelheit zurückzukehren. Wieder ein Monster zu werden. Ich weiß ganz genau, was du für mich getan hast, und ich werde das niemals wiedergutmachen können.«

Er wandte sich ab.

»Ich habe es nicht nur für dich getan, sondern auch für mich selbst, weil ich meinen Meister finden und mich für immer von all dem hier befreien wollte, aber ...«

»Aber jetzt wird es zu stark?«

Er sah sie an. Im kalten Schein der Deckenbeleuchtung wirkte sein Gesicht fahl und ausgezehrt.

»Ich weiß nicht, was mit mir passiert. Ich glaube, ich verliere allmählich den Verstand.«

»Die Träume?«

Er nickte langsam und sah zu den Mädchen hinüber.

»Und immer geht es um Frauen«, sagte er. »Ich scheine sie zu verfolgen, sie zu jagen.«

»Das sind nur Träume, Gabe.«

»Nein«, widersprach er heftig. »Das sind sie nicht. Es ist, als wäre ich tatsächlich dort gewesen, als wäre ich jetzt dort.«

»Komm mit zu mir nach Hause«, sagte sie und kramte ihre Schlüssel aus der Tasche. »Dann setzen wir uns hin und reden in Ruhe über alles.«

In diesem Moment geschahen zwei Dinge: Die Lichter gingen aus, und eine Lachsalue der angetrunkenen Mädchen ertönte, gefolgt von einem schrillen, hysterischen Schrei, der durch die Dunkelheit hallte. Dann begannen die Lichter wild zu flackern wie ein Stroboskop, und April sah, wie Gabriel unvermittelt aufsprang und zurückwich.

»Gabe!« Plötzlich bekam sie Angst. Seine Augen waren weit aufgerissen, sein Mund in einem »O« erstarrt. Sekunden später ging das Licht wieder an, und die Mädchen lachten und kicherten, als wäre nichts geschehen. April trat auf Gabriel zu, doch er wich weiter zurück.

»Was ist los, Gabe?«

»Ich liebe dich«, sagte er. »Vergiss das nie.«

Der Zug war stehen geblieben, und Gabriel sprang hinaus.

»Gabe!«

April lief ihm hinterher, den Bahnsteig entlang, aber Gabriel war zu schnell für sie. Er rannte die Treppe in einem Tempo hinauf, bei dem sie nicht mithalten konnte. Selbst mit dem Aufzug wäre sie zu langsam. Sie zwängte sich durch die Absperrung und stürzte quer durch die Schalterhalle hinaus auf die Straße, doch es war weit und breit nichts von ihm zu sehen.

»Gabriel!«, schrie sie und sah sich um. »Bitte, Gabriel! Lass mich nicht allein!«

Doch er war fort. April stieß einen unterdrückten Fluch aus.

Was war passiert? Na schön, Gabriel war schon immer unberechenbar gewesen und hatte in den unpassendsten Momenten einfach die Kurve gekratzt, aber diesmal war es anders gewesen. Er hatte völlig verängstigt gewirkt. Waren die Träume schuld? Aber das konnte doch nicht der einzige Grund sein, oder? Wieso war er wie von Sinnen davongelaufen?

»Gabriel!«, schrie sie noch einmal verzweifelt.

Erst nach etwa hundert Metern begann sie am ganzen Leib zu zittern. Sie hatte sich mit einem Vampir angelegt, und nun stand sie allein in der Dunkelheit. Wurde sie von einem übellaunigen Vampir verfolgt? Könnte Calvin ihnen gefolgt sein? Sie warf einen Blick über die Schulter. Außerdem hatte er sie als »Hexe« bezeichnet. Hatte er sie bedroht? Hatte er sie verfolgt, so wie Marcus Brent?

Hexe. April machte kehrt und ging die schmale Gasse entlang zu dem kleinen Laden mit der lila Haustür, doch die Buchhandlung war geschlossen, und nicht nur für den heutigen Tag, sondern im Sinne von »endgültig«, von »Alles muss raus!«.

April registrierte eine Bewegung im hinteren Teil des Ladens, dann erkannte sie Jessica. Eilig klopfte sie ans Fenster.

»Jessica!«, rief sie. »Ich bin's, April. Bitte lassen Sie mich rein.«

Einen Moment lang stand sie da und sah April an, dann schüttelte sie den Kopf und kam zögerlich an die Tür.

»Was willst du?«, fragte sie und öffnete sie einen Spalt breit. »Ich habe viel zu tun.«

»Ich wollte ... machen Sie zu?«

Jessica öffnete die Tür ganz und sah hektisch nach links und rechts.

»Los, rein, schnell.«

Im Laden herrschte das blanke Chaos. Die Hälfte der Regale war bereits abmontiert, die Vitrinen verschwunden. Bücher reihten sich in schwankenden Stapeln entlang der Wände, und sämtliche Fotos und Kinkerlitzchen waren abgehängt worden.

»Wohin gehen Sie?«, fragte April.

»Ist das wichtig?«

Jessica stand mit in die Hüften gestemmt Händen da und starrte April wütend an.

»Was ist? Hat das etwas mit mir zu tun?«

»Ob es etwas mit dir zu tun hat?«, wiederholte sie. »Hast du die Tür nicht gesehen? Hier, sieh dir das an.«

April öffnete die Eingangstür und schnappte entsetzt nach Luft. Tiefe Schrammen verliefen quer über das Holz, als hätte ein enormes böses Tier versucht, sich Zugang zu verschaffen. »Hexe« und »Verräterin« waren in den Rahmen geritzt. Ihr wurde übel, als das Bild vom Grab ihres Vaters durch ihren Kopf schoss.

»Den Rest habe ich schon entfernt«, sagte Jessica, während April die Tür zuschlug und den Riegel vorschob.

»Den Rest?«

»Blut. Auf der Treppe und den Fenstern. Schimpfworte, die in eine ähnliche Richtung gingen.«

»Aber wer war das?«

»Wieso sagst du es mir nicht, April!«, herrschte sie sie an. »Du scheinst doch mittendrin zu stecken.«

April begann zu protestieren, hielt jedoch inne. Jessica hatte recht.

»Aber Sie können sich doch nicht von ihnen verjagen lassen«, sagte sie.

»Glaubst du, dass es so einfach ist, April? Glaubst du das wirklich?«

»Ja, das glaube ich. Wir müssen uns gegen sie wehren, Jessica. Wir dürfen nicht nachgeben. Mir ist klar, dass Sie Angst haben, aber es ist doch nur eine Tür.«

»Nur eine Tür?«, wiederholte Jessica leise, packte April am Arm und zog sie quer durch den Laden, wobei sie gegen einen Bücherstapel stieß, der polternd umfiel.

»Das ist nicht nur eine Tür.« Sie schob April in eine winzige Küche. April stöhnte. Auf der Spüle lag eine Katze; besser gesagt, die Überreste einer Katze. Sie war regelrecht in zwei Teile zerfetzt worden, sodass ihre Eingeweide wie Spaghetti aus ihrem Leib quollen. Ihr Fell war blutverkrustet, ihr Maul in einem stummen Schmerzensschrei aufgerissen. Und um ihren Hals lag ein Halsband, das April bekannt vorkam.

»Ist das ...?«, begann sie und schlug sich die Hand vor den Mund.

»Oh, du erkennst sie also wieder, ja? Ich glaube, sie wollen, dass wir eins und eins zusammenzählen.«

Es war Jasper, Miss Holdens Siamkater, den sie gestreichelt hatte, als sie in ihrem Haus gewesen war, um den Drachenhauch zu brauen. Die herausgerissene Fuchszunge war bereits ein nicht gerade dezenter Hinweis gewesen, doch diese Nachricht war eindeutig: Wenn du April Dunne weiterhin hilfst, blüht dir dasselbe Schicksal wie Annabel Holden, sagte sie.

Jessica machte kehrt und ging in den Laden zurück, wo sie zornig begann, die Bücher in Kartons zu räumen.

»Ich weiß, es ist grauenhaft«, sagte April. »Aber ist Flucht tatsächlich die einzige Möglichkeit?«

Jessica knallte ein Buch auf den Boden. »Ich flüchte nicht, April!«, schrie sie. »Herrgott, du bist dermaßen naiv. Kapierst du denn nicht, dass wir es hier mit etwas viel Größerem zu tun haben als deiner Sucherei und dem dilettantischen Versuch deines Vaters, einen Zeitungsartikel zu schreiben?«

April schüttelte den Kopf.

»Hier geht es um einen Krieg, April. Um einen Krieg! Das ist kein albernes Freizeitvergnügen für naive Schulmädchen. Hier steht alles auf dem Spiel, absolut alles. Nicht nur dein verdammter Freund.«

»Aber wenn das alles so wichtig ist, wieso verschwinden Sie dann?«

»Weil ich keine andere Wahl habe. Die Vampire sind hinter mir her!«

»Es tut mir unendlich leid, dass ich Sie da mit hineingezogen habe, aber ...«

Jessica ließ ein hohles, bitteres Lachen hören. »Es geht nicht immer nur um dich, April. Verstehst du denn nicht? Ich bin ein Katalysator und nicht länger bloß ein gewöhnlicher Vampir.«

April runzelte die Stirn. »Sie reden von den Hexen?«

»Endlich ist der Groschen gefallen!« Jessica riss theatralisch die Hände in die Höhe. »Ja, ich rede von den Hexen. Sie haben mich aufgenommen, als wäre ich eine von ihnen, und mir geholfen, meinen Hunger unter Kontrolle zu bringen. Im Prinzip bin ich eine Hexe. Wenn die Vampire mich also töten, haben die Hexen keine andere Wahl, als zurückzuschlagen, und werden damit automatisch in den Krieg

hineingezogen. Und genau das will derjenige, der mir diese Botschaft geschickt hat, wer auch immer es war.«

Ein Hoffnungsschimmer glomm in April auf. Vielleicht waren sie und ihre Freunde ja doch nicht ganz allein, sondern auch Jessicas Hexenzirkel setzte sich gegen die Vampire zur Wehr. Sie sah sich bereits Seite an Seite mit einer Armee von Hexen, denen ein ganzes Arsenal an überaus wirksamen Zaubersprüchen und Giften zur Verfügung stand. Wenn sie so etwas wie den Drachenhauch herstellen konnten, war ihnen alles zuzutrauen. Zumindest wären sie in der Lage, mit vereinten Kräften den Vormarsch der Vampire zu verlangsamen.

»Aber das ist doch wunderbar«, erklärte April. »Dann können wir sie gemeinsam bekämpfen.«

»Nein!«, schrie Jessica. »Ich gebe den Laden auf, verlasse die Hexen und sehe zu, dass ich so weit wie möglich von hier wegkomme. Ich werde nicht zulassen, dass Menschen, die mir viel bedeuten, nur wegen dir in Gefahr geraten, April!«

»Es tut mir leid, dass Sie keine andere Möglichkeit sehen als wegzugehen, aber ...«

»Ach, dir tut es leid?«, fauchte Jessica, während sich ihre Augen zu Schlitzen verengten. »Dir tut es leid? Ich kann mich nicht länger in der Obhut der einzigen Menschen aufhalten, denen ich etwas bedeutet habe. Nur wegen dir habe ich sie in schreckliche Gefahr gebracht. Und dir tut es leid.«

»Aber Gabriel ist genauso in Gefahr, Jessica«, rief April verzweifelt. »Sie haben ihm früher einmal sehr viel bedeutet, das weiß ich. Ich dachte, er würde Ihnen auch etwas bedeuten.«

»Das tut er auch. Zumindest früher. Aber ...«

»Nein, Jessica«, unterbrach April aufgebracht. »Entweder er bedeutet Ihnen etwas oder nicht. Er braucht dringend Hilfe. Die Träume werden immer schlimmer. Er ist überzeugt davon, dass er der Killer in diesen Albträumen ist und sich an grausige Morde erinnert, die er in der Vergangenheit begangen hat.«

»Vielleicht nicht nur in der Vergangenheit«, bemerkte Jessica.

»Was wollen Sie damit sagen?«, rief April. »Was wissen Sie darüber, Jessica? Wieso sagen Sie mir nicht endlich die Wahrheit?«

Jessica schloss die Augen und wandte sich ab.

»Herrgott noch mal!«, schrie April und fegte einen Stapel Bücher von einem Hocker. »Spielen hier eigentlich alle dasselbe dämliche Spiel? Jeder, mit dem ich rede, erzählt mir irgendwelchen Blödsinn von wegen ›Oh, April, das würdest du ja sowieso nicht verstehen‹ und ›Oh, wenn ich dir die Wahrheit sage, würdest du den Verstand verlieren‹. Als wäre ich zu blöd, um die Regeln eures kleinen Geheimclubs zu begreifen. Vielleicht wollen Sie ja gar nicht, dass dieser sogenannte Krieg aufhört, weil Sie dann nämlich nicht mehr so tun können, als wären Sie so schrecklich wichtig. Vielleicht ist das ja die Wahrheit.«

Jessica starrte sie finster an.

»Du willst wissen, was Gabriel so zusetzt?«, fragte sie, trat vor einen Karton und zog ein Buch heraus. »Hier, dann lies das.«

Es war eine gebundene Ausgabe mit der Abbildung einer gruselig anmutenden

historischen Gasse auf dem Umschlag. »Der Ripper und das East End« lautete der Titel.

»Und hier ist noch eins. Nimm es, ich habe ohnehin keine Verwendung mehr dafür.« Jessica hielt ihr ein Taschenbuch hin. »Und das hier wird dir bestimmt auch gefallen.«

Jessica begann, ein Buch nach dem anderen nach ihr zu werfen.

April fing eines der Bücher auf, während sie dem Ansturm auswich. »Jack the Ripper: Das Gesicht hinter dem Umhang« stand auf dem Umschlag.

»Was wollen Sie mir damit sagen? Dass Gabriel Jack the Ripper war?«

»Das musst du schon selbst herausfinden, April!«, schrie Jessica. »Wenn du mich jetzt entschuldigen möchtest, ich muss mich um meinen eigenen Kram kümmern.«

Ratlos stand April im Türrahmen. Was hatte sie getan, dass Jessica so wütend auf sie war? Sie wünschte, sie könnte die Zeit zurückdrehen und noch einmal ganz von vorn anfangen. Aber das ging nicht. Oder?

April wandte sich um und hielt das Buch hoch.

»Was ich hier drin lese, wird mir nicht gefallen, hab ich recht?«, fragte sie.

Die Wut auf Jessicas Zügen wich einem Ausdruck tiefer Traurigkeit.

»Das ist das Problem mit der Wahrheit, April. Alle bilden sich ein, sie wollten sie hören, aber wenn es soweit ist, trifft es sie aus heiterem Himmel.«

April stand auf der Straße und sog tief die Nachtluft in ihre Lungen. Seltsam, wie still es mitten in der Stadt sein kann, dachte sie. Doch wenn man genau hinhörte, registrierte man das leise Summen des Verkehrs, Stimmen, die übliche Alltagsgeräuschkulisse, die niemals verstummte.

Vielleicht gilt dasselbe ja auch für Geheimnisse, dachte sie und betrachtete die kunstvolle Darstellung von Jack the Ripper mit dem klischeehaften Zylinder und dem dunklen Umhang um die Schultern. Vielleicht waren sie die ganze Zeit da und warteten nur darauf, dass man sie entdeckte. Und vielleicht war es klüger, gar nicht erst hinzusehen. Sie ließ die Buchhandlung hinter sich und dachte erneut an die Kratzspuren im Holz der Tür. Sie wollte nicht hier herumstehen und darauf warten, dass die moderne Version von Jack the Ripper auftauchte, wer auch immer es sein mochte. Gabriel? Sie musste ein Lachen unterdrücken. Okay, er war ein Vampir und durchaus in der Lage, gewalttätig zu werden – das hatte sie heute Abend erlebt –, aber er war auch ... sanftmütig. Das war das richtige Wort. Und anständig. Und so sensibel, so sensibel, dass ihn die Selbstzweifel förmlich zerfraßen.

Sie zog ihr Handy aus der Tasche und scrollte zu Gabriels Nummer.

Wenig überraschend sprang die Voicemail an.

»Hi, ich bin's«, sagte sie nach dem Piepton. »Was ich auch immer gesagt haben mag, es tut mir leid. Bitte ruf mich an, ja? Ich liebe dich.«

Dann scrollte sie zu Fionas Nummer und drückte die Anruftaste.

»Heb ab, Fee, bitte heb ab«, flüsterte sie.

»Hey, meine Schöne.« Fees Stimme klang leicht belegt und erschöpft.

»Oh Gott, ich habe dich doch nicht geweckt, oder?«

»Nur ein bisschen. Ich bin offenbar eingedöst.«

»Bitte entschuldige, Süße, aber ich musste einfach deine Stimme hören. Hier läuft alles ziemlich aus dem Ruder.«

Augenblicklich schien Fiona hellwach zu sein. »Was ist los? Wo bist du?«

»In Covent Garden, auf dem Heimweg, aber um diese Uhrzeit ist es ein bisschen unheimlich hier.«

Sie schilderte Fiona die Ereignisse auf der Party.

»Oh Mann, und wo ist dein Ritter in schimmernder Rüstung?«

»Er ist davongelaufen.«

»Oje, das klingt aber gar nicht gut. Streit zwischen Verliebten?«

»Nein, er ist eher ...« April bog in die Straße, in der ihr Großvater wohnte. Die Terrasse war in den Schein einer jener Straßenlampen im altmodischen Gaslampen-Stil getaucht, von denen die Japaner so hin und weg waren. Vor dem Haus stand ein Mann.

»April?«, fragte Fiona. »Was ist los? Hast du irgendetwas gesehen?«

»Vor Grandpas Haus steht ein Typ«, flüsterte sie und versteckte sich hinter einer Mauer.

»Wer ist es? Gabriel?«

»Keine Ahnung.« Grandpa Thomas' Haus war von einem schwarzen schmiedeeisernen Zaun mit einem hohen Tor umgeben. Angestrengt spähte sie in die Dunkelheit. Der Mann schien am Tor zu stehen und durch die Eisenstäbe zu blicken.

Was zum Teufel trieb er da?

Sie trat ein paar Schritte vor. »Gabriel?«, rief sie leise, das Telefon immer noch ans Ohr gepresst.«

»Du gehst auf keinen Fall da hin«, befahl Fiona. »April, geh nicht! Ich verbiete es dir!«

Aber April überquerte bereits die Straße und sah, dass der Mann sich an den Zaunstäben festhielt, als wollte er daran rütteln oder darüber klettern. War Gabriel gekommen, um doch noch mit ihr zu reden?

»Gabriel?«, fragte sie noch einmal. »Bist du das?«

Doch inzwischen sah sie, dass er es nicht war – der Mann war kleiner und hatte ganz andere Haare. Aber er drehte sich nicht um.

»Hallo? Entschuldigung, aber was machen Sie da?«

April war nur noch zwei Schritte von ihm entfernt. Sie streckte die Hand aus, um ihn zu berühren, als das Tor nach innen aufschwang.

Sie schrie. Denn nun sah sie ihn. Seine Hände waren auf den Spitzen der Zaunpfähle aufgespießt, und in seinem Hals klaffte eine riesige blutende Wunde. Zu seinen Füßen hatte sich eine Blutlache gebildet. Und dann erkannte sie ihn. Es war Calvin, der Junge von der Party.

April schrie ein weiteres Mal.

Siebzehntes Kapitel



Ich habe keine Ahnung, wo er steckt, Mr Reece. Ich wünschte, ich wüsste es.« April strich sich das Haar aus dem Gesicht und sah den Polizisten an. Das kommt mir alles bekannt vor, dachte sie. Der Schauplatz, der Salon ihres Großvaters, war zwar neu, ansonsten jedoch war alles gleich geblieben: ein Becher lauwarmen Tee vor ihr und ein Polizist, der sie mit Fragen löcherte. Zu einem weiteren Mordfall.

Noch ein Mordfall. Oh Gott. Und nicht nur irgendeiner. Sie dachte an den Vorabend zurück, an den toten Jungen, aufgespießt am Gartentor, damit sie ihn fand, an die Blutlache, die sich um ihre Partysandalen ausgebreitet hatte.

»Na gut«, sagte DI Reece, stand auf und trat ans Fenster. »Lass uns noch mal zu der Party zurückgehen. Gabriel und Calvin waren in Streit geraten, sagst du. Ein bisschen Schubsen und Pöbeln, so würdest du es beschreiben, ja?«

»Genau. Calvin ist auf mich losgegangen, und Gabriel wollte mich beschützen, ihm Angst einjagen, damit er mich in Ruhe ließ.«

Reece seufzte.

»Aber ich habe ein Dutzend Zeugen, die aussagen, dass Gabriel Calvin zu Boden gerissen und versucht hat, ihn zu ertränken. Sie dachten, Gabriel würde ihn umbringen.«

»Er wäre nie so weit gegangen ...«

»Nein, April«, unterbrach Reece »Hör auf, mich anzulügen. Und allmählich habe ich es satt.«

April wollte protestieren, besann sich jedoch eines Besseren. Sie hatte DI Reece noch nie so wütend erlebt.

»Bisher war ich dir und deinen Freunden gegenüber sehr nachsichtig, April«, fuhr er fort. »Vor allem nach dem Tod deines Vaters, der dir so an die Nieren gegangen ist, wollte ich dich schonen.«

»Mr Reece ...«

»Nein, April, ich bin noch nicht fertig!«, unterbrach er scharf. »Ich habe es satt, dass du meine Gutmütigkeit schamlos ausnutzt. Ich habe dich beschützt, habe dir Sachen erzählt, die ich eigentlich für mich behalten sollte – und ich habe mich immer bemüht, ehrlich zu sein. Aber das war ein einseitiges Vergnügen, denn du besitzt offenbar nicht einmal den Anstand, dich dafür zu revanchieren und mir eine Antwort zu geben, mit der ich etwas anfangen kann.«

April starrte ihn bestürzt an. Mr Reece war immer so freundlich gewesen, so sanftmütig und verständnisvoll, aber mit diesem Gespräch hatte sie seine Geduld offenbar überstrapaziert. Und im Grunde konnte sie ihm keinen Vorwurf daraus machen: Seit sie ihn kannte, tischte sie ihm eine Halbwahrheit nach der anderen auf,

verschleierte Tatsachen oder log ihm gar direkt ins Gesicht. Das hatte er nicht verdient, definitiv nicht.

»Na gut«, sagte sie schließlich. »Was wollen Sie wissen? Fragen Sie mich alles, was Sie wissen wollen, und ich verspreche, ich werde Ihnen genau sagen, was ich weiß.«
Reece musterte sie mit hochgezogenen Brauen.

»Im Ernst, Mr Reece, ich werde Ihnen alles sagen. Allerdings kann ich nicht garantieren, dass Ihnen meine Antworten gefallen werden.«

Reece schürzte die Lippen, dann nickte er.

»Okay, fangen wir ganz von vorn an. Hat Gabriel Calvin Temple getötet?«

»Nein«, antwortete April. »Er war die ganze Zeit mit mir zusammen. Bis etwa eine Viertelstunde, bevor ich Calvin gefunden habe.«

»Aber beschwören kannst du es nicht.«

April blickte in ihre Teetasse. »Ganz ehrlich? Nein.«

»Hältst du Gabriel für fähig zu morden?«

April sah ihn an.

»Ich dachte, jeder sei grundsätzlich fähig, einen Mord zu begehen, je nach den Umständen. So heißt es doch immer, oder?«

»Nein, April«, widersprach Reece ungeduldig. »Das stimmt nicht. Rein zufällig kenne ich mich damit ein klein wenig aus, deshalb möchte ich dich bitten, nicht so flapsig zu sein. Das war kein harmloses Gerangel vor der Frittenbude, auch wenn du es so hinstellst, sondern wir haben es mit einem eiskalten, hinterhältigen Mord zu tun, begangen von einem Menschen, der meiner bescheidenen Meinung nach komplett außer Rand und Band ist.«

Er hielt inne.

»Okay, nächste Frage. Wenn Gabriel es nicht war, wer dann?«, fuhr er fort.

»Ich weiß es nicht. Ehrlich. Wenn ich es wüsste, würde ich es Ihnen sagen.«

Reece schüttelte den Kopf. »Deine neue Offenheit scheint ja nicht gerade Früchte zu tragen, was?«

»Tut mir leid, Mr Reece, aber ich weiß es einfach nicht.«

»Na gut, vielleicht kannst du mir ja hierauf eine Antwort geben: Wieso du? Wieso wurde Calvin ausgerechnet am Zaun vor dem Haus deines Großvaters aufgehängt? Wenn es sich um eine aus dem Ruder gelaufene Handgreiflichkeit handeln würde, hätten wir ihn am Tatort gefunden, aber er wurde mit Absicht hierhergebracht. Wieso hat es jemand darauf angelegt, dass du ihn findest?«

April schluckte. Wollte er allen Ernstes die Wahrheit hören? Sie hatte ihm versprochen, die Wahrheit zu sagen, deshalb hatte sie keine andere Wahl, als darauf zu antworten.

»Ich glaube, es war eine Botschaft an mich.«

Reece runzelte die Stirn.

»Eine Botschaft? Was für eine Botschaft?«

»Jemand will mir Angst machen, mir sagen, dass sie mich jederzeit kriegen können.«

»Aber wer sollen sie sein? Wer hat dir diese Botschaft geschickt?«

Sie schloss die Augen.

»Die Vampire«, antwortete sie leise.

»Die Vampire«, wiederholte er. »Du behauptest also, ein Vampir hätte das getan.« April sah auf. »Genau.«

»Herrgott noch mal, April«, schrie Reece so laut, dass April zusammenfuhr. »Ist das alles? Ich bitte dich darum, mir gegenüber ehrlich zu sein, und dann kommst du mir damit? Nach allem, was ich für dich getan habe? Vampire?«

»Ich wollte es Ihnen schon die ganze Zeit sagen, Mr Reece. Ich dachte nur ...«

»Du dachtest, dass ich dir nicht glauben würde, ja? Willst du mir das sagen? Tja, und siehe da – ich glaube dir tatsächlich nicht. Entschuldige, April, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die Staatsanwaltschaft damit große Chancen auf eine Verurteilung hätte. Verdammt!« Frustriert schlug er mit der flachen Hand auf den Fensterrahmen ein.

»Und bestimmt erzählst du mir gleich, dass Isabelle, Layla und Benjamin Osbourne allesamt von Dracula und seinen Kumpels getötet wurden, stimmt's?«

»Nein, Benjamin war selbst ein Vampir«, murmelte April, den Blick auf ihre Hände geheftet.

»Wie war das?« Reece beugte sich vor und legte sich die Hand hinter das Ohr. »Ich glaube, ich habe mich verhöhrt. Willst du mir alles Ernstes erzählen, Benjamin hätte Annabel Holden getötet, weil er ihr Blut trinken wollte?«

Er blickte gen Zimmerdecke und stieß ein ironisches Lachen aus.

»Und ich habe mir eingebildet, wir hätten eine Vertrauensbasis zueinander aufgebaut, April. Ich dachte, zwischen uns würde so etwas wie gegenseitiger Respekt herrschen. Wie konnte ich nur so blöd sein? Die ganze Zeit hast du mich für dumm verkauft!«

»Nein, Mr Reece, wirklich nicht. Ich habe doch gleich gewusst, dass ich nichts hätte sagen dürfen.«

»In diesem Punkt muss ich dir ausnahmsweise recht geben, April.«

In diesem Moment ertönte ein leises Klopfen an der Tür, dann öffnete sie sich und Stanton erschien. Er räusperte sich.

»Bitte entschuldigen Sie die Störung, Sir, aber jemand ist am Telefon für Sie. Es sei dringend.«

Reece seufzte tief, dann nickte er resigniert.

»Du wartest hier«, sagte er mit einer Geste in Aprils Richtung und folgte Stanton hinaus. »Ich bin noch nicht fertig mit dir. Noch lange nicht.«

April sackte auf ihrem Stuhl zusammen und barg das Gesicht in den Händen. »Was hast du jetzt bloß wieder angerichtet, April«, stöhnte sie. »Das war so dumm von dir, so unfassbar dumm.«

Sie konnte es dem Polizisten nicht verdenken, dass er so reagierte, definitiv nicht. Was hatte sie erwartet? Dass er »Ach, tatsächlich? Vampire! Natürlich, das ist der große Durchbruch, auf den ich die ganze Zeit gewartet habe. Endlich ergibt alles einen Sinn!« rief? Wieso war sie so naiv gewesen? Mit ihrer Enthüllung hatte sie ihre Beziehung zu Mr Reece in Grund und Boden gestampft und einen der wenigen

Menschen vergrault, der auf ihrer Seite war. Und wofür? Nur damit sie sich besser fühlen konnte, weil sie die Wahrheit gesagt hatte. Tja, das Problem war nur, dass sie sich nicht besser fühlte. Ganz im Gegenteil.

Reece kam wieder herein. »Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht. Die gute – zumindest aus deiner Perspektive – ist, dass wir Bildmaterial aus der Überwachungskamera in der U-Bahnstation Covent Garden sicherstellen konnten. Es sieht ganz so aus, als wäre Gabriel in die entgegengesetzte Richtung gelaufen, deshalb gibt es keinerlei Hinweis darauf, dass er auch nur in die Nähe des Hauses gekommen ist.«

Sie nickte und wartete auf die schlechte Nachricht.

»Die schlechte Nachricht ist, dass mir Detective Chief Inspector Johnston die gute Nachricht überbracht hat. Bestimmt Erinnerst du dich an ihn. Und Mr Johnston ist alles andere als begeistert von dem Mord.«

»Aber Mr Reece ...«

Der Polizist hob eine Hand.

»Ich bin noch nicht fertig, April«, sagte er. »Und soll ich dir auch verraten, warum? Weil dieser Mord in Covent Garden passiert ist, und ich weiß nicht, ob du heute Morgen schon zum Fenster hinausgesehen hast, aber da draußen wimmelt es von Fernsehteams: Sky News, BBC24, ja sogar das beschissene CNN ist da. Highgate ist eine Sache, aber hier sind wir mitten in London, dem Herzen der millionenschweren Tourismusindustrie. Diesen Mord können wir nicht einfach unter den Teppich kehren; nicht nachdem die Nachricht über eine Million verdammter iPhones um die Welt geschickt worden ist.«

Er trat ans Fenster und blickte hinaus.

»Sämtliche Parteien, die mit der Polizei ein Hühnchen zu rupfen haben – und das ist so gut wie jede –, rücken DCI Johnston auf die Pelle, ganz zu schweigen vom Bürgermeister und der Polizeispitze, die alle wollen, dass der Mord schleunigst aufgeklärt wird, am besten schon gestern.«

April saß wortlos da und wünschte, sie könnte im Erdboden versinken.

»Kurz gesagt, sieht es so aus: Wenn ich diesen Fall nicht ganz schnell löse, kann ich meine Karriere vergessen. Schlimmer noch, ein Mörder wird immer noch auf freiem Fuß sein – und wahrscheinlich wird es weitere Opfer geben. Und? Wie hört sich das für dich an?«

April schwieg weiter.

»Gut, dann kapiertest du vielleicht auch endlich, dass das hier eine ernste Angelegenheit und kein lustiges Gruselrollenspiel für dich und deine Freunde ist. Gestern Abend wurde einem jungen Mann brutal die Kehle aufgeschlitzt.«

»Das weiß ich, Mr Reece. Ich habe ihn schließlich mit eigenen Augen gesehen, schon vergessen?«

»Tja, dann sieh zu, dass das Bild nie mehr aus deinen Gedanken verschwindet. Behalte es in Erinnerung und auch, was es bedeuten kann, wenn man Geheimnisse für sich behält.«

Er starrte sie durchdringend an.

»Gibt es sonst noch etwas, was du mir sagen willst?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Gut. Tja, das war's dann wohl.«

»Es tut mir so leid, dass Sie wütend auf mich sind, Mr Reece. Das wollte ich nicht, ehrlich.«

»Ist gut, April«, sagte er und nahm seinen Mantel. »Versprich mir nur eins, ja?«

»Alles, was Sie wollen.«

»Erzähl um Himmels willen diesen Aasgeiern von der Presse da draußen nichts von diesem verdammten Vampir-Blödsinn. Das wäre der letzte Nagel zu meinem Sarg – wortwörtlich.«

»Ach, wenn Sie doch nur ...«

Reece hob erneut die Hand und trat zur Tür.

»Ich glaube, ich habe mich klar ausgedrückt, April. Solltest du deine Meinung noch mal ändern, weißt du ja, wo du mich findest.«

April sah zu, wie er hinaustrat und die Tür hinter sich schloss. Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und begann haltlos zu schluchzen.

Achtzehntes Kapitel



April zog den Vorhang zurück und spähte hinaus. Oh Gott, die sind ja immer noch da. Na ja, so ganz stimmte das nicht: Die Übertragungswagen mit ihren riesigen Satellitenschüsseln waren abgezogen, nur die Fotografen und Reporter hielten nach wie vor die Stellung – acht Stück, die sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite postiert hatten, rauchten und plauderten. Und warteten. Auf sie.

»Offenbar wissen sie, dass ich irgendwann heute Morgen das Haus verlassen muss, um zur Schule zu gehen«, sagte sie.

»Tja, das kannst du ihnen nicht vorwerfen«, erwiderte Fiona am anderen Ende der Leitung. »Schließlich kommt es nicht oft vor, dass gerade einmal zehn Autominuten von den großen Redaktionen entfernt eine verstümmelte Leiche an einem Zaun aufgehängt wird.«

»Herzlichen Dank, dass du mich noch mal daran erinnerst, sonst hätte ich es glatt vergessen, Fee.«

»Tut mir leid. Gibt es im Haus deines Großvaters denn keinen Hinterausgang?«

»Blöderweise nicht. Und wenn, dann müsste er schon einen Geheimgang zum Buckingham Palace haben, denn diese Aasgeier könnten mir auch dort auflauern, oder?«

Sie seufzte.

»Ich komme mir wie eine Verbrecherin vor.«

»Nimm es dir doch nicht so zu Herzen, Süße«, sagte Fiona. »Du kannst doch nichts dafür.«

In diesem Punkt war April sich nicht so sicher. Beim Gedanken daran, wie Calvin am Tor gehangen hatte, mit einer riesigen klaffenden Wunde, wo einst seine Kehle gewesen war, drehte sich ihr der Magen um. Großer Gott. Sie musste aufhören, ständig daran zu denken. Nein, sie hatte Calvin nicht getötet und auch keine Ahnung, wer es sonst getan hatte, doch Tatsache war: Jemand hatte ihm die Kehle herausgerissen, und wer auch immer das getan hatte, wollte, dass sie das grauenhafte Ergebnis sah.

»Ich wünschte, ich wüsste, was hier los ist«, sagte sie. »Schlimm genug, dass Calvin sterben musste, aber dass man ihn auch noch hier ans Tor gehängt hat ... ich kann verstehen, wieso Mr Reece gestern so wütend auf mich war. Ich stehe tatsächlich nicht allzu gut da. Weshalb sollte jemand vor meinem Haus eine Leiche am Zaun aufhängen?«

»Wenn das tatsächlich eine Botschaft war, verstehe ich sie genauso wenig wie du«, meinte Fiona. »Soll das eine Drohung sein?«

»Ja, dieser Gedanke ist mir auch schon gekommen. Und eine Million andere Ideen,

aber keine von ihnen ergibt einen Sinn.«

April hatte den gesamten Tag über gegrübelt, was Calvins Tod zu bedeuten haben könnte – wenn sie nicht gerade versuchte, Antworten auf die zahllosen Fragen aller Polizisten zu finden, die sie in die Mangel genommen hatten. Ihr Großvater war verständlicherweise alles andere als begeistert über den Vorfall gewesen und hatte April mit Fragen nach der Party gelöchert. Sie hatte ihm sämtliche Details schildern müssen, dann hatte er stundenlang am Telefon gehangen und mit allen gesprochen, vom Polizeipräsidenten bis zum Rektor.

»Was für Kinder gehen eigentlich auf Ihre Schule?«, hatte er Mr Tame angeschnauzt, dem der Vorfall garantiert höchst unangenehm war. »Ich zahle Ihnen jeden Monat ein kleines Vermögen, nur um zu erfahren, dass meine Enkelin mit solchen Schülern zum Unterricht geht?« Für einen kurzen Moment hatte April sogar Mitleid mit dem Rektor empfunden. Aber nur kurz.

»Glaubst du, das war ein Versuch, die Sache Gabriel oder mir in die Schuhe zu schieben?«, fragte sie.

»Wohl kaum. Das wäre nicht besonders schlau«, antwortete Fiona. »Ich bin kein kriminelles Genie, aber wenn ich jemandem einen Mord in die Schuhe schieben wollte, würde ich ein bisschen subtiler vorgehen; die Tatwaffe im Haus verstecken oder dafür sorgen, dass sich DNA-Spuren auf den Kleidern befinden, solche Dinge.«

»Erinnere mich bei Gelegenheit daran, dass ich dich nie zur Feindin haben möchte.«

April trat vom Fenster weg, als sie merkte, dass einer der Paparazzi zu ihr hochsah.

»Ich wünschte, ich könnte mit Gabriel darüber reden.«

»Immer noch Funkstille?«

»Schätzungsweise sollte ich mich allmählich daran gewöhnt haben, schließlich ist es nicht das erste Mal, dass er einfach abtaucht, aber so war es noch nie. Ich mache mir solche Sorgen um ihn, Fee. Irgendetwas geschieht mit ihm, in seinem Kopf. Er schien extrem zu leiden, und nach allem, was Jessica mir erzählt hat, male ich mir alle möglichen Szenarien aus.«

Natürlich hatte sie das Buch über Jack the Ripper, das Jessica ihr gegeben – besser gesagt, an den Kopf geworfen – hatte, von der ersten bis zur letzten Seite gelesen und versucht, der »Wahrheit« ein Stück näherzukommen. Aber außer endlosen Theorien über die Existenz des Rippers – ein Metzger, ein Chirurg oder gar ein Mitglied der königlichen Familie – und reichlich wirren Schilderungen über das meist trostlose Leben seiner Opfer hatte das Buch nichts hergegeben. Sie hatte mit einer bahnbrechenden Erkenntnis gerechnet, stattdessen war sie nur noch verwirrter als zuvor. Hatte es der Verrückte, von dem die »Botschaften« an Jessica stammten, auch darauf angelegt, dass sie Calvin aufgespießt auf ihrem Zaun fand?

Natürlich hatte April all das auch der Polizei erzählt, doch als sie endlich zu Redfearne's Buchhandlung gefahren waren, war Jessica längst weg gewesen. Nachbarn hatten erzählt, sie sei für längere Zeit verreist.

»Auch wenn es absurd klingen mag«, fuhr Fiona fort, »aber für mich hört sich das nicht nach Vampiren an. Vampire sind doch bloß hirnlose Killermaschinen, oder

nicht? Ihr Spezialgebiet ist das Töten, aber subtile Drohungen gehören nicht zu ihren Stärken, soweit ich weiß.«

»Subtil war die Drohung weiß Gott nicht«, erwiderte April betrübt und blickte auf die Stelle am Zaun, verdrängte den Gedanken an Calvin jedoch eilig.

»Nein, aber wenn ein irrer Killer es auf dich abgesehen hat, wieso reißt er dir dann nicht einfach das Herz heraus?«

»Ich bin nicht sicher, ob mir das weiterhilft, Fee.«

»Entschuldige. Außerdem rufe ich aus einem bestimmten Grund an. Ich habe ein bisschen zu diesem Politiker recherchiert, über den wir neulich gesprochen haben.«

»David Harper.«

Seit gestern hatte April den Parlamentsabgeordneten sogar ziemlich häufig gesehen: Sie hatte den ganzen Tag über den Fernseher angelassen, um die Berichte über »den bestialischen Mord in Covent Garden« zu verfolgen, wie man ihn inzwischen nannte, und Fiona hatte in zwei Punkten recht: Erstens schien David Harper überall gleichzeitig zu sein, und zweitens war er ein sehr attraktiver Mann. Kein Wunder, dass die Menschen Notiz von ihm nahmen.

»Und was hast du herausgefunden?«

»Na ja, Parlamentsmitglieder müssen ja bei Amtsantritt ihre Einnahmequellen wie beispielsweise Unternehmensbeteiligungen und solche Dinge offenlegen. Rate mal, wo David Harper seine Finger drin hatte?«

»Ravenwood?«

»Fast. Der ehrwürdige Parlamentsabgeordnete David Harper hat einen Posten als nicht geschäftsführender Direktor von Agropharm International inne. Besser gesagt, er hatte ihn – vor sechs Monaten, direkt nach seiner Wahl, hat er ihn aufgegeben.«

»Das gibt's doch nicht! Das heißt, er steckt mit den Verschwörern unter einer Decke.«

»Moment, Moment, nicht so schnell«, warf Fiona ein. »Die Versuchung, diesen Rückschluss zu ziehen, ist zwar groß, das muss ich zugeben, aber leider ist Agropharm ein riesiger Konzern mit hunderttausend Aktionären und Hunderten Direktoren in unterschiedlichen Gremien. Es ist nicht weiter ungewöhnlich in dieser Branche, dass Politiker oder Regierungsmitglieder in den Vorständen sitzen, um bei Planungsfragen zu helfen.«

»Aber?«

»Aber zumindest sagt uns das, dass David Harper sich in denselben Kreisen bewegt wie Nicholas Osbourne, außerdem wissen wir, dass er zu den Männern gehört, die für eine kleine Verschwörung sicherlich zu haben sind – sofern genug Geld für ihn herausspringt.«

»Oder Macht«, warf April ein.

»Genau. Oder Macht.«

Schon als April die Treppe herunterkam, hörte sie ihren Großvater in seinem Arbeitszimmer in den Telefonhörer schreien.

»Was wollen Sie damit sagen? Dass ich kein Recht auf Schutz habe?«, brüllte er.

»Ich muss Sie hoffentlich nicht daran erinnern, dass ich das Opfer hier bin.«

Solange Grandpa sich im Kampfhundmodus befand, war es sicherlich klüger, ihm aus dem Weg zu gehen, deshalb schlug sie den Weg in die Küche ein, wo ihr bereits der Duft nach Kaffee und frischem Toast entgegenwehte. Als sie die Eingangshalle durchquerte, läutete es an der Tür. Sie hörte ihren Großvater fluchen, dann knallte er den Hörer auf und kam in die Halle gestapft.

»Oh, Prinzessin«, sagte er. »Du bleibst besser von der Tür weg. Wenn ich einen dieser verdammten Fernsehtypen sehe, nehme ich seine Kamera und schiebe sie ihm in den ...« Er öffnete die Tür. Augenblicklich erhellten sich seine Züge. »Ah, Peter, mein alter Freund. Bitte, komm doch herein.«

Zu ihrer Verblüffung trat Peter Noble herein.

»Onkel Peter? Ich wusste ja gar nicht, dass du kommst.«

Peter warf Thomas einen Blick zu, den dieser mit einem verlegenen Lächeln quittierte.

»Tut mir leid, Prinzessin«, sagte er. »Ich habe ihn angerufen und gebeten, herzukommen. Ich ...«

»Ich bin wohl das, was man in dieser Situation als das ›geringere Übel‹ bezeichnet«, erklärte Peter. »Deinem Großvater ist klar geworden, dass du mit irgendjemand von der Presse reden musst, sonst werden sie dich nie in Ruhe lassen. Deshalb hat er mich angerufen. Er meinte, wir beide könnten uns auf dem Weg zur Schule ein bisschen unterhalten. Wie klingt das?«

Schrecklich, dachte April. Sie wollte mit niemandem über Calvin Temple reden, nie mehr, und schon gar nicht sollten Tausende und Abertausende beim Frühstück lesen, was sie zu seinem grauenhaften Tod zu sagen hatte.

»Keine Sorge«, meinte Peter. »Ich werde dich mit Samthandschuhen anfassen. Außerdem habe ich schon eine Strategie, wie wir dich aus dem Haus bekommen.«

Peters Plan funktionierte tatsächlich ziemlich gut. Er hatte seinen Wagen vor dem Haus geparkt und ging hinaus, um mit den Fotografen und Reportern zu reden. Wenn der Herausgeber einer landesweiten Zeitung einen bittet, in die andere Richtung zu sehen, leisten wahrscheinlich selbst die abgebrühtesten Schreiberlinge Folge. Jedenfalls war die Straße leer, als April nervös vors Haus trat – sorgsam darauf bedacht, nicht zum Tor hinüberzusehen – und eilig in Peters Wagen stieg.

»Was hast du zu ihnen gesagt?«, fragte sie und blickte aus dem rückwärtigen Fenster, als Peter losfuhr.

»Als Journalist braucht man nicht viele Fähigkeiten zu haben, eines muss man allerdings können: anderen mit bierernster Miene eine Lüge auftischen.«

Schweigend lenkte Peter den Wagen durch den morgendlichen Berufsverkehr. Dies war das erste Mal, dass April mit dem Wagen zur Schule gebracht wurde, und es war völlig anders als in der U-Bahn. Dort herrschte zwar oft brüllende Hitze und dichtes Gedrängel, aber zumindest hatte man halbwegs seine Ruhe. In der U-Bahn redeten die Leute nicht miteinander; abgesehen von den Ansagen am Bahnsteig, dem fauchenden Luftzug und dem lauten Rattern, wenn ein Zug einfuhr, und dem Zischen, mit dem sich die Türen öffneten und schlossen, war es still. Hier im Auto

hingegen war man einer ständigen Geräuschkulisse ausgesetzt – Hupen, knirschende Getriebe, wütende Rufe, das Jaulen zahlloser Motoren. April erinnerte das Szenario an einen Stein, den man aufhob und Millionen Käfer und Tausendfüßer darunter krabbeln sah.

»Wie geht es dir?«, fragte Peter schließlich.

»Ganz okay. Schließlich ist das nicht meine erste Leiche.« Kaum waren die Worte über ihre Lippen gekommen, wandte sie sich ihm erschrocken zu. »Oh nein, das wirst du doch nicht schreiben, oder? Das klingt schrecklich.«

Peter lachte.

»Nein, April, die Idee dahinter ist doch, dich in einem möglichst positiven Licht darzustellen, schon vergessen? Also rede ruhig frei von der Leber weg. Ich werde ganz sicher nichts veröffentlichen, womit du nicht einverstanden bist, versprochen.«

Das Verrückte daran war, dass es stimmte, was sie gesagt hatte. Die meisten Menschen bekamen zeitlebens nicht einmal eine Leiche zu Gesicht, zumindest keine echte. Und sie? Mit ihren gerade einmal siebzehn Jahren hatte April ... wie viele gesehen? Drei? Vier? Oh Gott, sie konnte es nicht einmal mehr sagen. Was es seltsamerweise fast noch schlimmer machte.

»Wieso erzählst du mir nicht einfach, was passiert ist?«

Mit schleppender Stimme gab April die Ereignisse des Abends wieder: die Party, Calvins Übergriff auf Ling und ihre Rettung – allerdings in der überarbeiteten Version ohne Gabriels Eingreifen –, gefolgt von der Fahrt nach Hause und dem Moment, als sie Calvins Leiche entdeckt hatte.

»Es wäre vielleicht besser, den Teil mit Calvin und Ling im Zelt wegzulassen«, sagte sie. »Ich weiß nicht recht, ob Ling so begeistert davon wäre.«

»Genauso wenig wie Calvins Eltern, vermute ich«, meinte Peter. »Außerdem soll es in erster Linie um dich gehen, April.«

»Um mich? Aber Calvin ist doch derjenige, der ermordet wurde.«

»Ja, und das ist auch sehr tragisch, trotzdem möchte ich das Augenmerk vom eigentlichen Kriminalfall ablenken und eher eine allgemeine Story daraus machen. Das Mädchen, das ständig gegen Widrigkeiten zu kämpfen hat, es aber immer wieder schafft, die Krisen zu meistern, so etwas in dieser Art. Damit erreichen wir, dass die Leute den Brand im East End eher vergessen.«

Dies war auch absolut in Aprils Interesse. Sie hatte sich bereits gefragt, ob Peter seine Beziehungen hatte spielen lassen müssen, um zu verhindern, dass die Zeitungen darüber schrieben, denn sollte ein Reporter ein wenig tiefer graben, sähe es ziemlich schlecht für sie aus: April Dunne hatte zwei Leichen entdeckt, ihren Vater sterben sehen und war zweimal ernsthaft angegriffen worden, wobei der eine Vorfall sogar tödlich ausgegangen war. Danach war sie entführt und gezwungen worden, den Mord an Miss Holden mit anzusehen, ehe sie in Mr Sheldons Haus in Shoreditch gelandet war, wo er und Benjamin Osbourne augenscheinlich im Zuge eines Brands ums Leben gekommen waren. Wenn man all diese Teile zusammensetzte, gelangte man unweigerlich – günstigstenfalls – zum Schluss, dass April ein riesiger Pechvogel war; schlimmstenfalls jedoch könnte man sie für die Personifizierung des Spruchs

»Wo Rauch ist, ist auch Feuer« halten. Erschauernd malte sie sich aus, wie die Klatschblätter sich darauf stürzen würden.

»Im Grunde willst du dasselbe wie Dr. Tame, nur eure Motive unterscheiden sich«, sagte sie. »Er wollte nur, dass die Schule möglichst in einem positiven Licht erscheint.«

»Ich hoffe, das ist die einzige Ähnlichkeit zwischen uns«, bemerkte Peter lächelnd, ohne den Blick von der Straße zu lösen. »Ich habe mich ein paar Mal mit ihm unterhalten, als er für die Polizei gearbeitet hat, allerdings hatte ich den Eindruck, dass er ein bisschen zu überzeugt von seiner Genialität ist.«

April kicherte.

»Du besitzt eine ausgezeichnete Menschenkenntnis, Onkel Peter.«

Sie sah ihn an.

»Apropos – du redest doch ziemlich häufig auch mit Politikern, oder?«

Peter verdrehte die Augen.

»Viel zu häufig. Nach einer Weile betrachtet man sie tatsächlich als Menschen.«

»Hast du jemals David Harper kennengelernt?«

»Natürlich. Von ihm gibt es im Augenblick jeden Tag einen neuen markigen Spruch. Rein zufällig bin ich morgen zu einem Empfang eingeladen, wo er auch sein wird. Wieso fragst du?«

»Oh, ich habe nur gehört, dass er Verbindungen zu Ravenwood hat.«

Peter hielt vor einer Ampel an und sah April an.

»Und deshalb glaubst du, er steckt in dieser Sache drin, an der dein Vater recherchiert hat?«

Onkel Peter mochte der verlässliche alte Freund der Familie sein, doch hinter seiner Kuschelbärenfassade schlummerte ein messerscharfer Verstand. Sie nickte.

»Tja, in gewisser Weise hast du sogar recht. Du erinnerst dich ja, dass ich Recherchen angestellt habe, nachdem dein Vater Hinweise darauf gefunden hat, dass die Köpfe von Ravenwood die Forschungsergebnisse der Schüler benutzt haben, ohne sie dafür zu bezahlen.«

»Genau, und seit Dr. Tame das Ruder übernommen hat, ist es noch viel schlimmer«, sagte sie. »Inzwischen tun sie es sogar ganz ungeniert.«

Peter nickte nachdenklich, während die Ampel auf Grün sprang und er weiterfuhr.

»Tja, leider musste ich feststellen, dass es gegen kein Gesetz verstößt. Man kann kein Patent auf Erkenntnisse anmelden, und in der Wissenschaft gilt derjenige, der seine Ergebnisse als Erster veröffentlicht, auch als derjenige, der sie erarbeitet hat. Genauso kann ein Unternehmen oder eine Lehranstalt auf jede Arbeit, die mit ihren Laboren verbunden ist, einen Anspruch erheben. Wenn Ravenwood also die genialen Ideen eines Schlaukopfs aus der Schülerschaft klaut, sagt kein Mensch etwas.«

»Aber das ist doch unfair«, rief April. »Dr. Tame lässt neuerdings sogar Mitarbeiter von Agropharm in den Laboren von Ravenwood herumsitzen, damit sie sich Notizen machen. Wie kann so etwas richtig sein?«

»Richtig ist es definitiv nicht, April. Legal ja, aber richtig ist es nicht. Aber genau hier kommt ja die wunderbare britische Presse ins Spiel: Die öffentliche Meinung hat

eine enorme Durchschlagskraft, und ich bin sicher, unsere Leser werden es als absolut unmoralisch empfinden, wenn Schülern die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeiten geklaut werden. Allerdings brauche ich handfeste Beweise, bevor ich Vorwürfe erheben kann, sonst streiten sie alles ab.«

Er seufzte.

»Leider behauptet Agropharm steif und fest, in keinerlei Zusammenhang mit Ravenwood zu stehen, von den Laborutensilien, die sie stiften, einmal abgesehen. Deshalb brauche ich dringend knallharte Fakten, und im Moment habe ich außer ein paar Berichten darüber, dass Agropharm sich fremdes Gedankengut unter den Nagel reißt, rein gar nichts in der Hand. Vermutlich würden die Lehrer oder Mitarbeiter die Erkenntnisse für ihre eigenen ausgeben. Es ist ziemlich schwierig, nachzuweisen, von wem die Initialzündung stammt.«

Sie verließen Kentish Town. Peter bog in den Bezirk Dartmouth Park ein und fuhr an den von hohen Mauern und Zäunen umgebenen Nobelanwesen vorbei.

April reckte den Hals und hielt nach der Stelle Ausschau, wo Alix Graves gestorben war. Eigentlich hatte sie gleich am ersten Tag in Highgate herkommen und sein Haus besuchen wollen, hatte es aber nie geschafft. Alix war der erste Tote gewesen. Was wäre wohl geworden, wenn der berühmte Sänger nicht gestorben wäre, sondern sich zum Aushängeschild der Verschwörung hätte machen lassen? Vielleicht hätten die Vampire Ravenwood für die Umsetzung ihrer Pläne nicht gebraucht, oder zumindest nicht in diesem Maße. Vielleicht hätten sie mithilfe von Alix ihre Rekrutierung im großen Stil durchgezogen, indem sie seine Popularität genutzt hätten, um eine ganze Generation von Jugendlichen dazu zu bewegen, der Maxime »Umarme die Dunkelheit« zu folgen. Außerdem wäre es kein schlechter Titel für ein Album, dachte April grinsend.

Schließlich hielt Peter vor dem Schulgebäude an, und April sah zu, wie die Schüler eintrudelten, schwatzend und lachend, als wäre alles in bester Ordnung. Vielleicht war die Welt für sie ja auch in Ordnung, und ihre größte Sorge galt der Frage, wie sie es bewerkstelligen sollten, in der nächsten Klausur in Astrophysik eine Eins zu bekommen. Wie viele von ihnen hatten gestern wohl die Nachrichten verfolgt? Wahrscheinlich alle. Immerhin waren sie hier in Ravenwood, wo Nachrichten zum Alltag gehörten; schließlich mussten sie über die aktuelle Lage im Mittleren Osten informiert sein und wissen, wie der FTSE stand. Außerdem brodelte die Gerüchteküche auch ohne die Satelliten-Nachrichtensender. Inzwischen wusste garantiert jeder hier, dass die neue Schulsprecherin auf Lings Party in einen Streit verwickelt gewesen und der »beliebte« Calvin, der sportlich so talentiert war, tot vor ihrem Haus aufgefunden worden war. April sank tiefer in den Sitz. »Könnten wir vielleicht warten, bis alle drinnen sind?«

»Natürlich«, sagte Peter. »Das verstehe ich. Ich hätte sogar mit einigen Kamerateams gerechnet, aber offenbar bist du schon Schnee von gestern.«

Oder jemand in Ravenwood hat ein paar Strippen gezogen, dachte April. Aufnahmen von der Schule im Fernsehen mit einer Überschrift à la »Schule des Mordopfers« waren so ziemlich das Letzte, was der Beirat gebrauchen konnte. Das

brachte April auf eine Idee.

»Du recherchierst zwar über die Schule, hast mir bisher aber nicht erzählt, wie David Harper mit drinhängt«, sagte sie.

»Oh, nur ganz am Rande«, meinte Peter. »Wie viele der ehrgeizigen Politiker hat auch er auf lokaler Ebene angefangen und saß damals im Planungskomitee, das den Bau des neuen Versuchslabors von Agropharm in Baston Water abgesegnet hat. Wahrscheinlich hast du den Namen schon mal gehört.«

Das hatte sie allerdings. Vor einigen Jahren hatte das Labor für einen Wirbel gesorgt, als herausgekommen war, dass dort Tierversuche durchgeführt worden waren. April erinnerte sich, dass die Tierschützer massenhaft Kaninchen aus den Versuchsställen befreit hatten, die jedoch in den folgenden Tagen und Wochen Karotten im Wert von mehreren Millionen Pfund in den umliegenden Bauernhöfen vernichtet hatten, was die Message der Tierschützer in gewisser Weise untergraben hatte.

»Jedenfalls halten einige Baston Water für David Harpers großen Durchbruch. Weil er ihnen einen Gefallen getan hat und sie ihm; oder zumindest die Investoren, die hinter der Firma stecken. Deshalb zieht er auch so erfolgreich immer neue Verträge für die Regierung an Land und schafft es, dass in seinem Wahlbezirk neue Fabriken gebaut werden und all das. Und jetzt ist er als Erziehungsminister im Gespräch, wodurch er in einer Position wäre, in der er Ravenwood jegliche Unterstützung verschaffen könnte, die die Schule braucht.«

Peter hob vielsagend die Brauen.

»Zumindest ist das die Theorie. Aber wie gesagt, mir fehlen die Beweise.«

»Vielleicht kann ich dir ja helfen«, sagte April. »Was für Beweise brauchst du denn?«

Peter lachte.

»Hey, ich dachte, in diesem Interview sollte es um dich gehen. Nein, nein, mach dir keine Gedanken, wenn es etwas zu finden gibt, werden wir es schon ausgraben. Ich habe einige der besten Enthüllungsjournalisten an der Hand. Sollen sie sich ihren Lohn ruhig selbst verdienen.«

April hörte die Schulglocke. Peter griff über sie hinweg und öffnete ihr die Tür.

»Im Ernst, April«, sagte er. »Halt dich da raus. Diese Leute will man lieber nicht gegen sich haben.«

Dafür ist es wohl ein bisschen zu spät, dachte sie.

Neunzehntes Kapitel



Ravenwood hatte noch nie eine sonderlich einladende Wirkung gehabt. Das Gebäude selbst verströmte eine unheimliche Atmosphäre: finstere Korridore, knarrende Holzdielen, hohe Decken und Wände, von denen die Stimmen widerhallten. Trotz der relativ neuen Mensa und der Bibliothek erinnerte April das Schulgebäude stets an das Waisenhaus in Oliver Twist. Außerdem war sie als »die Neue« hierhergekommen, ein Außenseiterstatus, der sich durch die Tatsache, dass sie gleich in der ersten Woche in einen Mordfall verstrickt worden war, noch verstärkt hatte. Umso beunruhigender war es, dass sie nun plötzlich im Mittelpunkt zu stehen schien, kaum dass sie das Schulgebäude betreten hatte. Sie starrten sie zwar nach wie vor an und tuschelten, wenn sie vorbeiging, trotzdem war es anders. In ihren Blicken schien so etwas wie Ehrfurcht und Bewunderung zu liegen, als hätte sie plötzlich Prominentenstatus erlangt.

»Hi, April, wie geht's?«, fragte ein Mädchen im Vorbeigehen. »Schöne Schuhe«, bemerkte eine andere. Statt wie bisher den Blick zu senken, lächelten sie sie an, und einige winkten ihr sogar zu. Ohne jede Vorwarnung war April Dunne zu einem coolen Mädchen geworden.

»Hey, ist doch logisch«, meinte Caro, als sie sich in der Mittagspause mit ihren Tablett an einen Tisch in der Mensa setzten. »Das ist doch der Traum jedes Teenagers, oder? Wir wollen alle unbedingt akzeptiert werden. Zumindest geht es in sämtlichen amerikanischen Teenie-Dramen genau darum.«

Caro hatte eindeutig kein Bedürfnis, mit dem Strom zu schwimmen. Für Lings Party hatte sie ihr Haar zwar glatt geföhnt und im Naturton belassen, doch jetzt war sie zu ihrem gewohnten Look zurückgekehrt: eine blaue Strähne an der Seite, die perfekt zur Farbe ihres glitzernden Nagellacks passte.

»Ich bin nur cool, weil sie alle glauben, ich hätte jemanden getötet!«
»Nicht nur ›getötet‹«, meinte Caro und zeichnete Anführungszeichen in die Luft. »Sie glauben, du hättest den Jungen regelrecht verstümmelt. Ich habe gestern die Berichte in den Zeitungen gelesen. Alle haben sie gelesen.«

April zuckte zusammen. Sie hatte die Artikel natürlich ebenfalls gesehen, zumindest bevor Grandpa sie zerfetzt und ins Kaminfeuer geworfen hatte.

»Weißt du noch, wie die Polizei in die Schule gekommen ist, um mich wegen des Mordes an Isabelle Davis zu befragen, und mich alle wie eine Verräterin behandelt haben? Und jetzt will auf einmal jeder mit einer Mörderin befreundet sein.«

Kopfschüttelnd rammte Caro einen Strohhalm in ihren Erdbeersaftkarton.

»Das zeigt nur, wie schnell sich alles verändert hat, oder? Diese amerikanischen Collegeserien haben in einem Punkt recht: Jeder will dazugehören, deshalb

schwimmen alle mit dem Strom. Wenn alle plötzlich nur noch in schwarzen Turnschuhen herumlaufen, kannst du keine weißen mehr tragen. Und wenn es jetzt auf einmal cool ist, auf die dunkle Seite zu wechseln, wollen alle zu Tames Kreis der Auserwählten gehören.«

»Deshalb ist es plötzlich völlig in Ordnung, ein Mörder zu sein?«

»Das nicht, aber cool ist es trotzdem. Die Millionen Teenager, die Alix Graves' Platten gekauft haben, wollten auch nicht unbedingt harte Drogen nehmen oder schwarze Messen zelebrieren, trotzdem fanden sie ihn deswegen cool. Das ist exakt dasselbe Prinzip.«

April verzog das Gesicht zu einem verzerrten Lächeln.

»Also bin ich jetzt ein dem Untergang geweihter Rockstar, oder was?«

»Nein, sie haben nur mitbekommen, dass du Calvin bei der Party in den Hintern getreten hast, und denken, du hättest ihm danach endgültig das Licht ausgeblasen. Und das finden alle klasse, egal ob Streber oder Vampir.«

»Und wieso bist du dann nicht cool? Du hast seinem Kumpel doch in die Eier getreten.«

»Das stimmt, aber diesen Fettsack hat danach keiner an einem Gartenzaun aufgehängt und Sky News berichtet darüber, oder? Ich bin vorhin einigen Schlangen begegnet und habe ihnen angesehen, dass sie es super fanden.«

April wandte sich ihr zu.

»Moment mal, die Blutsauger glauben, ich hätte ihn umgebracht?«

Caro zuckte mit dem Kopf.

»Ling und die anderen waren völlig aus dem Häuschen, als hättest du damit eine Art Aufnahmeritual vollzogen.«

April war sprachlos. Sie ließ ihren Löffel sinken.

»Aber wie kommen sie darauf?«

»Ich bitte dich, das ist doch vollkommen klar!« Sie zählte die Namen an ihren Fingern ab. »Isabelle, Marcus, Miss Holden, Benjamin, und immer warst du dabei, wenn sie das Zeitliche gesegnet haben. Wir wissen, dass du es nicht warst, aber alle anderen? Wo Rauch ist, ist auch Feuer.«

April stützte den Kopf auf die Hände, doch Caro strich ihr über den Arm.

»Ach, Süße, ist schon okay. Sieh es doch mal so – je sicherer die Blutsauger sind, dass du zu ihnen gehörst, umso mehr vertrauen sie dir und nehmen dich in ihren kleinen Club auf.«

April hob den Kopf.

»Das haben wir schon längst hinter uns. Du hast es doch gerade selbst gesagt: Wir wissen, dass ich Calvin nicht getötet habe.«

»Und?«

»Und wir wissen, dass es ein Vampir getan haben muss. Was bedeutet, irgendeiner aus ihrem kleinen Club hat ihm die Kehle herausgerissen und ihn vor meine Tür gelegt.«

»Sieht so aus.«

»Also weiß jemand in der Gruppe, dass ich es nicht getan habe. Die werden sich

über Sky News kaputtlachen, Caro, weil sie die wahren Mörder sind. Außerdem haben wir keine Zeit, die Blutsauger zu infiltrieren. Es tut sich etwas. Spürst du das nicht? Ich glaube, deshalb hat Gabriel auch diese Albträume. Er spürt, dass etwas auf uns zukommt.«

»Was denn?«

»Die Dunkelheit, der Krieg, keine Ahnung. Ich weiß nur eines: Die Zeit der Suche nach aufschlussreichen Hinweisen ist definitiv vorbei. Wir müssen zusehen, dass wir Antworten bekommen.«

Sie stand auf.

»Und ich glaube, ich weiß auch schon, wen ich fragen muss.«

Zwanzigstes Kapitel



Ausnahmsweise hatte April einen Plan. Keinen sonderlich guten, aber immerhin einen Plan. Sie würde Gabriel retten. Na schön, sie musste den Vampirkönig finden und ihren Vater rächen, aber an oberster Stelle stand, den Mann zu retten, bei dessen Anblick ihr Herz jedes Mal schneller schlug.

Entschlossen ging sie die Swain's Lane entlang und quer durch den Park, wobei ihr Blick zu dem Pfad hinüberglied, wo Marcus seine Klauen in ihr Fleisch gebohrt hatte. Lange Zeit hatte es sie enorme Überwindung gekostet, hier entlangzugehen, aber jetzt nicht mehr. Es war keine Übertreibung gewesen, als sie zu Caro gesagt hatte, sie spüre die aufziehende Dunkelheit. Es war fast, als könnte sie sie riechen, so wie manchmal im Spätsommer bereits der Geruch des nahenden Herbstes in der Luft hing. Und zu ihrer Verblüffung zog sie neue Kraft aus diesem Gefühl. Viel zu lange hatte sie in der Angst und Ungewissheit gelebt, doch nun schien sich alles auf eine ganz einfache Entscheidung zu reduzieren: Entweder aufgeben oder kämpfen. Und sie würde die Vampire auf keinen Fall gewinnen lassen. Lächelnd zog sie ihr Handy heraus und schrieb eine SMS an Gabriel.

Keine Ahnung, wo du gerade steckst, aber ich denke an dich. Bitte, komm bald zurück zu mir. Wir schaffen das gemeinsam. Ich liebe dich. Küsse. A.

Sie wusste zwar nicht, ob es etwas bringen würde, aber schaden konnte es jedenfalls nicht, oder? Gabriel ging es nicht gut, so viel stand fest. Vielleicht handelte es sich bei den Träumen, die ihn quälten, tatsächlich um Erinnerungen, aber das spielte keine Rolle für sie. Tief in ihrem Innern wusste sie, wer Gabriel war. Okay, er hatte sie belogen und im Stich gelassen, und im Moment lief er vor irgendetwas davon, das April gern mit ihm gemeinsam in Angriff genommen hätte, doch ihre Gefühle für ihn hatten sich nicht geändert, kein bisschen. Und sie würde ihm helfen, selbst wenn das bedeutete, dass sie gewisse Risiken auf sich nehmen musste. Risiken wie dieses hier, dachte sie und holte tief Luft.

Sie drückte auf die Gegensprechanlage und wartete. Nichts geschah. Dann trat sie vor den Eisenzaun und spähte durch die Gitterstäbe. Im Haus brannte Licht. Sie drückte ein weiteres Mal auf den Knopf.

»Was gibt's, verdammt noch mal?«, ertönte eine aufgebracht Stimme.

»Ich bin's, April Dunne. Ich möchte Davina besuchen. Ist sie da?«

»Davina! Da ist ...« Die Stimme verstummte.

Vielleicht hätte ich lieber an einem anderen Tag vorbeikommen sollen, dachte sie, als das Tor aufschwang und sie die vom Regen aufgeweichte Kiesauffahrt entlangging. Und vielleicht hätte ich auch lieber andere Schuhe anziehen sollen. Sie

sprang über eine große Pfütze.

Davina erwartete sie mit einem verkniffenen Lächeln an der Tür, während im Hintergrund erneut aufgebraachte Stimmen zu hören waren.

»Entschuldige, aber meine Eltern zoffen sich gerade«, sagte sie. »Lass uns hoch in mein Zimmer gehen.«

Doch bevor April einen Fuß über die Schwelle setzen konnte, erschien Nicholas Osbourne hinter seiner Tochter.

»Ah, April. Immer nur herein. Wir haben gerade eine kleine Diskussion, und vielleicht kannst du ja dazu beitragen.« April fiel auf, dass er beim Wort »Diskussion« ein wenig nuschelte. Ihr Blick blieb an dem Glas mit der goldfarbenen Flüssigkeit in seiner Hand hängen.

»April hat keine Lust, sich in euren Streit hineinziehen zu lassen, Dad«, erklärte Davina. »Lass sie in Ruhe.«

»In Ruhe lassen? Auf gar keinen Fall.« Nicholas Osbourne nahm April am Arm und zog sie hinter sich her ins Wohnzimmer. »Was wäre ich für ein Gastgeber, wenn ich sie außen vor ließe? Das wäre doch der Gipfel der Unhöflichkeit.«

Im Haus sah es aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen. Seit Wochen schien nicht mehr aufgeräumt oder geputzt worden zu sein. Der Fußboden war von Abfällen und Lebensmittelverpackungen übersät, überall standen Teller und Tassen mit entweder geronnenen oder bereits schimmeligen Essensresten herum. Auf dem cremefarbenen Teppich lag eine Kaffeetasse. Offenbar hatte sich niemand die Mühe gemacht, den dunklen Fleck zu beseitigen. Noch schlimmer waren jedoch die Hinweise darauf, dass jemand handgreiflich geworden war – einer der Esszimmerstühle war umgekippt und der Vorhang zerrissen, außerdem hatte jemand sämtliche Gegenstände vom Kaminsims gefegt, denn die zerbrochenen Einzelteile einer Uhr und die Scherben eines Bilderrahmens lagen auf dem Boden verstreut.

»Also, April«, meinte Mr Osbourne, »wie findest du unsere bescheidene Bleibe?«

»Sehr ... nett.«

»Es ist ein Drecksloch«, erwiderte er. »Komm schon, immer raus damit, du kannst es ruhig sagen. Meine sogenannte Angetraute versucht nämlich gerade, es vollends vor die Hunde gehen zu lassen. Das ist so ein kleines innenarchitektonisches Projekt von ihr.«

»Nick, bitte«, sagte Davinas Mutter. »Sie hat doch mit all dem nichts zu tun.« Barbara Osbourne hatte so still in ihrem Sessel gesessen, dass sie April noch nicht einmal aufgefallen war. Ihr normalerweise perfekt sitzendes Haar wirkte leicht zerzaust, und sie hatte unübersehbar geweint. Außerdem hatte auch sie ein großzügig gefülltes Glas in der Hand.

»April hat nichts damit zu tun? Oh, das sehe ich aber ein bisschen anders«, wandte Mr Osbourne ein. »Schließlich wäre Davinas reizende kleine Freundin beinahe in unserem Vorgarten verblutet, oder hast du das schon wieder vergessen?«

Nicholas wandte sich April zu. »Du musst meine Frau bitte entschuldigen. Normalerweise kehren wir gewalttätige Auseinandersetzungen wie diese hübsch unter den Teppich.«

»Nicht, Dad!«, warf Davina ein.

»April macht das bestimmt nichts aus, oder, April?« Ein boshaftes Lächeln trat auf Nicholas Osbournes Züge. »Schließlich war sie ja dabei, als Benjamin gestorben ist. Damit gehört sie ja praktisch zur Familie, oder? Im Tode vereint, so wie wir anderen auch.«

Davina starrte ihn nur wortlos an.

»Ihr Verlust tut mir sehr leid, Mr Osbourne«, murmelte April.

»So? Tja, da wärest du die Erste. Ansonsten scheint sich niemand auch nur einen Pfifferling darum zu scheren, dass er tot ist.«

»Nick!«, herrschte Barbara ihn an.

»Was denn? Siehst du das etwa anders?«, schrie er und fuhr herum, wobei sein Drink über den Glasrand schwappte. »Wie viele Leute waren denn bei seiner Beerdigung? Vier? Alle seine vielen Freunde ... plötzlich ist keiner mehr da. Woran mag das wohl liegen?«

April steckte in der Klemme. Es wäre unhöflich gewesen, einfach die Kurve zu kratzen, aber hier zu stehen und mitansehen zu müssen, wie der Mann vor Kummer beinahe den Verstand verlor, war entsetzlich qualvoll. Kein Wunder, dass die Osbournes es zugelassen hatten, dass ihr sonst so sorgfältig gepflegtes Haus im Chaos versank. April wusste nur allzu genau, dass im Angesicht des Todes selbst die banalsten Dinge wie eine umgekippte Kaffeetasse keinerlei Bedeutung mehr hatten.

»Wir haben sie adoptiert, wusstest du das?« Nicholas schwenkte sein Glas in Richtung der Wand neben den Stufen, wo ein ziemlich neu aussehendes Ölgemälde von Davina und Benjamin hing.

»Wir müssen das jetzt doch nicht alles durchkauen, oder? April ist hier, weil sie mich besuchen wollte«, sagte Davina.

»Aber wer wird es ihr erzählen, wenn ich es nicht tue?«, widersprach er. »Deine Mutter? Du? Offenbar will keiner von euch auch nur seinen Namen in den Mund nehmen.«

Mr Osbourne trat neben April und legte ihr den Arm um die Schultern. Der scharfe Gestank seines Whiskeyatems schlug ihr entgegen, und sie hatte Mühe, sich nicht abzuwenden.

»Er war so ein gut aussehender Junge, April. Alle beide«, sagte er, scheinbar ohne Aprils Unbehagen zu bemerken. »Und waren wir nicht überglücklich, Barbara? Wir konnten keine eigenen Kinder bekommen, April. Und dann hat uns der Himmel diese beiden kleinen Geschöpfe geschickt, und plötzlich war alles wie mit Feenstaub bedeckt: der Job bei Agropharm, das Haus, unser ganzes Leben. Was hätte man mehr verlangen können? Aber es war alles auf Sand gebaut, und am Ende hat er uns ins Verderben gezogen, uns alle.«

Davina trat zu ihnen und nahm Aprils Arm. »Komm, April, du brauchst dir das nicht anzuhören. Lass uns in mein Zimmer gehen.«

Doch Nicholas verstärkte den Druck um ihre Schultern.

»Nein, ich bin sicher, April will das hören, das stimmt doch, April, oder? Sie hat immer großes Interesse an unserer Familie gezeigt, oder irre ich mich? Erinnerst du

dich noch an den Winterball, als du und deine Freundin Caro mich wegen Agropharm gelöchert habt? Vielleicht soll ich dir ja jetzt ein wenig mehr darüber erzählen, was meinst du?»

Davina ließ ihren Arm los.

»Ich warne dich, Dad.«

»Mich? Warnen?« Er lachte. »Womit um alles in der Welt könntest du mir drohen? Was kannst du mir denn noch wegnehmen? Ich habe doch sowieso nichts mehr. Gar nichts.«

Er beugte sich zu April vor.

»Man hat mich nämlich gefeuert, April«, sagte er in verschwörerischem Tonfall. »Na ja, sie nennen es betriebsbedingte Kündigung, der vielgerühmte ›goldene Handshake‹, aber in Wahrheit bin ich überflüssig geworden. Ich passe nicht mehr zu ihnen, kannst du dir das vorstellen?«

»Schatz, bitte.« Barbara erhob sich. »Ich glaube, das reicht jetzt.«

»Das reicht? Blödsinn! April will doch alles über Agropharm wissen, oder? Sie ist genauso wie ihr Vater, immer neugierig. Mag sein, dass du mir nicht über den Weg traust, April. Deine Freundin Caro tut es jedenfalls nicht. Sie ist ein cleveres Ding, deine Freundin, ich mag sie sehr. Aber eines kannst du mir gern glauben: Mich hat immer nur das hier interessiert ...« Er machte eine ausholende Bewegung, wobei erneut etwas Whiskey auf das teure Sofa tropfte. »Ich habe es bloß wegen des Geldes getan, stimmt's, Barbara? Wir wollten uns schöne Sachen kaufen, große Autos fahren und erster Klasse fliegen. Und Gott möge mir verzeihen, aber wir haben in Saus und Braus gelebt. Aber sie?«

Er deutete auf den stumm geschalteten Nachrichtenkanal im Fernsehen.

»Sie wollten nur die Kontrolle. Das ist ihr Kick, nicht das Geld oder der ganze andere Plunder. Nein, sie wollten die ultimative Macht. Und jetzt haben sie uns in der Hand, stimmt's, meine liebe Tochter?«

»Das reicht jetzt«, fauchte Davina, nahm eine Flasche Scotch vom Tisch und drückte sie ihrem Vater in die Hand, der sie mit verblüffter Miene entgegennahm.

»Hier, da hast du alles, was du brauchst«, sagte sie. »Und jetzt lass endlich meine Freundin los.«

Nicholas blickte auf die halb leere Flasche, während Davina April in Richtung Haustür schob.

»Vergiss eines nicht, April«, rief er ihnen hinterher. »Wenn du denkst, du hättest den Tiefpunkt erreicht, geht es immer noch weiter hinunter. Immer.«

Davina folgte April nach draußen und schlug die Tür hinter sich zu.

»Tut mir leid, dass du das mitansehen musstest«, sagte sie und kreuzte die Arme vor der Brust. »Seit Bens Tod ist er einfach nicht mehr derselbe.«

»Das verstehe ich doch«, sagte April. »Vermutlich würde es mir ganz genauso gehen, wenn mein Sohn ... na ja, du weißt schon.«

Beim Gedanken daran, dass sie – wenn auch nicht willentlich – die Schuld an Mr Osbournes tiefer Trauer trug, wurde ihr ganz elend.

»Das ist wirklich nett von dir«, sagte Davina. »Aber Dad ist im Moment nicht ganz

auf der Höhe, deshalb solltest du nicht auf ihn hören. Das war der Alkohol, der aus ihm gesprochen hat, sonst nichts.«

»Hat er wirklich seinen Job verloren?«

»Ja, das war noch ein schwerer Schlag für ihn, aber bei seinen Beziehungen kann ich mir nicht vorstellen, dass es lange dauern wird, bis er etwas anderes gefunden hat. Im Moment ist alles ein bisschen viel für ihn. Für beide. Und Mummy benutzt das als Ausrede, um sich in einem See aus Pinot Noir zu ertränken.«

April lächelte.

»Erzähl mir nichts. Meine Mum gehört auch zur Stammkundschaft beim Weinhändler.«

Sie traten um die Pfützen herum durch das Gartentor.

»Bist du aus einem bestimmten Grund hergekommen?«, fragte Davina.

Ja, ich wollte deinen Vater überreden, dass er mich mit dem obersten Kopf bei Agropharm zusammenbringt, damit ich herausfinden kann, ob er der Vampirkönig ist, dachte sie.

»Nein, ich hatte nur Lust, ein bisschen über Jungs herzuziehen.«

»Wieso? Ist Gabriel abgetaucht?«, fragte sie.

April hob die Brauen. Woher wusste sie, dass er wieder mal in der Versenkung verschwunden war?

Davina lächelte. »Nur weil ich nicht auf Lings Party war, bedeutet das noch lange nicht, dass ich nicht bestens informiert bin. Nicht alle von Chessys kleinen Klonen sind auf ihrer Seite, wenn du verstehst, was ich meine. Noch stehe ich nicht komplett auf dem Abstellgleis.«

April lächelte wehmütig.

»Tja, was du gehört hast, stimmt leider. Gabriel ist wie vom Erdboden verschluckt, und ich habe nichts von ihm gehört. Und wenn ich ehrlich sein soll, habe ich keine Ahnung, wo ich ihn suchen sollte.«

»Wahrscheinlich willst du das nicht von mir hören«, erwiderte Davina sichtlich verlegen. »Aber wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich es auf dem Friedhof versuchen.«

»Auf dem Friedhof? Wieso ausgerechnet dort?«

»Na ja, du weißt doch, dass Gabriel früher eine andere Freundin hatte.«

April schluckte.

»Chessy?«

Davina warf den Kopf in den Nacken und lachte.

»Das hätte sie wohl gern. Nein, Süße. Die, die gestorben ist.«

»Lily?«, fragte April bestürzt.

Davina nickte. »Kein Mädchen sieht es gern, wenn ihr Freund eine andere hat, selbst wenn sie längst tot ist. Aber ich weiß, dass er früher oft ihr Grab besucht hat. Vielleicht ist er ja dort, oder jemand hat ihn gesehen. Dann wüsstest du wenigstens, dass es ihm gut geht.«

April überlegte, ob sie Davina erzählen sollte, dass sie im Moment nicht gerade zu den gern gesehenen Besuchern des Highgate-Friedhofs gehörte, verknipte es sich

aber. Außerdem würde ihr Miss Leicester ganz bestimmt nicht Auskunft über das Kommen und Gehen geben, ganz davon abgesehen, dass Gabe ohnehin nicht den Haupteingang benutzt hätte. Aber Davina hatte sie zumindest auf eine Idee gebracht – verdammt, wieso war sie nicht schon viel früher darauf gekommen? Sie beugte sich vor und gab Davina einen Kuss auf die Wange.

»Danke, Vina. Du bist ein echtes Genie.«

»Was? Wieso? Was habe ich denn gesagt?«, fragte sie.

Doch April war bereits durchs Tor und halb den Hügel hinaufgelaufen.

Einundzwanzigstes Kapitel



Als April wenig später den Schlüssel ins Schloss steckte, fürchtete sie einen Moment lang, sie könnte in dem Haus am Pond Square, das sie einst als ihr Zuhause betrachtet hatte, vielleicht nicht willkommen sein. Was, wenn Silvia die Schlösser ausgetauscht hatte? Oder – oh Gott – wenn sie Männerbesuch hatte? Vielleicht saß ja Dr. Tame wieder einmal in der Küche. Sie wappnete sich innerlich und drehte den Schlüssel um. Die Tür ging auf.

»Mum?« Nichts. »Mum, bist du da?«

Sie schloss die Tür hinter sich, stand in der engen Diele und sah sich um, wie damals, als sie das erste Mal aus dem Wagen gestiegen war und einen Fuß in ihr neues Haus gesetzt hatte.

»Mum?« Sie spähte um die Ecke ins Wohnzimmer. Es war nicht auszuschließen, dass Silvia bäuchlings auf dem Sofa lag, ein Schuh an ihrer Zehe baumelnd und die Hausschlüssel noch in der Hand. In dieser entwürdigenden Position hatte sie ihre Mutter schon viel zu oft angetroffen.

Fieberhaft versuchte sie sich daran zu erinnern, ob Silvia erwähnt hatte, dass sie heute Abend nicht zu Hause sein würde. Natürlich hatte sie gestern ständig angerufen, um sich nach Aprils »emotionaler Verfassung« zu erkundigen, da Grandpa ihr strikt verboten hatte, vorbeizukommen. »Sie ist schon aufgewühlt genug, Silvie«, hatte er gesagt. Der gute alte Grandpa.

Aus Gewohnheit hängte sie ihre Tasche über das Treppengeländer und rannte nach oben in Mums Schlafzimmer. Das Bett war wie üblich ungemacht, aber das bedeutete zumindest, dass sie hier gewesen war. Sie sah zu der Treppe hinüber, die nach oben in ihr eigenes Zimmer führte – na ja, zumindest war es früher einmal ihr Zimmer gewesen; vielleicht hatte Silvia sich inzwischen einen Untermieter zugelegt. Doch April war bewusst, dass das nichts als faule Ausreden waren. Sie musste nach oben gehen, auch wenn sie sich noch so sehr davor fürchtete.

»Los, April, mach schon«, sagte sie leise. »Wovor hast du Angst? Vor Vampiren?«

Sie stieß den Atem aus, ging die Treppe hinauf und öffnete die Tür, die ein lautes Quietschen von sich gab. Wieso habe ich eigentlich die Scharniere nie geölt?, fragte sie sich. Als hätte ich nicht schon genug Slasher-Atmosphäre in meinem Leben.

Sie sah sich um – ein ganz normales Zimmer in einem kleinen historischen Reihenhaus. Nichts Besonderes, nur ein bisschen voll und verstaubt. Trotzdem fühlte es sich seltsam an, wieder hier zu sein, so als wäre das Zimmer ein Sinnbild für eine Lebensphase, die sie hinter sich gelassen hatte.

Sie trat vor ihren alten Schreibtisch, fuhr mit dem Finger über die Tischplatte und hielt ihn hoch – ein grauer Staubfilm bedeckte ihre Fingerspitze. April schnaubte.

Ihre Sorge war unbegründet; Silvia hatte seit Wochen keinen Fuß mehr in dieses Zimmer gesetzt. April konnte sich nicht erinnern, sie überhaupt jemals mit einer Flasche Putzmittel in der Hand gesehen zu haben.

Okay, Schluss jetzt. Tu endlich das, weswegen du hergekommen bist. Sie trat zum Bett, ging in die Hocke und tastete umher, in der Hoffnung, keine Spinne aufgeschreckt zu haben. Schließlich zog sie den Koffer unter dem Bett hervor und wuchtete ihn auf die Matratze.

»Tut mir leid, ihr Spinnen«, sagte sie und klappte ihn auf. Der Koffer war mit Unterlagen, Zeitungsartikeln und Büchern vollgestopft, all das Material, das sie über die Recherchen ihres Vaters gefunden hatte.

»Okay, wo ist er?«, murmelte sie und begann zu kramen, ehe sie kurz innehielt, als ihre Finger die vertrauten Gegenstände berührten: ein kleiner Stapel Familienfotos, die Geburtsurkunde ihrer Mutter, Daddys Tagebuch und sein Notizbuch. Behutsam legte sie alles beiseite.

»Da ist er ja.« Der Umschlag enthielt einige leicht vergilbte Haftnotizen, mit denen ihr Vater sein gesamtes Arbeitszimmer vollgepflastert hatte. Die Polizei hatte sie zur Auswertung abgenommen; wahrscheinlich hätten sie als Beweismaterial dienen sollen, wenn sie seinen Mörder gefunden hätten. Nicht dass es jemals soweit gekommen wäre, dachte sie verbittert. Zumindest hatten sie sie zurückgebracht, wenn auch erst, nachdem sie sich vermutlich von allem Kopien für ihre Akten gemacht hatten – keine sonderlich angenehme Vorstellung; fast so, als spähe einem ständig jemand über die Schulter.

Sie blätterte die Zettel durch, bis sie fand, wonach sie suchte. »23.11.88 – 14.2.93« stand in Daddys Handschrift darauf.

Dieser Zettel war ihr im Gedächtnis geblieben, weil es sich bei der zweiten Ziffernfolge um ihr Geburtsdatum handelte. Doch nun galt ihr Interesse dem anderen Datum. Sie griff nach einer Zeitung, riss ein Stück von einer Seite ab und notierte es.

Als sie alle Sachen wieder verstaut hatte, schob sie den Koffer unters Bett zurück und lief die Treppe hinunter in die Küche – auch dort herrschte das Chaos, und überall stand schmutziges Geschirr herum. Sie nahm das Telefonbuch, schlug die Seite auf und fuhr mit dem Finger die Namen nach, ehe sie nach dem Hörer griff.

»Mr Gordon?«, stieß sie atemlos hervor.

»Ja. Am Apparat.«

»Hier ist April. April Dunne.«

»Oh, April, wie geht's?«, fragte er, doch April hatte nicht angerufen, um mit ihm zu plaudern.

»Sie sagten doch, Isabelle Davis sei so ein nettes Mädchen gewesen und hätte im Kirchenchor gesungen und all das.«

»Ja, das stimmt. Wieso fragst du?

»Ich habe mich gerade gefragt, ob Sie ihren Begräbnisgottesdienst gehalten haben.«

»Ich fürchte, nicht«, antwortete er argwöhnisch. »Ihre Familie stammt zwar aus

der Gegend, aber ... na ja, angesichts der Umstände ihres Todes waren ihre Eltern nicht gerade versessen darauf, sie ausgerechnet auf diesem Friedhof zu begraben. Ich glaube sogar, sie hatte eine Feuerbestattung in Golders Green. Reverend Brice ist der Pfarrer dort. Ich kenne ihn und könnte ihn fragen, wenn du willst.«

»Nein, nein, ist schon okay«, gab April enttäuscht zurück.

»War das der Grund für deinen Anruf?«

»Oh, ich dachte nur, Sie kennen vielleicht ihr Geburtsdatum, weil es auf dem Grabstein steht oder so.«

Einen Moment lang herrschte Stille in der Leitung. »Bleib einen Moment dran, bitte ...«, sagte er. Einige Sekunden vergingen, dann kehrte er an den Apparat zurück.

»23. November 1988.«

Mit klopfendem Herzen blickte April auf den Zettel in ihrer Hand. Es war dasselbe Datum.

»Woher wissen Sie das?«, fragte sie. »Ich meine, wie haben Sie das so schnell herausgefunden?«

Der Pfarrer lachte leise.

»Computer, April. Echte Wunderwerke, nicht? Seit einiger Zeit haben wir alles in einer Datenbank abgespeichert.«

»Aber wie kommt es, dass Sie auch Isabelles Geburtsdatum in Ihrer Datenbank haben?«

»Vor einigen Jahren hat die Diözese die Daten der Kirchengemeinden online gestellt. Zum einen, weil der Bischof recht progressiv ist, aber auch wegen dieser blöden Fernsehsendung, in der irgendwelche prominenten Menschen ihren Stammbaum ermitteln. Wir wurden regelrecht mit Anfragen überrannt und mussten stundenlang die Kirchenbücher durcharbeiten. Das Ganze hat viel zu viel Zeit in Anspruch genommen, deshalb haben wir einen Großteil davon online gestellt.«

»Und Isabelles Daten sind dort verzeichnet, weil sie in der Gegend gestorben ist?«

»Nein, weil sie in der Kirchengemeinde geboren wurde.«

Natürlich! April kam eine weitere Idee. In jener verhängnisvollen Nacht hatte Robert Sheldon doch etwas gesagt – etwas über einen Zufall.

»Und wie weit reichen die Aufzeichnungen zurück, Mr Gordon?«, fragte sie mit einer Mischung aus Angst und gespannter Erregung.

»Oh, bis zum Beginn. Wir haben sogar ein Team aus den Staaten eingeflogen, damit sie alles erfassen«, erklärte er stolz. »Sie haben alles durchgearbeitet, sämtliche Pergamente, alles, was wir hatten.«

»Könnten Sie noch etwas für mich nachsehen? Noch einen Namen. Von jemandem, der 1887 auf dem Friedhof begraben wurde?« April hatte keinerlei Mühe, sich das Jahr zu merken – es war das Jahr von Gabriels Verwandlung.

»Natürlich. Wenn du mir verrätst, worum es geht.«

»Das kann ich leider nicht, Mr Gordon, aber es könnte wichtig sein. Sogar sehr wichtig.«

Er hielt inne.

»Na gut, gib mir den Namen.«

»Lily ... Oh.« Erst in diesem Moment ging ihr auf, dass sie Lilys Nachnamen gar nicht kannte. Und nur anhand des Vornamens würde der Pfarrer sie nicht in der Datenbank finden können. Dann fiel ihr etwas ein. »Versuchen Sie es mit Lily Swift.«

April hörte das Klappern der Tastatur im Hintergrund.

»Der 15. März 1887.«

Sie war es. 1887. Das war das Jahr, in dem Lily gestorben war und er sich in seiner Verzweiflung hatte verwandeln lassen, um sie nicht zu verlieren. Natürlich hatte Gabriel seinen Namen benutzt; schließlich waren sie verlobt gewesen und hatten heiraten wollen. Auf diese Weise hatte er gewährleistet, dass sie auch noch im Tod mit ihm vereint blieb. Vielleicht war es seine Art, sich an das Versprechen zu erinnern, das er ihr auf dem Sterbebett gegeben hatte, das Versprechen, immer stark zu bleiben, nur für sie, und niemals eine menschliche Existenz anzunehmen. Wäre sie nicht so eifersüchtig gewesen, hätte April all das unglaublich romantisch gefunden.

Konzentrier dich, April, ermahnte sie sich. Konzentrier dich darauf, was das alles zu bedeuten hat.

Eines stand jedenfalls fest: Sheldon hatte recht gehabt. Er hatte gegrinst, als Gabriel erzählt hatte, er sei in der Nacht von Isabelles Tod wegen Lilys Todestag auf dem Friedhof gewesen. Aber das stimmte nicht. Nur weswegen hatte er sich dann dort aufgehalten? Und, was noch viel wichtiger war, wieso konnte er sich nicht daran erinnern?

»Ist alles in Ordnung, Kind?«, erkundigte sich der Pfarrer.

»Ja, ja, es ist nur ...«

In diesem Moment hörte sie, wie jemand den Schlüssel in die Haustür steckte, und wandte sich um.

»Entschuldigung, Mr Gordon, ich erkläre Ihnen später alles. Meine Mum ist gerade gekommen. Ich muss Schluss machen.«

Sie legte auf, gerade als Silvia mit mehreren schweren Einkaufstüten die Küche betrat. Dem Klirren nach ist das meiste davon flüssig, dachte April.

»Schatz!«, rief sie, ließ die Tüten fallen und durchquerte mit offenen Armen den Raum.

»Wie geht es dir? Sag mir die Wahrheit. Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht.«

April löste sich aus ihrer Umarmung.

»Mir geht's gut, Mum. Kein Problem. Es ist gar nichts.«

»Gar nichts? Ich habe die Nachrichten gesehen. Nach ›gar nichts‹ hat sich das definitiv nicht angehört. Der arme Junge! Und direkt vor dem Haus, das ist ja grauenhaft!«

Der arme Junge, dachte April. Erstaunlich, wie ein tragischer Tod sämtliche Sünden zu tilgen schien, als wären sie niemals begangen worden. Die Presse hatte Calvin als »wunderbaren Sohn, liebevoll und sanftmütig« und als »Weltklasseathleten, auf dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit jäh aus dem Leben gerissen« bezeichnet. Kein Wort davon, dass er das Blut wehrloser Jungs getrunken oder sich an weinenden

Mädchen vergriffen hatte.

»Ich bin bloß nicht herübergekommen, weil dein Großvater meinte, die Paparazzi würden sich auf mich stürzen und den Vorfall noch breiter treten.«

Ja, deswegen und wegen deines vollen Partykalenders, dachte April.

»Das war ohnehin nicht nötig, Mum«, sagte sie. »Ich habe schon Schlimmeres erlebt.«

Silvia musterte sie ernst.

»Ja, genau darüber wollte ich mit dir reden. Ich bin froh, dass du hergekommen bist. Wir müssen uns dringend unterhalten.«

Oh Gott, nicht schon wieder eines dieser Gespräche von Frau zu Frau, dachte April. All diese Diskussionen endeten unweigerlich mit einem Vortrag darüber, wie mies alle Männer seien, dass man ihnen nicht trauen dürfe und dass sie ganz schnell schwanger und mutterseelenallein in einer Sozialwohnung enden könne, wenn sie nicht aufpasste. Positive Stimmung zu verbreiten, gehörte eindeutig nicht zu Silvias Stärken. Trotzdem war April klar, dass sie sich diesmal nicht so einfach aus der Affäre ziehen konnte, also setzte sie sich mit einem widerstrebenden Seufzer.

»Also, ich weiß ja, dass du es seit unserem Umzug nach London nicht gerade leicht hattest«, begann Silvia.

»Das ist wohl die Untertreibung des Jahres«, bemerkte April.

»Genau«, gab Silvia zurück, scheinbar ohne die Ironie in Aprils Tonfall zu bemerken. »Dein Vater und ich haben den Entschluss gefasst, nach Highgate zu ziehen, und wie man sieht ... nun, wie man sieht, war es ein Fehler. Ich muss dir sagen, dass ich wahnsinnig stolz auf dich bin, April. Darauf, wie du dich in diesem Chaos zurechtgefunden hast, trotzdem kann ich die Tatsache nicht leugnen – dein Vater und ich haben einen Riesenfehler gemacht.«

Sie hielt inne.

»Und deshalb gehen wir wieder zurück.«

April spürte, wie ihr die Kinnlade herunterfiel.

»Zurück? Nach Edinburgh?«

Silvia nickte.

»Mit dem Geld, das ich von der Lebensversicherung deines Vaters ausbezahlt bekomme, können wir uns etwas Schönes in Merchiston kaufen. Ich habe mir im Internet schon ein paar Objekte angesehen, aber natürlich entscheiden wir gemeinsam.«

April spürte Wut in sich aufsteigen.

»Statt vor einem Jahr auf mich zu hören, hast du einfach gewartet, bis unsere Familie auseinandergerissen wird, mein Vater tot ist und du als Ehebrecherin entlarvt wirst? Und dann beschließt du, dass wir nun doch wegziehen?«, fragte sie fassungslos.

Es war gemein von ihr, so etwas zu sagen, aber April konnte ihre Wut nicht länger zügeln. Wie konnte sie so etwas tun? Wie konnte Silvia eine so wichtige, lebensverändernde Entscheidung treffen, ohne sie einzuweihen? Na schön, April war zu ihrem Großvater gezogen, aber das war nicht der Punkt. Ihre Mutter behandelte

sie immer noch wie einen Gegenstand, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, wie es April dabei ging.

»Ich weiß, dass du wütend bist, April«, sagte Silvia. »Aber ich glaube, einen klaren Schnitt zu machen und zurück nach Schottland zu gehen, bevor noch Schlimmeres passiert, ist für uns alle die beste Lösung.«

»Die beste Lösung für dich, meinst du. Aber was ist mit mir? Ich habe Freunde hier, Verpflichtungen. Ich habe mir ein Leben aufgebaut.«

»Ich weiß, dass du hier einige Freundinnen hast, und natürlich auch Gabriel. Und ich verstehe auch, dass du dich nicht von ihm trennen willst. So unsensibel bin ich nun auch wieder nicht. Aber nächstes Jahr gehst du ohnehin auf die Uni, Schatz, und wirst viele neue Freunde finden.«

»Darum geht es doch gar nicht!«, schrie April. »Du kannst nicht einfach so über mein Leben bestimmen, Mutter! Du hast mich gezwungen, aus Edinburgh wegzugehen, und jetzt sollen wir nur aus einer albernen Laune heraus einfach wieder zurück?«

»Nein, April«, widersprach Silvia. »Das ist keine alberne Laune, sondern eine sehr ernste Sache. Vor Großvaters Haus wurde ein Junge ermordet. Du bist hier eindeutig nicht sicher.«

»Oh, und darauf kommst du jetzt, ja? Wie kann es sein, dass der Mord an einem fremden Jungen eine ›ernste Sache‹ ist, der Anblick, wie mein Vater vor meinen Augen brutal abgeschlachtet wird, aber nicht? Wieso hast du damals nicht vorgeschlagen, dass wir zurückgehen? Und was ist mit all den anderen Vorfällen? Mehrere Male hat man versucht, mich umzubringen. Ganz im Ernst, Mum, wieso dachtest du damals nicht ›äh, vielleicht ist meine Tochter hier nicht sicher‹?«

»Ja, rückblickend betrachtet, hätte ich ...«

»Rückblickend betrachtet? Herrgott noch mal, Mutter! Du solltest dich mal hören. Ein Mann wollte mich bei lebendigem Leib verbrennen, ein anderer hat versucht, mich zu töten – zweimal! Wieso bist du nicht damals schon auf die Idee gekommen, dass ich in großer Gefahr schweben könnte, solange wir hier sind?«

In diesem Moment begriff April, weshalb sie so wütend auf Silvia war. Nicht weil sie als Mutter auf ganzer Linie versagt hatte, weil sie unnahbar und niemals greifbar war, und auch nicht, weil sie sie alle durch ihre Affäre verraten hatte – nein, sie war so wütend auf sie, weil sie sie nicht von hier weggebracht hatte. Denn genau das war doch die Aufgabe einer Mutter, oder nicht? Selbst die lausigsten Mütter verspürten den Drang, ihr Kind um jeden Preis zu beschützen. April begriff, dass sie sich die ganze Zeit danach gesehnt hatte: dass ihre Mutter eines Morgens aufwachte und dachte »Pfeif drauf, wir ziehen hier weg. Du bist mir wichtiger als alles andere hier. Wir gehen nach Schottland, auf die Kanalinseln, nach Frankreich oder nach Jamaica, völlig egal, Hauptsache weg aus diesem Kaff, wo der Tod an jeder Ecke lauert.« Aber genau das hatte sie nicht getan.

Silvia öffnete den Mund, schloss ihn jedoch wieder, ohne ein Wort zu sagen. Beim Anblick ihrer bestürzten Miene wäre April um ein Haar weich geworden.

»Ich ... ich habe es ja versucht«, stammelte Silvia. »Aber ich ...« Sie sah sie aus

weit aufgerissenen Augen an. »Ich wusste einfach nicht, was ich tun soll.«

Oh Gott, dachte April. Noch eine schreckliche Enthüllung, die sie eigentlich nicht hören wollte. Silvia hatte sie nur deshalb nicht aus Highgate weggebracht, weil sie nicht dazu in der Lage gewesen war – aus Egoismus und der völligen Unfähigkeit, so etwas wie Muttergefühle zu entwickeln. Man geht immer davon aus, dass Eltern stark sind, regelrechte Übermenschen, die stets wissen, was zu tun ist, dabei bauen die meisten nichts als Mist.

»Dein Vater war derjenige, der alle wichtigen Entscheidungen getroffen hat«, fuhr Silvia fort. »Er war der Stärkere von uns. Die Leute haben ihn ausgelacht und behauptet, er stehe unter dem Pantoffel, aber das stimmt nicht. Er hat bestimmt, wo es langgeht. Und als er weg war, hatte ich plötzlich niemanden mehr, mit dem ...« Sie starrte auf ihre Hände und schluchzte. »Ich hatte plötzlich niemanden mehr zum Reden.«

»Oh Mum.« April trat zu ihr und legte die Arme um sie. »Sei doch nicht albern. Du hast mich, du hast Grandpa, Luke und ungefähr eine Million Freunde.«

Das Problem war nur, dass es eigentlich nicht stimmte. Zumindest was sie betraf. Statt für ihre Mutter da zu sein, war sie egoistisch und gemein zu ihr gewesen. Okay, in gewisser Weise hatte Silvia es nicht besser verdient, aber im Grunde ihres Herzens wusste April, dass sie ihr keine gute Tochter gewesen war.

»Das weiß ich, aber mit euch konnte ich nicht reden. Nicht so, wie ich es mit deinem Dad getan habe. Für dich sah es immer so aus, als würden wir ständig streiten, aber ... das ist der Grund, weshalb ich nicht aus Highgate weg konnte. Ich wollte Will nicht verlassen. Ich habe ihn weiß Gott oft genug im Stich gelassen, aber ihn hier zurückzulassen, ganz allein, das habe ich nicht über mich gebracht.«

»Mum, ich liebe dich«, sagte sie.

»Aber du kommst nicht mit, stimmt's?«

»Nein, ich kann nicht. Wahrscheinlich verstehst du das nicht, aber es gibt zu viel, was ich hier aufgeben und zurücklassen müsste. Die Leute brauchen mich. Ich bin nicht sicher, ob ich viel ausrichten kann, aber ich muss es zumindest versuchen.«

»Du redest von Gabriel.«

Das war keine Frage, sondern eine Feststellung.

»Zum Teil, ja. Ich liebe Gabriel. Und bevor du etwas sagst – was uns verbindet, ist nicht nur eine Teenagerliebe.«

Silvia hob die Hand.

»Kann sein, dass ich nicht mal ein Ei kochen oder mir das Datum des Elternsprechabends merken kann, aber ich weiß, wie es im Herzen eines jungen Mädchens aussieht. Ich weiß, dass es sich für dich real anfühlt.«

April wollte protestieren, doch Silvia fuhr fort.

»Ich will es nicht verharmlosen, sondern nur sagen, dass sich Liebesgeschichten immer richtig anfühlen, absolut perfekt – bis zu diesem schrecklichen Moment, wenn sie es nicht mehr tun und man begreift, wie sehr man sich in diesem Mann geirrt hat. Das ist das Tragische an der Liebe. Jede Beziehung ist falsch, bis man dem Richtigen begegnet. So klischeehaft es auch sein mag, aber man muss tatsächlich

einige Frösche küssen, sonst findet man nie seinen Prinzen.«

»Gabriel ist der Richtige für mich, Mum.«

»Das hoffe ich. Von ganzem Herzen sogar. Aber ...«

»Aber was?«

»Du wolltest wissen, wieso ich erst jetzt wegziehen möchte. Wieso ich so lange mit der Entscheidung gewartet habe.«

Silvias ernste Miene ließ April bereits ahnen, dass ihr nicht gefallen würde, was sie gleich zu hören bekam.

»Vor zwei Tagen wurde ein Junge auf dem Gartentor aufgespießt gefunden. Sein Blut schwamm in einer Lache auf dem Boden. Und sieh dich an – dir geht's gut.«

April lachte nervös.

»Gut geht es mir ganz bestimmt nicht ...«

»Doch, April. Und ich kann dir gar nicht sagen, was für eine Angst mir das einjagt. Jede andere Siebzehnjährige würde nach so einem Ereignis in Tränen aufgelöst in der Ecke sitzen, hätte Albträume und Schreikrämpfe und bräuchte für den Rest ihres Lebens eine Psychotherapie. Aber an dir perlt all das komplett ab. Du gehst zurück in die Schule, als wäre nichts passiert.«

»Wärst du so oft angegriffen worden wie ich ...«

»Genau davon rede ich. Und deshalb dachte – nein, wusste – ich schon die ganze Zeit, dass wir hier weg müssen. Highgate und alles, was hier passiert ist, hat dich verändert.«

April wusste, dass sie völlig recht hatte, aber was sollte sie tun? Wollte sie die Furie sein? Ganz bestimmt nicht. Wollte sie über die Vampire Bescheid wissen? Natürlich nicht. Wer würde schon wissen wollen, dass er von untoten Killern umgeben ist? Aber sie konnte die Zeit nicht zurückdrehen und wieder die alte, unschuldige April Dunne sein. Natürlich hatten die Ereignisse ihre Spuren hinterlassen, aber sie konnte es nun einmal nicht ändern.

»Und was hast du jetzt vor?«

Mit angehaltenem Atem wartete sie auf Silvias Antwort; sie hatte keine Ahnung, ob sie es ertragen könnte, wenn Silvia tatsächlich nach Schottland zurückkehren würde.

»Wenn du bleibst, bleibe ich auch. Es mag unvernünftig sein, aber hey, wann habe ich mich jemals für die Vernunftlösung entschieden? Vermutlich muss ich mich allmählich mit dem Gedanken anfreunden, dass du erwachsen bist und deine eigenen Entscheidungen triffst, vor allem, da du denselben Sturkopf hast wie dein Vater.«

»Habe ich das?«, fragte April mit unverhohlener Freude.

»Gott, ihr beide wart wie zwei Esel. Erinnerst du dich noch daran, als wir zum Loch Ness gefahren sind? Du wolltest unbedingt in diesem klapprigen Ruderboot auf den See hinausfahren und nach dem Ungeheuer Ausschau halten. Ich habe alles versucht – mit Vernunft, mit dem Versprechen, dir Zuckerwatte und eine Barbie und Gott weiß was sonst noch zu kaufen, aber du hast nur mit deinem kleinen Fuß aufgestampft. Du musstest Nessie sehen.«

»Daran erinnere ich mich gar nicht.«

Silvia strich April über die Wange.

»Du bist deinem Vater so ähnlich. Vermutlich muss ich mir jemand anderen suchen, den ich betüddeln kann. Wahrscheinlich deinen Großvater. Im Moment geht es ihm nicht so gut, deshalb kann er ein bisschen Zuwendung bestimmt vertragen.«

»Grandpa? Was ist mit ihm?«, fragte April, obwohl auch ihr nicht entgangen war, dass er nicht gut ausgesehen hatte. Und der Stress der letzten Tage war bestimmt auch nicht gerade hilfreich gewesen.

Silvia lachte.

»Keine Sorge, dein Grandpa kann immer noch wie ein Grizzly kämpfen. Wir müssen ihn nur dazu bringen, dass er ein wenig kürzertritt. Immerhin ist er schon achthundertfünfzig.«

April wollte noch etwas sagen, aber in diesem Moment läutete ihr Handy. Es war Davina.

»Geh nur ran, ich muss sowieso die Tüten auspacken«, sagte Silvia.

April trat in die Diele, während Silvia sich den Einkaufstüten zuwandte und mehrere Flaschen herausnahm, die verdächtig nach Weinflaschen aussahen.

»Hey, Vina, was gibt's?«

Sobald Davina zu sprechen begann, wusste April, dass etwas nicht in Ordnung war. Und zwar ganz und gar nicht.

»April ...« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Mein Dad.«

»Dein Dad? Was ist passiert?«

»Er ... er ...«, stammelte sie und begann zu schluchzen. »Er und Mummy haben sich gestritten. Er ist in den Wagen gestiegen und ... oh Gott.«

»Was?«, fragte April, obwohl sie die Antwort bereits kannte.

»Er ist tot, April. Daddy ist tot.«

Zweihundzwanzigstes Kapitel



Silvia fuhr April ohne Umweg ins Krankenhaus, wo sie eine Polizistin am Empfang darüber informierte, was vorgefallen war: Nicholas hatte weiter getrunken und so lange an Barbara herumgestichelt, bis es zu einem Schreiduell zwischen den beiden gekommen war. Auf dem Höhepunkt des Streits hatte er einen Telefonanruf entgegengenommen, der ihn vollends in Rage gebracht hatte. Er hatte das Telefon in den Spiegel geschleudert, war in seinen Wagen gesprungen und mit quietschenden Reifen aus der Einfahrt und den Highgate Hill hinunter gerast. Im Kreisverkehr am Archway hatte er die Kontrolle über seinen Wagen verloren und sich überschlagen. Es grenze an ein Wunder, dass sonst niemand zu Schaden gekommen sei, meinte die Polizistin.

Nach einem kurzen Disput erlaubten die Schwestern Silvia und April, zu Barbara zu gehen, die in einem durch einen Vorhang abgetrennten Bett lag, sediert durch die Mischung aus Alkohol, dem Schock und starken Beruhigungsmitteln. Davina saß an ihrem Bett und starrte blicklos auf das Waschbecken.

»Davina?« April ging neben ihr in die Hocke. »Sie behalten deine Mutter heute Nacht zur Beobachtung hier, okay? Sie ist in den besten Händen. Wieso kommst du nicht mit nach Hause?«

»Nach Hause?«, wiederholte Davina tonlos.

»Zu uns nach Hause, am Pond Square«, sagte April und sah Silvia an, die nickte. »Ich kläre das mit der Polizei. Notfalls gehe ich zum Polizeichef.«

April nahm Davinas Hand.

»Komm. Es bringt nichts, wenn du noch länger hier sitzt«, sagte April. »Du brauchst ein bisschen Schlaf.«

Davina nickte. »Okay.«

Es war ein merkwürdiges Gefühl, die Königin der Schlangen zu trösten, ein eiskaltes Monster, von dem sie sicher war, dass es mehrere Morde auf dem Gewissen hatte, möglicherweise sogar an Menschen, die sie selbst kannte. Aber falls dies der Manipulationsversuch eines Vampirs sein sollte, war Davina Osbourne eine begnadete Schauspielerin, die für ihre Darbietung einen Oscar verdient hätte.

April brachte Davina in ihr Zimmer hinauf. Es brach ihr das Herz, zu sehen, wie sich das sonst so selbstbewusste, arrogante Mädchen in eine stumme, willenlose Hülle verwandelt hatte, ausgehöhlt von der tiefen Trauer um ihren Vater. Was umso erschütternder war, schließlich sollte doch auch sie mit dem Tod auf Du und Du stehen. Aber was wusste April schon über Vampire? Nur das, was Miss Holden ihr erzählt, was sie in Mr Gills verstaubten Büchern gelesen und bei Gabriel beobachtet hatte – nicht gerade fundierte Kenntnisse, oder?

Davina lag zusammengerollt und mit dem Gesicht zur Wand in Aprils Bett.

»Versuch, ein bisschen zu schlafen, okay?« Behutsam zog April die Tür zu und zuckte zusammen, als das vertraute Quietschen ertönte.

April hatte auf dem Sofa übernachten wollen, aber Silvia bestand darauf, dass sie in ihrem Bett schliefen. »Es ist breit genug für uns beide«, sagte sie, und April wehrte sich nur halbherzig dagegen. In Wahrheit war sie heilfroh über ihre Nähe, und als Silvia beiläufig den Arm um sie schlang, machte sie keine Anstalten, ihn wegzuschieben. Innerhalb von Sekunden war sie eingeschlafen.

April hatte keine Ahnung, wie spät es war. Einen Moment lang wusste sie noch nicht einmal, wo sie war. Als sie den Kopf wandte, registrierte sie eine Gestalt neben sich und stieß einen unterdrückten Schrei aus.

»Pssst, ich bin's nur.«

Es war Davina in dem alten Minnie-Maus-Shirt, das April ihr geliehen hatte.

»Was ist?«, flüsterte April, setzte sich auf und sah zu Silvia hinüber, die tief und fest schlief.

Davina legte den Finger auf die Lippen und bedeutete April, ihr zu folgen. April rieb sich den Schlaf aus den Augen, schwang die Beine über die Bettkante und folgte Davina leise die Treppe hinunter in die Küche.

»Ich konnte nicht mehr schlafen. Meinst du, deine Mutter hat etwas dagegen?«, fragte sie mit einer Geste in Richtung der halb leeren Weinflasche auf der Arbeitsplatte. Allem Anschein nach war sie schon eine ganze Weile wach.

April schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich mache mir einen Toast«, sagte sie.

Sie holte eine Scheibe aus der Packung, schob sie in den Toaster und nahm einen Teller und ein Messer aus dem Schrank.

»Wie kommst du damit klar?«, fragte Davina leise.

»Womit?«

»Dass dein Vater gestorben ist. Wie hast du dein Leben wieder in den Griff bekommen? Ich meine, was hat es noch für einen Sinn?«

Sie nuschelte ein klein wenig. Vielleicht war dies ja nicht ihre erste Flasche. April konnte es ihr nicht verdenken, schließlich hatte sie innerhalb weniger Wochen ihren Vater und ihren Bruder verloren.

»Es gibt immer einen Sinn. Jeder Mensch hat jemanden, für den er weiterleben muss.«

»Wen denn? Meine Mutter etwa?« Davina lachte. »Ich bezweifle, dass sie einen dazu bewegen kann, weiterzukämpfen.«

»Sie braucht dich, Davina. Mag sein, dass sie es nicht zeigt, aber ihr werdet euch gegenseitig stützen müssen.«

»Wie bitte? So wie du und Silvia? Eine untrennbare, bombenfeste Einheit?«

Ah, das klingt schon eher nach der Davina Osbourne, die ich kenne, dachte April und gab etwas Aufstrich auf ihren Toast.

»Das ist etwas anderes, Davina, das weißt du ganz genau.«

Davina winkte ab. »Tut mir leid, April. Das hätte ich nicht sagen dürfen. Ihr seid

immer nett zu uns gewesen. Es gibt nicht viele, von denen ich das behaupten kann.«
»Vermutlich haben sich die Leute mit Bens Tod ziemlich schwergetan«, meinte April. »Wahrscheinlich weiß keiner so recht, was er sagen soll, wenn die üblichen Klischees nicht funktionieren.«

»Ach, hör doch auf!«, blaffte Davina. »Meine sogenannten Freunde waren völlig aus dem Häuschen, weil dem süßen kleinen Benjamin die Sicherungen durchgebrannt sind. Damit hatten sie endlich etwas in der Hand, um mich loszuwerden. Das und die Tatsache, dass mein Mentor in Ravenwood, der beschissene Robert Sheldon, wie ein Stück Kohle verbrannt ist. Chessy und Ling müssen außer sich vor Freude gewesen sein.«

Statt einer Antwort schnitt April ihren Toast in zwei Hälften und setzte sich gegenüber von Davina an den Tisch.

»Na gut, du hast also herausgefunden, wer deine wahren Freunde sind«, sagte sie. »Das ist doch gut, oder?«

Davina schnaubte nur.

»Ich kann mich wohl nicht beschweren. Das ist so, als würde ein Tiger jaulen, weil einer der anderen im Rudel ihn gebissen hat. Wenn man mit Untoten zu tun hat, kann man nicht jammern, wenn sie plötzlich fies werden.«

April verschluckte sich beinahe an einem Bissen Toast und starrte Davina mit weit aufgerissenen Augen an.

»Un-untote?«

»Ja, April«, sagte Davina. »Vampire. Wir sind Vampire. Ich bin ein Vampir. Es bringt nichts, noch länger um den heißen Brei herumzureden, oder?«

»Aber ... aber ich verstehe nicht ganz.«

Mit einer beiläufigen Geste nahm Davina April das Messer aus der Hand und schnitt sich die Handfläche auf. April sprang so abrupt auf, dass ihr Stuhl umkippte, als dunkles Blut aus der tiefen Wunde quoll und auf die Tischplatte tropfte.

»Oh Gott, Davina, was tust du da?«

»Ich will dir etwas zeigen. Es ist vielleicht ein bisschen melodramatisch, tut mir leid. Könntest du mir bitte mal die Küchenrolle übergeben?«

Wortlos gehorchte April und sah zu, wie Davina ein Stück Küchenrolle um ihre Hand wickelte und das Blut vom Tisch abwischte.

»Du weißt es, April«, sagte sie mit sachlicher Stimme. »Du weißt es schon seit Monaten. Wie könntest du sonst auch mit Gabriel zusammen sein? Und ich weiß, dass du und Caro versucht habt, herauszufinden, was in Ravenwood läuft.«

Aprils Herz begann zu hämmern, vor Schreck, aber auch vor Angst. Wie viel wusste sie? Weiß sie, dass ich die Furie bin? Was würde sie als Nächstes tun? April die Kehle durchschneiden?

»Entspann dich, Süße«, sagte Davina lächelnd. »Ich bin auf deiner Seite. Zumindest glaube ich das.«

»Und welche Seite wäre das?«

»Na ja, ich bin nicht sicher, aber ich gehe davon aus, dass du herausfinden willst, wer deinen Vater ermordet hat, oder nicht?«

April nickte. »Weißt du es?«

Davina nippte an ihrem Wein.

»Ich fürchte, nein. In Wahrheit läuft hier seit Monaten alles aus dem Ruder. Es ist, als wären sämtliche Regeln außer Kraft gesetzt, und eine Million unterschiedlicher Splittergruppen versuchen offenbar, die Macht an sich zu reißen. Außerdem bin ich bloß eine einfache Handlangerin, deshalb erzählt mir sowieso keiner etwas. Zumindest nicht mehr.«

Aprils Gedanken wirbelten wild durcheinander – vor ihr saß eine Vampirin, die ihr wahres Naturell enthüllte. Nicht einmal in ihren wildesten Träumen hätte April so etwas für möglich gehalten. Doch es geschah tatsächlich, und sie hatte keine Ahnung, was sie sagen, wie sie sich verhalten sollte.

»Also bist du wirklich ... tot?«

»Nein, eigentlich nicht«, gab Davina zurück. »Eigentlich ist es ganz einfach. Eine Infektion tötet uns, regt aber gleichzeitig unseren Stoffwechsel an. Es ist, als würden wir uns ständig selbst erneuern. Deshalb hat es den Anschein, als würden wir niemals altern, und das ist auch das Geheimnis, wieso wir so etwas hier können.«

Wie gebannt sah April zu, als Davina das Küchenpapier löste und April ihre Handfläche hinstreckte. Die Wunde hatte sich bereits geschlossen; lediglich eine dunkle aufgeworfene Narbe zeigte, wo die Haut vollends heilte.

»Schräg, was?« Davina lächelte. »Dass du so etwas heute zu sehen bekommst, hättest du bestimmt nie im Leben gedacht, oder?«

»Nein, wohl kaum.«

»Wann ist der Groschen bei dir gefallen?«, wollte Davina wissen. »Was die Vampire angeht, meine ich?«

April runzelte die Stirn. Wochen- oder gar monatelang hatte sie die Anzeichen bemerkt, den Gedanken aber jedes Mal als völlig verrückt verworfen. Selbst als ihr Vater in einer Blutlache in der Diele gelegen hatte, war sie immer noch blind gewesen.

»Am Abend der Beerdigung meines Vater«, sagte sie. »Ich bin mit dem Messer auf Gabriel losgegangen.«

Davinas Augen weiteten sich, dann warf sie den Kopf in den Nacken und brach in Gelächter aus.

»Du bist mit dem Messer auf ihn losgegangen? Wo?«

»Bei Cleopatra's Needle.«

»Nein, ich meine, welches Körperteil hast du getroffen?«

Jeder andere hätte »Aber warum hast du das getan?« gefragt. April deutete auf ihren Bauch.

»Puh, das hat bestimmt wehgetan«, meinte sie, während ihr Lächeln verblasste. April nahm an, dass sie an ihren Stiefvater denken musste. Nicholas Osbourne war kein Vampir gewesen und verfügte folglich nicht über ihre wundersame Unsterblichkeit und die Fähigkeit, seine Wunden spontan heilen zu lassen. Menschen waren anfällig.

»Ihr seid alle so schwach«, erklärte Davina verbittert. »Verstehst du, weshalb wir

euch verabscheuen? Es ist, als würde man durch eine Schafherde gehen – nichts als dumme, schwächliche Tiere, die meiste Zeit halb wahnsinnig vor Angst, obwohl ihr in Wahrheit keine Ahnung habt, dass die Wölfe euch längst eingekreist haben.«

»Nicht alle sind schwach«, widersprach April verärgert. Vorsicht, April, ermahnte sie sich. Willst du ihr als Nächstes etwa auf die Nase binden, dass du die Furie bist?

»Nein, wohl nicht.« Davina hob ihr Glas und prostete April zu. »Auf April Dunne, die kleine Heldin, die dem Tod ein Schnippchen schlägt«, erklärte sie sarkastisch.

Diesmal schluckte April den Köder nicht, sondern stand auf und nahm ein Glas aus dem Schrank über ihr. »Ich glaube, ich trinke auch ein Glas«, sagte sie.

»So ist es richtig.« Lächelnd schenkte Davina ihr ein und sah zu, wie April das Glas an die Lippen hob. »Okay, eines würde ich gern wissen – genauer gesagt, wir alle –, wieso hat der Tod so ein großes Interesse an April Dunne? Hm? Wieso lauert er an jeder Ecke auf dich?«

»Vielleicht habe ich einfach nur Pech.«

»Nein, das glaube ich nicht«, widersprach Davina. »Eher im Gegenteil. Wenn jemand mit zwei – nein, drei – Vampiren in einem brennenden Haus eingesperrt ist und am Ende ohne einen Kratzer herauskommt, muss derjenige schon etwas ganz Besonderes sein.«

April trank noch einen Schluck – um ihre flatternden Nerven zu beruhigen, aber auch, damit Davina ihr Gesicht nicht erkennen konnte.

Davina Osbourne schien immer alles zu wissen – wer mit wem gesehen oder gesprochen hatte, all den Klatsch und Tratsch, noch bevor er überhaupt passierte, deshalb hatte April keine Ahnung, wie genau sie über die Nacht in Sheldons Haus informiert war. Aber dass April ihren Bruder getötet hatte, indem ihr Blut in seinen Körper eingedrungen war und ihn qualvoll hatte sterben lassen, konnte sie unmöglich wissen, oder?

»Davina, das mit Ben tut mir aufrichtig leid«, sagte sie leise.

Davina schnitt eine Grimasse.

»Das muss es nicht. Er konnte einfach nur den Hals nicht voll kriegen, das ist alles. Ben wollte Macht und war nicht bereit zu warten. Deshalb hat er Sheldon auch so vergöttert. Weil er dachte, dass der Falke der nächste Anführer wird. Und ich gehe davon aus, dass Sheldon das auch dachte.«

Davina durfte auf keinen Fall erfahren, wie viel April wusste. Noch nicht. Sie musste so tun, als wäre all das völlig neu für sie.

»Also war Sheldon doch nicht euer Anführer? Wer dann?«

Davina lächelte dünn, als sei sie nicht sicher, wie viel sie preisgeben sollte.

»Ja, es gibt jemanden, der noch weiter oben in der Rangordnung steht«, sagte sie dann. »Aber Sheldon war arrogant. Er fand, es sei an der Zeit, den alten Anführer zu vertreiben, und dachte, er sei besser für diese Aufgabe geeignet. Und Ben hat er als seinen tapferen loyalen Soldaten benutzt.« Ihre Worte klangen bitter und wütend, aber auch ein Anflug von Trauer schwang darin mit. Sie starrte auf die Tischplatte und fuhr mit dem Finger durch einen Tropfen Blut, den sie übersehen hatte.

»Natürlich war er nicht mein richtiger Bruder.«

»Nicht?«

Betrübt schüttelte sie den Kopf.

»Es wundert mich, dass du nicht schon selbst darauf gekommen bist. Nein, wir sind – waren – Vampire, die erst später verwandelt wurden. Sheldon war schon von Geburt an Vampir, was man ihm auch anmerkte. Er war überheblich und fordernd; Eigenschaften, die man recht häufig bei ihnen beobachten kann. Aber Ben und ich haben uns bewusst dafür entschieden. Wir wollten verwandelt werden.«

»Wie lange bist du schon ... ich meine, wann wurdest du verwandelt?«

»Spielt das eine Rolle? Schon viel zu lange. Ich bin der klassische Fall – ich wollte unbedingt den Glamour, die ewige Jugend haben. Ich dachte, es sei ein Heidenspaß, für immer ein Teenager zu bleiben.« Mit einem bitteren Lachen schenkte sie den restlichen Wein in ihr Glas. »Das glauben alle. Man sieht die weiche, glatte Haut, die seidigen Haare, die Clubs und all das und bildet sich ein, das Leben sei eine einzige endlose Party.«

Sie rutschte auf ihrem Stuhl vor und nahm Aprils Hand.

»Es. Ist. Die. Hölle«, sagte sie, wobei sie jedes einzelne Wort betonte. »Wir führen ein Leben im Schatten, sind ständig auf der Flucht, wie gehetzte Tiere. Wann immer wir trinken, riskieren wir unser Leben. Wir leben von der Hand in den Mund, stehlen, lügen und noch Schlimmeres. Viel Schlimmeres.«

»Ich dachte, euer Leben sei so glamourös.«

»Was?« Davinas Augen funkelten vor Wut. »Denk doch mal nach! Wie soll das gehen? Eine Sechzehnjährige? Ganz allein? Wovon soll ich leben? Keiner von uns kann einen normalen Job annehmen, weil wir viel zu jung sind. Und wem können wir trauen? Anderen Vampiren jedenfalls nicht. Die haben nur ihre eigenen Probleme im Kopf. Spender kommen auch nicht infrage – so nennen wir die Menschen, von denen wir ab und zu ein bisschen Blut trinken. Die uns Unterschlupf gewähren und sich nach außen hin als unsere Ehemänner, Familien, Partner ausgeben. Diejenigen, die uns verstecken.«

»Wieso könnt ihr den Spendern nicht trauen? Helfen sie euch denn nicht?«

Davinas Lippen verzogen sich.

»Sie wollen ständig etwas von uns. Manchmal die schlimmsten, krankhaftesten Sachen. Deshalb treiben wir uns pausenlos auf der Straße und in den Clubs herum. Wir haben keinen anderen Ort, wohin wir gehen können.« Tiefer Schmerz lag in ihren Augen, als sie April ansah. »Es ist ein unglaublich einsames Leben.«

Sie seufzte.

»Und dann kommt plötzlich Robert Sheldon daher und verspricht dir einen Weg, um diesem Gefängnis zu entfliehen. Zwei Jahre, ohne dir Sorgen machen zu müssen, wo du lebst, welche Geschichte du den anderen als Tarnung auftrichst, mit wem du reden kannst. Ravenwood war das reinste Paradies. Es war wie im Himmel. Der Falke hat uns ein schönes Zuhause und Freiheit geschenkt, Sicherheit und einen angemessenen gesellschaftlichen Status. Und als Gegenleistung wollte er nur ein paar Seelen. Wir mussten lediglich ein paar Schwachköpfe in Ravenwood davon überzeugen, dass es das Coolste auf der Welt ist, sich den Vampiren anzuschließen.

Das reinste Kinderspiel.«

»Aber wenn deine Mum und dein Dad keine was sind sie?«

»Rekrutierte. Nicht nur Schüler erliegen dem Zauber dieses wunderbaren Lebens, sondern auch Erwachsene wollen dazugehören. Wer kann es ihnen verdenken? Daddy – vermutlich sollte ich ihn lieber Nicholas nennen – bekam einen wichtigen Posten in einer Firma, die den Vampiren gehört. Natürlich ist Agropharm ein reales Milliardenunternehmen, aber wir stecken eben dahinter. Und man muss kein Genie sein, um zu kapieren, wie es so erfolgreich werden konnte: Aggressivität und Skrupellosigkeit, das ist der Motor, der die Wall Street und die Wirtschaft am Laufen hält. Und ein Vampir zieht so schnell nicht den Schwanz ein. Und zu ihrem nahezu grenzenlosen Reichtum und dem schönen Haus in Highgate gab's noch erstklassige Beziehungen für Mummy und Daddy und die Mutter aller Wachhunde. Mummy und Daddy mussten lediglich nicht fragen, wohin ihre ›Kinder‹ abends gehen.«

Sie lachte auf. »Du kannst dir vorstellen, was sich innerhalb dieser Familie abgespielt hat, wenn wir allein waren? Der Begriff ›Zerrüttete Verhältnisse‹ trifft es nicht einmal ansatzweise. Aber Ravenwood hat mich für alles entschädigt. Plötzlich hatte ich ein Ziel, eine Aufgabe. Wir alle. Es hat Spaß gemacht, Sheldons Roboterarmee aufzubauen; sich zu überlegen, welcher der kleinen Schlauberger geeignet ist, einer von uns zu werden. Aber natürlich konnte es nicht ewig so weitergehen, stimmt's?«

»Was ist passiert?«

Wieder erschien ein kleines Lächeln auf ihren Zügen.

»Du, mein Schatz.«

»Was?«, fragte April mit hämmerndem Herzen.

Davina machte eine ausholende Geste.

»All das hier, deine Familie. Bevor du aufgetaucht bist, war alles in Butter, aber ich fürchte, die Recherchen des großen, einzigartigen William Dunne haben dem ein jähes Ende gemacht.«

»Ehrlich? Mein Dad ist also schuld?«

»Scheinbar über Nacht hat Sheldon seine Strategie geändert. Ich kann nur spekulieren, weil der Falke mich nicht in seine Pläne eingeweiht hat, aber vermutlich hatte der Beirat Angst, zu früh entlarvt zu werden. Auch im normalen Leben agieren Vampire lieber im Verborgenen, aber als dein Dad anfang, herumzustochern, war es umso wichtiger, dass uns keiner auf die Schliche kommt. Sie haben einen großen Coup geplant.«

»Was für einen Coup?«

»Die Macht zu übernehmen, was sonst?«, antwortete Davina lässig. »Das liegt doch auf der Hand. Sie hatten ihr Netz schon über die gesamte Business-, Finanz- und Bankenwelt gespannt und standen im Begriff, die Fühler auch in der Politik auszustrecken. Natürlich ganz langsam und diskret. Keine große Revolution, sondern nur an den richtigen Stellen schmieren, die richtigen Worte in die richtigen Ohren flüstern, eine kleine Korruption nach der anderen, bis sie alle Leute unter Kontrolle gebracht hatten, die sie brauchten, um in der Downing Street, im Rathaus, bei der

Polizei und allen anderen Schaltzentralen der Macht das Ruder zu übernehmen.«

Obwohl April es bereits gewusst oder zumindest geahnt hatte, war es ein seltsames Gefühl, es aus dem Mund eines Vampirs zu hören. Stell dich dumm, April. Du darfst ihr auf keinen Fall zeigen, wie viel du schon weißt, sagte sie sich.

»Ich dachte, es ginge nur um Ravenwood.«

»Ravenwoods. Plural«, korrigierte Davina. »Die Schulen sollten im ganzen Land gegründet werden. Aber offensichtlich ging es einigen nicht schnell genug.«

»Wen meinst du? Die Geldgeber?«

Davina schüttelte den Kopf.

»Nein, ich meine Benjamin. Er hat Sheldon vergöttert; aus denselben Gründen wie ich, nehme ich an. Sheldon hat Ben gefunden, als er sich auf dem Friedhof herumtrieb und sich von Füchsen ernährte. Füchse! Wie tief kann man eigentlich sinken?«

»Was meinst du damit?«

Davina verzog angewidert das Gesicht. »Findest du diese Viecher nicht auch ekelhaft? Wie Ratten mit langem Fell. Keine Ahnung, wieso, aber Vampire fanden Füchse schon immer abstoßend. Es ist ein bisschen so wie mit Blutern und Spinnen. Allein wenn ich sie sehe, kriege ich eine Gänsehaut.« Sie erschauerte. »Jedenfalls hätte Ben danach alles für den Falken getan. Absolut alles. Aber Ben war jung und ungestüm. Er wollte nicht länger warten, bis jemand ihm ein bisschen Macht verleiht, sondern wollte sie jetzt gleich haben. Wie oft haben wir uns deswegen gestritten. Aber es war sinnlos. ›Robert Sheldon sollte unser Anführer sein‹, hat er mit diesem irren Glitzern in den Augen gesagt. Ich glaube, Bens Bewunderung hat Sheldon in seinem Ehrgeiz nur noch mehr angestachelt. Und am Ende haben die beiden es mit ihrem Ehrgeiz ein bisschen übertrieben.«

Davina blickte auf ihr leeres Glas. Mit einem Mal wirkte sie traurig und erschöpft.

»Er fehlt mir. Ich weiß, das klingt verrückt, aber wir waren tatsächlich wie eine Familie. Natürlich keine echte, sondern ein aus vorwiegend egoistischen Gründen zusammengewürfelter Haufen, aber man kann nicht als Mutter, Vater, Bruder und Schwester zusammenleben, ohne dass eine Art Bindung entsteht. Ben war offenbar der Durchgeknallteste von uns, aber auch das, was einer Familie für mich am nächsten kam. Klingt das verrückt in deinen Ohren?«

April schüttelte den Kopf. In vielerlei Hinsicht war es sogar absolut nachvollziehbar. Weshalb sollten die Osbournes keine Bindung zueinander entwickeln? Es gab eine Menge »richtiger« Familien, die weit weniger miteinander verband.

»Und was jetzt?«, fragte April.

Davina hob die Hände.

»Sag du es mir. Kein Job, keine Familie, also alles zurück auf Anfang. Aber vorher muss ich noch etwas erledigen. Sogar mehrere Dinge.«

»Was denn?«

»Rache, mein Schatz. Rache. Ich lasse mich von keinem für blöd verkaufen. Die haben keine Ahnung, wie sauer ich bin.«

»Wen meinst du? Von wem bekommt Dr. Tame seine Order?«

Grinsend drohte Davina April mit dem Finger.

»Versuchst du gerade, Informationen aus mir herauszulocken, April Dunne? Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, was?«

»Wieso auch nicht? Wenn die Männer, die hinter Ravenwood stehen, Angst vor Dads Recherchen hatten, muss ich davon ausgehen, dass sie ihn auf dem Gewissen haben.«

»Stimmt«, meinte Davina achselzuckend. »Genau das ist der Grund, weshalb ich gesagt habe, dass wir auf derselben Seite stehen. Du willst herausfinden, wer deinen Vater ermordet hat, und ich will wissen, wer meine Familie zerstört hat.«

»Der König?«

»Du hast deine Hausaufgaben gemacht, was?« Davina lächelte schief.

»Weißt du, wer er ist?«

»Wenn ich es wüsste, hätte ich ihn längst getötet, glaub mir.«

Beim Anblick ihrer Miene erschauerte April.

»Nein, bisher hat ihn noch nie jemand gesehen«, fuhr Davina fort. »Zumindest keiner, der auf derselben Ebene ist wie ich. Allerdings gibt es allerlei Gerüchte – er gehöre dem Kabinett an, er sei der Besitzer einer Fluggesellschaft, ein Mitglied der königlichen Familie, aber eines steht fest: Obwohl er eine groß angelegte Machtergreifung durch die Vampire organisiert hat, ist es ihm gelungen, die ganze Zeit im Verborgenen zu bleiben. Ganz schön beeindruckend, was?«

»Du bewunderst ihn.«

Davina beugte sich vor; sie hatte die Augen zusammengekniffen, und ihre Nasenflügel bebten.

»Nein, April Dunne, das tue ich nicht«, fauchte sie. »Ich hasse ihn für das, was er Ben und Nicholas angetan hat, und ich werde dafür sorgen, dass er dafür bezahlt. Aber man darf ihn nicht unterschätzen. Er ist schlau, einfallsreich und ein Vampir durch und durch.«

Wieder griff sie nach dem Messer und fuhr mit dem Daumen über die Klinge.

»Aber wenn man ihnen den Kopf abschneidet, sterben sie alle, egal ob verwandelt oder von Geburt an.«

Mit einer blitzschnellen Bewegung ließ Davina das Messer herumwirbeln und rammte es in die Tischplatte, wo es sich langsam hin und her bewegte.

»Oh Gott«, stieß April hervor. »Silvia wird ausflippen.«

Dreiundzwanzigstes Kapitel



Sie sah zu, wie die ersten Sonnenstrahlen über die Zimmerdecke krochen. Am liebsten hätte sie sie aufgehalten, doch sie bewegten sich immer weiter, Zentimeter um Zentimeter. Die Vampire würden niemals verschwinden, oder? Sondern immer wiederkommen. So lange, bis jemand sie endgültig aufhielt. Falls es überhaupt jemandem gelang.

Nachdem Davina sich wieder hingelegt hatte, war April neben Silvia geschlüpft, doch all die neuen Informationen und endlosen Fragen hatten es ihr unmöglich gemacht, die Augen zu schließen, ganz zu schweigen davon, Schlaf zu finden. Also hatte sie dagelegen, den Blick an die Decke geheftet, und versucht, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen.

Konnte sie Davina trauen? Nein, natürlich nicht. Trotzdem war es verlockend. Davina verfügte über Insider-Informationen, und, was noch viel wichtiger war, sie hatte ein ähnlich großes Interesse, den König aufzustöbern, wie April. Außerdem kochte sie vor Wut, was sich als starke Waffe entpuppen könnte. Das Problem war nur, dass Davina zu den Vampiren gehörte. Und wer war schon so blöd und traute einem Vampir über den Weg?

Silvia regte sich neben ihr.

»Wie spät ist es?«, murmelte sie. »Oh Gott, scheint etwa die Sonne? Gibt es irgendeine Chance, einen Kaffee zu kriegen?«

April musste grinsen. Silvia hatte nicht allzu lange gebraucht, um Aprils Gegenwart wieder als selbstverständlich zu betrachten. Dabei hatte April ihr noch nicht einmal gesagt, dass sie wieder einziehen würde – offiziell blieb sie nur in dem Haus am Pond Square, solange Davina ein Dach über dem Kopf und eine Schulter zum Ausweinen brauchte –, aber insgeheim genoss sie Silvias Nähe und das, was bei den Dunnes als normales Familienleben durchgehen würde. April stand auf und tappte nach unten in die Küche, wo sie Davina vollständig angezogen und perfekt frisiert vorfand.

»Hey, du warst doch nicht etwa die ganze Nacht wach, oder?«, fragte April und strich sich verlegen das Haar glatt.

»Nein, Silvias letzte Flasche hat gewirkt«, antwortete Davina und hielt ihre Kaffeetasse in die Höhe. »Ich habe geschlafen wie ein Stein.«

»Wie schön, dass du so guter Dinge bist. Ich könnte gut und gern noch fünf Stunden Schlaf gebrauchen«, bemerkte April.

Mit einem dumpfen Platschen landete die Zeitung auf dem Dielenboden.

»Ich gehe schon«, sagte sie. »Könntest du mir einen Kaffee einschenken? Ich hoffe, er ist schön stark.«

Sie hob die Zeitung vom Boden auf – und erstarrte.

HORRORUNFALL WEGEN ÜBERHÖHTER GESCHWINDIGKEIT lautete die Schlagzeile mit dem Foto eines völlig zerstörten Wagens darunter.

Nicholas Osbourne, bekannter Geschäftsmann und Vorstandsvorsitzender des Pharmariesen Agropharm, kam gestern ums Leben, als er mit seinem Wagen in eines der Wahrzeichen der Gemeinde raste. Mr Osbourne fuhr mit seinem Maserati am gestrigen Abend in hohem Tempo durch Highgate, als er am Archway-Kreisverkehr die Kontrolle verlor und sich mehrfach überschlug. Ein alarmiertes Notarzt-Team aus dem nahe gelegenen Whittington Hospital kämpfte verzweifelt um sein Leben, doch Mr Osbourne erlag noch an der Unfallstelle seinen schweren Verletzungen. Berichten zufolge soll der Fahrer offenbar stark alkoholisiert und in Schlangenlinien gefahren sein. Gerüchten zufolge soll er seine mit 1,5 Millionen Pfund Jahresgehalt dotierte Position erst kürzlich verloren haben. Trotz wiederholter Vorwürfe, der Pharmariese vergifte mit seiner aggressiven Marketingstrategie für nicht verschreibungspflichtige Medikamente »eine ganze Generation«, verzeichnete das Unternehmen im vergangenen Jahr Rekordgewinne.

Davina saß immer noch am Tisch, als April in die Küche zurückkehrte.

»Gib her«, sagte sie und streckte die Hand nach der Zeitung aus.

»Ich halte das für keine gute Idee, Vina.« April hielt die Zeitung von sich weg. »Du bist schon aufgebracht genug.«

»Oh, ich werde gleich noch viel aufgebrachter sein, das kannst du mir glauben.«

Widerstrebend reichte April ihr die Zeitung und sah zu, wie Davina mit ausdrucksloser Miene zu lesen begann.

»Erinnerst du dich an das, was ich heute Nacht gesagt habe?«, fragte sie.

»Davina, du warst betrunken.«

»Betrunken oder nüchtern, völlig egal, ich werde es ihnen heimzahlen«, sagte sie.

»Also, hilfst du mir dabei, ja oder nein?«

April brachte zunächst kein Wort hervor.

»Oh, vielleicht ist dir dein Vater ja inzwischen auch egal.«

»Das ist nicht fair.« April spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht schoss.

»Nein? Entweder willst du diese Dreckskerle schnappen, die ihm die Kehle herausgerissen haben, oder du willst es nicht. Entscheide dich.«

»Davina ...«

»Entscheide dich.« Ihre Augen funkelten.

April saß in der Falle. Nein, sie wollte diesem Mädchen nicht trauen, aber was blieb ihr anderes übrig? Schließlich waren sie gerade einmal eine Handvoll, wie Fiona völlig korrekt festgestellt hatte. Sie kämpften und würden zwangsläufig verlieren. Sie musterte Davina einen Moment lang, ehe sie zu einem Entschluss gelangte.

»Also gut, wo fangen wir an?«

Davina tippte auf die Zeitung. »Genau hier.«

Der Crichton Club, ein weißes Stadthaus im georgianischen Stil mit einem riesigen

Union Jack über dem feudalen Eingangsbereich, befand sich im südlichen Ende von Haymarket, nur einen Steinwurf von Whitehall, dem Parlament und The Mall entfernt. Verschüchtert blickte April an der schlanken, eleganten Fassade hinauf.

»Aber was soll ich denn sagen?«

Davina tätschelte ihr beruhigend das Knie, als der Wagen am Straßenrand anhielt.

»Sei einfach völlig normal. Du brauchst nicht den Sherlock Holmes zu spielen. Halt die Augen offen und versuch, dir zu merken, wer da war, das genügt schon.«

Davina hatte in der Morgenzeitung eine Meldung über ein Wohltätigkeitsmittagessen im Crichton Club, einem bekannten Treffpunkt rechtsgerichteter Politiker und hochrangiger Geschäftsleute, entdeckt. Offiziell sollte das Mittagessen als Ehrung diverser Regierungsmitglieder für ihre »herausragenden Verdienste in Bildung und Erziehung« stattfinden, aber Davina hatte den wahren Anlass auf Anhieb erkannt: Es handelte sich um eine Zusammenkunft von Vampir-Sympathisanten. »Früher hat Sheldon mich ständig zu solchen Veranstaltungen geschleppt«, hatte sie erklärt. »All die alten Knacker waren natürlich begeistert, ein hübsches Mädchen aus Ravenwood in ihrer Mitte zu haben.« April war regelrecht schlecht geworden, als ihr gedämmert hatte, dass Davina vorhatte, sie bei dem Mittagessen einzuschleusen. Und nun, da sie im Mercedes der Osbournes saß, war ihr noch mulmiger, vor allem, da sie ganz allein hineingehen sollte.

»Bist du sicher, dass du nicht mit hineinkannst? Nur für eine Weile?«

Davina schüttelte den Kopf.

»Ich bin in Trauer, schon vergessen? Jeder dort drin kannte Nicholas Osbourne, deshalb würde es viel zu großes Aufsehen erregen, wenn ich dort auftauchen würde.«

»Aber ich passe perfekt in die Gesellschaft, ja?«

»Nur die Ruhe, April. Du bist die Sprecherin einer der Top-Schulen des Landes. Weshalb solltest du nicht dort sein? Außerdem hast du eine offizielle Einladung.«

Ohne auf Aprils Einwände zu achten, hatte Davina am Morgen zum Hörer in Silvias Küche gegriffen, den Ministerialrat für Bildung und Erziehung – oder irgendetwas in dieser Art; April war viel zu schlaftrunken gewesen, um sich den Titel zu merken – angerufen und sich mit einem affektierten Akzent als Assistentin des Leiters für Investments von »Ravenwood Corp.« ausgegeben. Sie hatte erklärt, Davina Osbourne sehe sich leider nicht in der Lage, am Crichton Club Mittagessen teilzunehmen – »Ihr Vater ist vergangene Nacht verstorben. Bestimmt haben Sie die Times gelesen. Oh ja, es ist eine Tragödie« –, und habe darum gebeten, ob April Dunne an ihrer Stelle auf die Gästeliste gesetzt werden könne. Die Kombination aus Ravenwood, einem toten Vater und Davinas Frontalangriff hatte funktioniert: Der Ministerialrat hatte erklärt, April solle sich lediglich am Empfang melden. Dort halte man ein Namensschild für sie bereit.

»Hopp, hopp.« Davina öffnete die Wagentür und verpasste April einen ermutigenden Schubs. »Sonst verpasst du noch die Kanapees.«

Eine Frau mit einem Klemmbrett und einem versteinerten Lächeln führte April einen

langen Korridor entlang bis zu einer Doppeltür.

»Professor Young ist mit seiner Begrüßung fast fertig, fürchte ich«, erklärte sie mit einem Blick auf die Uhr.

April nickte stirnrunzelnd, als sei sie tief traurig über diesen Umstand.

»Um ein Uhr wird das Buffet eröffnet.«

Damit machte die Frau auf dem Absatz kehrt und verschwand. Vorsichtig öffnete April die Tür und schlüpfte hinein. Der Saal war mit dunklem Holz vertäfelt, und an den Wänden hingen opulente, goldgerahmte Gemälde von irgendwelchen Göttern und molligen Engeln. Vermutlich hatte der Raum einst als Ballsaal gedient. Zum Glück waren die Blicke der rund fünfzig Gäste nach vorn gerichtet, auf den Mann hinter einem Podium am anderen Ende des Saals. April entdeckte einen freien Platz in der letzten Reihe und setzte sich.

»Natürlich ist das eine reichlich radikale Herangehensweise«, erklärte der Mann hinter dem Podium gerade. »Und bislang haben wir die Radikalität eher gescheut. Aber wenn wir eine stärkere, zielorientiertere Generation erschaffen wollen, müssen wir auch etwas wagen. Wir müssen an unsere Ziele glauben und mit aller Entschlossenheit vorgehen. Keine Halbheiten, keine faulen Ausreden. Es wird Zeit, dass wir endlich handeln.«

Wovon um Himmels willen redete er? Von der Leitung einer Schule oder von einem bevorstehenden Krieg? April ließ den Blick über die Gesichter der Anwesenden schweifen – fast ausnahmslos Männer, logisch, und eine Handvoll altbacken aussehender Frauen in wadenlangen Röcken. Auf allen Mienen lag derselbe Ausdruck: gespannte Erregung, wie man sie bei einer Sechsjährigen sah, die soeben eine Schachtel in Barbie-Format unterm Weihnachtsbaum erspäht hatte. Davina hatte recht gehabt: Es war eine Kundgebung für die Verwandten und Sympathisanten. Professor Young sprach nicht von neuen Methoden bei der Schulbildung, sondern von »uns«, der Vampirnation, den Auserwählten und all ihren neuen Busenfreunden, und darüber, wie sie sich rüsteten, ihre Truppen in die Schlacht zu schicken.

Unvermittelt brandete begeisterter Applaus auf, und vereinzelte »Hört, hört!«-Rufe wurden laut. Deswegen war die Frau mit dem Klemmbrett so betrübt gewesen, dass April die Rede verpasst hatte – Professor Youngs Ansprache war eindeutig das Highlight der Veranstaltung. Als der Professor das Podium verließ, erhoben sich die Gäste und gesellten sich in kleinen Grüppchen zueinander. Ein Kellner bot April ein Glas Weißwein an, doch sie entschied sich für einen Orangensaft; schließlich konnte es sich die Schulsprecherin nicht erlauben, bereits zum Mittagessen einen in der Krone zu haben, auch wenn ihr ein kleiner Ermutigungsschluck gewiss gut getan hätte.

»Und? Wie fanden Sie die Rede des Professors?«

April war so beschäftigt gewesen, sich umzusehen, dass sie den Mann neben sich nicht bemerkt hatte. Er hatte dunkles Haar und braune Augen, musste Mitte vierzig sein und sah ziemlich gut aus.

»Tut mir leid, ich bin zu spät gekommen«, stammelte sie, »deshalb habe ich nur

die letzten Minuten mitbekommen.«

»Ach, Sie haben nicht viel versäumt. Der alte Dummkopf faselt immer dasselbe.« Er beugte sich vor. »Langweilt mich jedes Mal zu Tode, wenn ich ehrlich sein soll«, flüsterte er mit einem angedeuteten Lächeln.

April musste grinsen und entspannte sich ein klein wenig. Wenigstens einer hier war nett zu ihr.

»Und was führt Sie zu unserer kleinen Zusammenkunft, April? Das Buffet wird es wohl kaum sein.«

April erstarrte, ehe ihr aufging, dass sie ja ein Namensschild trug. Der Mann ertappte sie dabei, wie sie suchend den Blick über seine Brust wandern ließ, und tippte sich ans Revers.

»Tut mir leid, ich habe keines«, sagte er lächelnd. »Der Minister ist wohl der Ansicht, dass inzwischen jeder wissen sollte, wer ich bin.«

Er streckte ihr die Hand hin.

»David. David Harper.«

April war so verblüfft, dass sie sich an ihrem Saft verschluckte und ihn prompt durch die Nase herausprustete.

»Oje, so schlimm?« Lachend zog Harper ein Taschentuch heraus und reichte es ihr. »Offenbar haben Sie doch schon von mir gehört.«

»Nein, nein, bitte entschuldigen Sie.« April spürte, wie sie rot anlief. »Sie sind nur mein Parlamentsabgeordneter, glaube ich.«

»Ah, dann sind Sie also das neue Mädchen aus Ravenwood«, meinte Harper. »Wie läuft es denn so unter der neuen Führung?«

Neue Führung? Welche meint er? Die akademische oder die Pro-Vampir-Bewegung? David Harper schien ein Mensch zu sein, trotzdem bestand durchaus die Möglichkeit – vor allem hier –, dass er dennoch sehr enge Kontakte zu den Vampiren pflegte.

»Dr. Tame hat einige sehr ... äh ... bemerkenswerte Ideen«, sagte April taktvoll.

»Die hat er, allerdings.« Sie registrierte ein verschmitztes Funkeln in Harpers Augen. Vielleicht war David Harper auch nur ein typischer Politiker – einer von denen, die mit dem Strom schwammen, solange es ihren Zielen dienlich war. Wobei dieses Ziel in seinem Fall darin bestand, seine Karriere voranzutreiben.

»Sagen Sie mir Bescheid, wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann«, meinte er. »Bildung liegt mir sehr am Herzen, und die Schüler von Ravenwood sind meiner Meinung nach in ganz besonderem Maß der Schlüssel zur Zukunft unserer Nation.«

Das kannst du laut sagen, dachte April. Vor allem, da du offensichtlich glaubst, dass die Vampire demnächst das Ruder übernehmen.

»Ich muss mich wieder unters Volk mischen«, fuhr er fort. »Aber es war sehr schön, Sie endlich kennenzulernen, April. Und übertreiben Sie's nicht mit dem Orangensaft, okay?«

Sie sah, wie er zu den anderen Gästen zurückkehrte, Hände schüttelte und auf Schultern klopfte – der vollendete Politiker, der sich souverän auf dem gesellschaftlichen Parkett bewegte. Plötzlich spürte sie lodernde Wut in sich

aufsteigen, eine abgründige Verachtung für David Harper und Leute wie ihn. Oh ja, er war ein charmanter Mann, wenn auch auf eine leicht überhebliche Weise, aber das war doch reine Fassade, oder? Beim Anblick all der fetten alten Männer und Frauen mit ihren roten Gesichtern und schlecht sitzenden Kleidern konnte sie kaum glauben, dass sie alle die Ideologie absorbiert hatten und mit ganzem Herzen hinter den Zielsetzungen der Vampire standen. Nein, sie hatten sich lediglich auf die Seite der Blutsauger geschlagen, um ihre Karrieren voranzutreiben und sich möglichst viele Vorteile und Privilegien zu verschaffen. Sie hatten sich ihnen im sicheren Glauben angeschlossen, dass die Vampire ihnen zu Macht und Geld verhelfen würden – so einfach und zugleich deprimierend war das.

Schön und gut, aber wie willst du all dem ein Ende setzen?, ätzte die leise Stimme in ihrem Hinterkopf.

April kannte die Antwort: Am liebsten wäre sie auf dieses Podium gesprungen, hätte das Mikrofon geschnappt und all diesen Dummköpfen ins Gesicht geschrien, ob sie sich darüber im Klaren seien, was sie da gerade taten. Dass sie nicht nur einen klugen Schachzug im Hinblick auf ihre persönliche und berufliche Zukunft vollzogen, sondern schlicht und ergreifend die Tore zur Hölle öffneten. Und wenn diese Leute ernsthaft glaubten, die Vampire würden sie nach ihrer Machtergreifung schonen und Gnade walten lassen, irrten sie sich ganz gewaltig. Die Vampire würden sie wie Schweine abschlachten.

Sie zog ihr Handy heraus und schrieb eine SMS an Davina:

Habe gerade David Harper kennengelernt. Grauenhaft. Darf ich jetzt gehen? X

Sekunden später kam die Antwort.

Namen. Schon vergessen?

Sie stieß einen leisen Fluch aus, schaltete die Kamera ein und schoss möglichst unauffällig ein paar Aufnahmen. Sollte jemand sie zufällig dabei beobachten, würden die Leute sie höchstwahrscheinlich für einen harmlosen Teenager halten, der twitterte oder sonst irgendwelche verrückten Sachen machte, von denen sie nichts verstanden. Zumindest gelangte sie auf diese Weise an ein paar Namensschilder, oder Fiona erkannte einige Gäste anhand ihrer Gesichter. April blickte auf das Display. Jedenfalls waren sie keine Vampire, so viel stand fest. Was es allerdings fast noch trauriger machte.

Als sie den Kopf hob, streifte ihr Blick ein vertrautes Gesicht, genauer gesagt, einen Rücken. Aber sie hätte Onkel Peter unter Tausenden erkannt. Sie unterdrückte den Impuls, seinen Namen zu rufen, sondern schob sich durch die Menge, vorbei an zwei Gruppen schallend lachender Männer. Drei oder vier Meter hinter Peter blieb sie stehen, als sie registrierte, dass er mit jemandem in ein Gespräch vertieft war, dem sie nicht unbedingt noch einmal über den Weg laufen wollte: David Harper. Verdammt.

Erst jetzt fiel ihr wieder ein, dass Peter erwähnt hatte, er sei beim selben Empfang eingeladen. April blieb stehen und sah den beiden zu. Sie schienen in eine hitzige

Debatte verstrickt zu sein: Peter gestikulierte heftig und schlug sich aufgebracht mit der Faust in die Handfläche, während Harper wiederholt nickte.

»Natürlich teile ich Ihre Meinung«, hörte sie Harper sagen. »Hoffen wir mal, dass Sie alle anderen auch überzeugen können.« Trotz ihrer Neugier wollte April sich nicht beim Lauschen erwischen lassen, deshalb trat sie den Rückzug an, wobei sie um ein Haar Dr. Tame in die Arme lief.

Oh Gott! Eilig wirbelte sie herum. Bitte, lieber Gott, mach, dass er mich nicht sieht, flehte sie stumm und sah sich hektisch nach dem Ausgang um.

»April?«

Oh Gott.

»Dr. Tame«, sagte sie und wandte sich ihm zu. »Ich wusste ja gar nicht, dass Sie auch hier sein würden.«

Für den Bruchteil einer Sekunde legte sich ein Schatten über seine Züge, während April neue Hoffnung schöpfte. Vielleicht schaffte sie es ja doch noch, aus dieser Nummer rauszukommen.

»Das war wirklich eine ausgezeichnete Idee von Ihnen.«

»Idee? Von mir?«

»Ja, Sie haben mir doch geraten, mich in der Öffentlichkeit zu zeigen und die Trommel für Ravenwood zu rühren. Also habe ich mich mit meinem Großvater hingesetzt und überlegt, wie ich das am besten bewerkstelligen kann. Es stellte sich heraus, dass er ziemlich viele Leute kennt. Keine Angst, ich habe dafür gesorgt, dass jemand im Unterricht für mich mitschreibt.«

Tames erschrockener Blick verriet ihr, dass sie ihn in der Tasche hatte – die Erwähnung ihres Großvaters zeigte Wirkung.

»Oh«, sagte er. »Nun, das nenne ich mal Engagement, April. Ich freue mich, dass du deine neue Aufgabe so ernst nimmst. Und wie fandest du die Rede des Professors?«

»Oh, sehr inspirierend. Halten Sie auch eine Rede?«

Jeder Mensch hat einen Schwachpunkt, und bei Dr. Tame war es eindeutig der Stolz. Sie sah zu, wie seine Brust anschwellte wie bei einem Pfau.

»Nein. Vielleicht beim nächsten Mal«, wiegelte er ab. »Wenn wir in Ravenwood weiterhin so gute Erfolge vorweisen können.«

»Sie meinen, bei den Abschlussprüfungen?«

Tame lächelte überheblich.

»Nein, diese Notenfixiertheit gehört der Vergangenheit an, April. Schon bald wird es an all unseren Schulen und Universitäten Schüler geben, die richtige Arbeit leisten, nicht nur aus dem Lehrbuch auswendig gelernte Theorien auf ein Blatt Papier kritzeln. Weshalb sollten wir fünf, sechs oder gar zehn Jahre warten, bis wir das Potenzial unserer Schüler ausschöpfen können? Wieso nutzen wir die wichtigste Ressource unseres Landes nicht sofort?«

Beim Anblick der Leidenschaft auf seinen Zügen wurde ihr bewusst, dass sie ihn ein weiteres Mal unterschätzt hatte. All die anderen Anwesenden mochten die Vampire einzig und allein wegen des Geldes unterstützen, Charles Tame hingegen war mit

dem Herzen bei der Sache. Er glaubte an die Versprechungen, die ihm die Vampire gegeben hatten, und war der festen Überzeugung, dass sie ihre Macht für die Weiterentwicklung der Gesellschaft einsetzen würden. Aber vielleicht hatte er auch nur einen Weg gefunden, um sein Handeln zu rechtfertigen – denn April bezweifelte keine Sekunde, dass insbesondere Charles Tame sehr wohl wusste, wozu die Vampire fähig waren.

»Ach, ich wünschte, sie hätten heute eine Rede gehalten«, meinte April. »Sie hätten es bestimmt viel besser gemacht als Professor Young.«

»Es freut mich sehr, das zu hören, April.« Tame war die Befriedigung ins Gesicht geschrieben. »Ich gebe zu, ich war nicht hundertprozentig überzeugt, als ich dir den Posten der Schulsprecherin angeboten habe, aber es ist schön, dich an deiner Aufgabe wachsen zu sehen.«

April wollte sich gerade entschuldigen und die Kurve kratzen, als sie eine Stimme hinter sich hörte.

»Was ist das hier? Eine Ravenwood-Versammlung?«

April stöhnte lautlos, als DCI Johnston mit einer vertrauten Gestalt an seiner Seite aus der Menge trat. Chessy. Offenbar hetzte jemand ihr heute sämtliche Leute auf einmal auf den Hals, die sie am meisten verabscheute. Mit ein bisschen Glück kehrte auch noch Marcus Brent aus dem Reich der Toten zurück und sprang ihr an die Gurgel.

»April!«, rief Chessy und löste sich von dem Polizisten, um April mit Luftküssen zu begrüßen. »Wieso hast du mir nicht erzählt, dass du herkommst?«

Weil du der letzte Mensch auf der Welt bist, der davon erfahren sollte, dachte April und fragte sich, wie Chessy es geschafft hatte, eine Einladung zu ergattern – hatte sie sich von vornherein dem Detective an den Hals geworfen, oder war sie ihm zufällig beim Hereinkommen über den Weg gelaufen und hatte sich an ihn drangehängt?

»Und Sie geben dem Mädchen gerade eine spontane Unterrichtsstunde, Tame?«

Der Rektor wandte sich dem Detective mit einem schmierigen Lächeln zu. »Wir tauschen uns lediglich über unsere Eindrücke aus«, gab er zurück. »Das gehört zu den Dingen, die wir in Ravenwood sehr schätzen.«

Johnston hob die Brauen.

»Zumindest solange sich die Meinungen nicht von den Ihren unterscheiden, nehme ich an.«

Ohne auf Tames vernichtenden Blick zu achten, wandte Johnston sich April zu.

»Und ist Ihr Freund Gabriel Swift auch hier?«, erkundigte er sich. »Ich würde den jungen Mann nämlich sehr gern sprechen.«

»Wir haben keinen Kontakt mehr zueinander«, gab April zurück.

»Oh, Streit unter Liebenden?« Er nickte, als bestätige dies lediglich seine Vermutung. Woher wusste er Bescheid? Von Chessy? Plötzlich keimte ein Verdacht in April auf. Chessy hatte mehrmals Andeutungen über eine Beziehung mit Gabriel in der Vergangenheit gemacht. Stand er auch jetzt in Kontakt mit ihr? Nein, das ist doch albern. Komplett paranoid, sagte sie sich.

»Und wie ich höre, lebt auch Davina Osbourne jetzt bei Ihnen.«

April sah Chessy an. Diese Information konnte er nur von ihr haben.

»Im Haus meiner Mutter, ja.«

»Schrecklich, dieser Unfall«, bemerkte Chessy.

»Ja, es hat sie schwer getroffen.«

Johnston nickte.

»Trotzdem könnten Sie ihr vielleicht ausrichten, dass sie so schnell wie möglich aufs Revier kommen soll.«

»Steckt das Mädchen etwa in Schwierigkeiten?«, schaltete sich Tame ein, dessen Tonfall verriet, dass er sich eher um den guten Ruf der Schule als um Davinas Wohlergehen sorgte.

Der Inspector seufzte.

»Vermutlich ist es nicht weiter schlimm, wenn ich es sage, weil ohnehin schon sämtliche Nachrichten darüber berichten. Offenbar ist ein Augenzeuge aufgetaucht, der ein zweites Fahrzeug gesehen hat, das Mr Osbourne kurz vor dem Unfall verfolgt hat. Es besteht die Möglichkeit, dass es sich doch nicht um einen tragischen Unfall handelt.«

Er sah April direkt ins Gesicht.

»Sieht so aus, als hätten wir es mit einem weiteren Mordfall zu tun.«

Vierundzwanzigstes Kapitel



Gelächter drang aus der Küche, als April die Tür öffnete. Auf Zehenspitzen ging sie den Korridor entlang und spähte durch den Spalt in die Küche: Davina und Silvia saßen einträchtig mit einer Flasche Wein zwischen sich am Tresen.

»Du hättest mal sein Gesicht sehen sollen«, kicherte Davina. »Er sah aus, als würde er sich auf eine heiße Nacht freuen, dieser schmierige alte Sack. Er hatte nicht die leiseste Ahnung ...«

»Mutter?«

Davina unterbrach sich mitten im Satz. Beide Frauen sahen sie mit schuldbewussten Mienen an. Die lippenstiftverschmierten Gläser vor ihnen sprachen Bände.

»Wir hatten dich gar nicht so früh zurückerwartet, April.«

»Und ihr beide veranstaltet hier eine Art Privatsession?«, bemerkte April.

»Nur ein Gläschen, Schatz. Wir waren im Krankenhaus bei Barbara. Die Ärmste steht immer noch unter Beruhigungsmitteln, deshalb dachte ich, Davina könnte einen kleinen Drink zur Aufmunterung vertragen.«

»Ich bin bei dem Lunch DCI Johnston über den Weg gelaufen«, sagte April vorsichtig.

Davinas Lächeln verblasste. Also weiß sie es schon.

»Die Polizei war hier. Die Zeitungen schlachten alles noch einmal aus. Das ist so ziemlich das Letzte, was Mum jetzt braucht.«

»Vina hat erzählt, du hättest bei dem Lunch David Harper kennengelernt«, sagte Silvia – ein unüberhörbarer Versuch, das Thema zu wechseln. »Ist er wirklich so ein steiler Zahn, wie alle behaupten?«

Steiler Zahn? Aus welchem Jahrhundert stammte sie? Wieso mussten Erwachsene eigentlich ständig in ihren völlig veralteten Slang verfallen, wenn sie mit jungen Leuten redeten? Was kam als Nächstes? »Irre« oder »bombig«?

»Er war grauenhaft, Mum. So wie die anderen auch. Nur ein Haufen alter Männer, die nichts als Geld im Sinn haben.«

»Das dürfte wohl nicht das Einzige sein, was sie interessiert«, kicherte Silvia und stieß Davina an, woraufhin die beiden in haltloses Gelächter ausbrachen.

Du meine Güte, die sind tatsächlich betrunken.

»Ich gehe jetzt nach oben, dann könnt ihr in Ruhe weiterfeiern«, sagte April.

Sie konnte Davina keinen Vorwurf daraus machen, dass sie zu tief ins Glas schaute. April konnte sich lebhaft erinnern, dass sie nach dem Tod ihres Vaters am liebsten dasselbe getan hätte – alles, was den schrecklichen Schmerz wenigstens für eine kurze Weile linderte. Alles war besser als diese grauenhafte Hilflosigkeit; dieses

Gefühl, im luftleeren Raum in die endlose Tiefe zu stürzen und zusehen zu müssen, wie man immer weiter auf die Erde zuraste, in der Gewissheit, dass der Aufprall unvermeidbar war.

April setzte sich aufs Fensterbrett und blickte auf den Pond Square hinaus, während ihre Gedanken zu jenem Abend zurückkehrten, als sie Gabriel das erste Mal gesehen hatte.

Wo bist du? Sie checkte zum hundertsten Mal an diesem Tag ihr Handy. Wieso hatte er nicht angerufen, sich nicht gemeldet? Er würde ihn »sehr gern sprechen«, hatte DCI Johnston gesagt, aber das bedeutete noch lange nicht, dass er in Schwierigkeiten steckte – sie bezweifelte, dass die Polizei nach Calvins Tod den Streit zwischen ihm und Gabriel noch weiter verfolgen würde – deshalb gab es keinerlei Anlass unterzutauchen. Wo steckte er?

An Chessy hatte er sich ganz bestimmt nicht gewandt, nein, das war absolut albern. Trotzdem war er bei Davinas Valentinsparty mit ihr nach oben verschwunden. Komm schon, April, krieg dich wieder ein.

Viel wahrscheinlicher – und weitaus besorgniserregender – war die Möglichkeit, dass er sich allein auf die Suche nach dem König gemacht hatte. Was, wenn er ihn bereits ausfindig gemacht hatte? Er könnte sogar längst tot sein.

Am schlimmsten war diese Ungewissheit.

In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Davina streckte den Kopf herein.

»Klopf, klopf«, sagte sie mit einem schwachen Lächeln.

»Schon gut, komm ruhig herein. Ich dachte, du feierst deine neue Freundschaft mit meiner Mutter.«

Davina schüttelte den Kopf. »Sie hat sich eine Weile hingelegt. Ich fürchte, der Alkohol ist ihr in den Kopf gestiegen.«

»Aber dir geht's gut, ja?«

April hatte es nicht so missbilligend gemeint, wie es herauskam, aber sie konnte es nicht ändern. Sie hat doch wohl das Recht, ein bisschen Dampf abzulassen, oder?, dachte sie. Doch Davina schien die Spitze nicht mitbekommen zu haben. Sie setzte sich aufs Bett und blickte auf ihre Hände.

»DCI Johnston hat dir also das Neueste über meinen Dad erzählt?«

»Nicht viel. Nur dass noch ein zweiter Wagen beteiligt war.«

Davina nickte.

»Er hat ihn von hinten gerammt, sodass er ins Schleudern geriet und sich überschlug. Offenbar haben die Kriminaltechniker Lackspuren von einem fremden Fahrzeug gefunden.«

»Glaubst du, dass es Mord war? Aber wieso?«

»Wieso nicht? Er wusste alles, was es über Agropharm zu wissen gibt, und in Firmen wie dieser gibt es immer eine ganze Menge, was lieber unter Verschluss bleiben soll.«

»Aber was ist mit Ravenwood? Gehört die Schule auch dazu?«

Davina starrte sie mit blitzenden Augen an.

»Ich bitte dich, April, werde endlich erwachsen! Was glaubst du wohl, was sich

während des letzten Jahres dort abgespielt hat? Ravenwood ist eine riesige Brutstätte – hochintelligente Kids, die für die Industrie herangezüchtet, oder reiche Kids, die benutzt werden, um Einfluss auf ihre Eltern zu nehmen. Ravenwood ist der Schlüssel zu allem. Wenn sie das Establishment nicht auf ihre Seite bringen können, bleibt noch immer die Option, ihre Kinder gegen Lösegeld festzuhalten. Mit allen erforderlichen Mitteln, schon vergessen?«

April dachte an die Veranstaltung im Crichton Club und fragte sich, ob derartige Mittel tatsächlich erforderlich waren. Vielmehr hatte es den Anschein, als wäre nicht viel Überredungskunst notwendig, um das »Establishment« dazu zu bewegen, sich auf die Seite der Vampire zu schlagen. Die richtige Karotte vor der Nase baumeln zu lassen, genügte offenbar vollkommen.

April zog ein gefaltetes Blatt Papier aus ihrer Tasche.

»Hier. Das hier wolltest du doch haben«, sagte sie. »Eine Liste aller Anwesenden.«

Mit einem leicht überraschten Lächeln nahm Davina die Liste entgegen.

»Wow, gut gemacht, Sherlock. Wie bist du denn an die gekommen?«

»Das war nicht sonderlich schwierig. Ich habe die Frau am Empfang gefragt und behauptet, ich bräuchte eine Namensliste für die Schülerzeitung.«

Sie setzte sich neben Davina und überflog die Liste.

»Also, steht der Vampirkönig nun drauf?«

Davina zuckte mit den Achseln. »Das bezweifle ich. Weshalb sollte er das Risiko eingehen? Die Veranstaltung war doch viel zu öffentlich. Aber ich bin sicher, mindestens eine Handvoll dieser Leute wissen, wo wir ihn finden.«

»David Harper vielleicht?«

»Kann sein. Es heißt, er sei für ein Ministeramt im Gespräch, und ich bezweifle, dass er das geschafft hätte, ohne zum inneren Kreis zu gehören.«

»Er war unglaublich selbstgefällig«, sagte April angewidert.

»Das sind sie alle. So lange, bis sie die Zähne an der Halsschlagader spüren.«

»Davina! Mein Vater, schon vergessen?«

»Oh. Tut mir leid.«

»Glaubst du wirklich, dass die Vampire Nicholas ermordet haben, weil er zu viel wusste?«

»Keine Ahnung. Fest steht nur, dass jeder Mensch für die Vampire entbehrlich ist. So wie dieser David Harper. Wenn er seine Karten geschickt ausspielt, könnte er sogar Premierminister werden, aber er wird keine echte Macht besitzen, sondern lediglich genau das tun, was der König ihm diktiert. Und wenn er nicht mitspielt – zack! – ab auf die Deponie!«

April sah sie an.

»Was denn?«, fragte Davina. »Wieso siehst du mich so an?«

»Ich verstehe nicht, wie du so gleichgültig über den Tod sprechen und gleichzeitig wegen Ben und Nicholas so am Boden zerstört sein kannst.«

»Weil Benjamin und Nicholas zu mir gehört haben«, erklärte sie mit Nachdruck. »Sie waren zwar nicht meine richtige Familie, aber so künstlich mein Zuhause auch sein mochte, war es trotzdem das einzige, das ich kenne. Sie haben mich beschützt,

sich um mich gekümmert, und wer auch immer sie mir weggenommen hat, wird dafür bezahlen. Gerade du solltest das doch verstehen.«

April nickte.

»Aber diese Leute?« Davina tippte auf die Liste. »Sie alle sind nur aus einem einzigen Grund dabei: Gier. Sie halten es für einen ganz besonders schlaun Schachzug, sich mit den Wölfen anzufreunden, bevor diese das Dorf überfallen, dabei werden sie allerdings nur eines lernen: Mit wilden Tieren kann man keine Deals machen. Wenn die Zeit gekommen ist, werden sie mit all den anderen zusammengetrieben werden. Es werden alle sterben, April. Alle.«

»Sogar sie?« April deutete auf einen weiteren Namen auf der Liste. Francesca Bryne, Ravenwood.

»Chessy?«, stieß Davina hervor. »Ha, dass sie dort war, wundert mich nicht. Wie war noch mal dieses Sprichwort? Wer anderen eine Grube gräbt ...«

April erzählte ihr von ihrer Begegnung mit ihr und ihrer verdächtig engen Freundschaft mit DCI Johnston, doch Davina zuckte nur mit den Achseln, als hätte sie nichts anderes erwartet.

»Sie macht sich nur an diejenigen heran, von denen sie sich den größten Nutzen erwartet. Zumindest glaubt sie das, aber sie wird schon bald feststellen, dass sie auf der falschen Seite steht. Ehrlich gesagt wird das sogar das Letzte sein, was sie sieht.«

Ein Schauer überlief April. Es war gruselig, Davina so reden zu hören.

»Schockiert dich das?«, fragte Davina. »Vielleicht sollte es das. Denn genau das ist ihr Plan. Moral und Anstand sind für Vampire ein Fremdwort. Sie werden alle töten, und wir müssen nach denselben Regeln spielen.«

April nickte langsam. Sie wusste, dass Davina völlig recht hatte und die Zeit für Halbherzigkeiten vorüber war. Schließlich hatte sie im Crichton Club mit eigenen Augen gesehen, bis in welche Kreise die Verschwörung mittlerweile reichte, und dass sie im Begriff standen, jederzeit loszuschlagen.

»Wir müssen sie aufhalten«, erklärte April.

Davina sah sie an und streckte die Hand aus.

»Also bist du dabei?«

Diesmal musste April nicht zweimal überlegen.

»Ich bin dabei«, sagte sie.

Fünfundzwanzigstes Kapitel



Dicke graue Wolken hingen über der Swain's Lane. Man konnte den Regen förmlich riechen, trotzdem war April froh, das Haus für eine Weile verlassen zu können. Sie musste allein sein, in Ruhe ihre nächsten Schritte planen. Aber es fiel ihr schwer, nachzudenken. Sie wünschte, sie könnte mit jemandem über Davina reden, aber höchstwahrscheinlich würden weder Caro noch Fiona verstehen, weshalb April sich entschieden hatte, mit einem Vampir zusammenzuarbeiten, noch dazu einem von der schlimmen Sorte.

Möglicherweise könnte Gabriel verstehen, dass sie alles in ihrer Macht Stehende tun musste, um den Vampiren ein Ende zu bereiten; dass ihnen die Zeit zwischen den Fingern zerrann und zu viel auf dem Spiel stand, um noch länger mit der Frage herumzutrödeln, wie es am besten funktionieren könnte. Aber Gabriel war immer noch wie vom Erdboden verschluckt. Genau deswegen ging sie die Straße hinunter in Richtung Friedhof – sie hoffte, ihn dort zu finden, so wie in jener ersten Nacht.

Die erste Nacht. Was war mit Isabelle geschehen? April ließ die Ereignisse noch einmal Revue passieren. Sie war die Swain's Lane entlanggegangen, als ein Schrei aus dem Friedhof gedrungen war. Die Tore hatten offen gestanden, also war sie in die Dunkelheit getreten und hatte erst in letzter Sekunde die riesige Blutlache bemerkt. In diesem Moment war Gabriel wie aus dem Nichts aufgetaucht und hatte zu ihr gesagt, sie solle verschwinden, um ihr Leben laufen. Mittlerweile wusste April, dass es sich auf dem Weg um Isabelles Leiche gehandelt hatte. War ihr die ganze Sache über den Kopf gewachsen? Oder hatte sie tatsächlich versucht, die Vampire auszutricksen? Sheldon hatte etwas in dieser Richtung angedeutet; darüber, dass sie ihre verdiente Strafe bekommen hatte – April wünschte, sie könnte sich an jedes Detail dieses verhängnisvollen Abends in seinem Haus erinnern, doch die Ereignisse waren nichts als eine wirre Abfolge von Bildern und Geräuschen. Dabei sollte man annehmen, dass jemand, der mit Benzin übergossen wird, keine Sekunde dieses Ereignisses jemals wieder vergessen wird, oder?

April verlangsamte ihre Schritte, als die Friedhofstore in Sichtweite kamen. Ausnahmsweise standen sie weit offen, und im Hof luden ein paar Männer Stangen und Kisten von einem großen schwarzen Lastwagen. Sehr seltsam. Natürlich wurde der Friedhof nach wie vor genutzt; vielleicht wollte jemand ja die Totenwache hier abhalten. Einen Moment lang überlegte April hineinzuschlüpfen, verwarf den Gedanken jedoch wieder. Eine Begegnung mit Miss Leicester konnte sie jetzt nicht ertragen, und davon abgesehen – weshalb sollte sie hineingehen? Miss Leicester hatte völlig recht. Ihr Vater lag nicht mehr hier begraben, was hatte sie also im Westteil des Friedhofs noch zu suchen?

Stattdessen bog sie nach links ab und gesellte sich zu einem Grüppchen Touristen vor dem östlichen Teil des Friedhofs. Sie kaufte eine Eintrittskarte und nahm sich einen Übersichtsplan vom Stapel. Die meisten Besucher zog es als Erstes zu der berühmten Karl-Marx-Statue, doch April nahm den Weg, der parallel zur Swain's Lane verlief. Dabei stach ihr etwas ins Auge, das ihr von der anderen Seite des Zauns noch nie aufgefallen war: Je näher sich die Gräber an der Swain's Lane befanden, umso gepflegter waren sie – kein Laub, kein Unkraut, die Namen auf den Grabsteinen problemlos lesbar – ganz im Gegensatz zu den Gräbern in der Mitte des Friedhofs. Dort waren die Steine teilweise windschief oder umgefallen, von dichtem Moos bedeckt oder von Efeu überwuchert. Es war wie eine Insel der Vergessenen, mit halb umgefallenen Bäumen und dicken Wurzeln, die quer über die Pfade verliefen; ein Dickicht, das keinerlei Licht und wärmende Sonnenstrahlen durchließ. Zielloss schlenderte April den Pfad entlang, wobei sie umgefallenen Grabsteinen oder einem quer über den Weg gestürzten Baum ausweichen musste. Schließlich fand sie eine alte, ebenfalls von dunkelgrünem Moos bedeckte Bank, setzte sich und zog ihr Telefon heraus.

Hey, sitze gerade auf einer Bank auf dem Friedhof (Ostteil! Hat mich drei Pfund gekostet!) und denke an dich. Ich hoffe, es geht dir gut. Ruf mich an, sobald du dazu kommst, okay? A x

Bestimmt würde auch diese SMS auf taube Ohren stoßen – genauso wie die anderen fünfzig SMS, die sie ihm seit der Party geschickt hatte. Aber selbst wenn ihre Kommunikation einseitig war, fühlte es sich zumindest so an, als stünde sie mit ihm in Kontakt. Und das war doch immerhin etwas, oder?

Seufzend schob sie ihr Telefon in die Tasche und blickte über das dichte Blätterdach über ihr. Die Blätter färbten sich bereits rot und braun, obwohl es noch Sommer war – ein sichtbares Resultat der globalen Erwärmung. Schnaubend schüttelte April den Kopf. Wenn Davina recht hatte, scherte sich demnächst keiner mehr um die Umwelt, weil alle viel zu beschäftigt waren, ums nackte Überleben zu kämpfen. Vor nicht allzu langer Zeit hatte sie noch geglaubt, dass die Vampirverschwörung von Ravenwood ausging und in erster Linie auf die Schüler abzielte – darauf, sie auf ihre Seite zu ziehen oder sich zumindest ihren Intellekt und ihren Einfluss zunutze zu machen. Doch inzwischen hatte sie begriffen, dass ihr Einfluss weit über die Mauern des Schulgebäudes hinausreichte und dass die Machtergreifung unmittelbar bevorstand. Ihr blieben keine Jahre mehr, um das Rätsel zu lösen, sondern höchstens Monate, Wochen oder nicht einmal das. Vielleicht war es auch bereits zu spät. Wichtige, einflussreiche Männer und Frauen – Politiker, Meinungsmacher aus den Medien, reiche Investoren, sie alle arbeiteten bereits auf das große Ziel hin: die Vampire aus der Dunkelheit ins Licht zu holen.

Und was hatte April? Gerade einmal eine Handvoll Freunde. Und eine skrupellose Vampirin – bestenfalls.

»Also du Genie, was brauchst du?«, flüsterte sie.

Wieder zog sie ihr Handy heraus, scrollte durch die Nummern und drückte die

Wahltaste, ehe sie es sich anders überlegen konnte.

»Hallo?« In Elizabeth Holdens Stimme schwangen Argwohn und Verärgerung mit. Um ein Haar hätte April aufgelegt.

»Hier spricht April. April Dunne. Wir haben uns bei Miss ... äh, bei Annabels Begräbnis kennengelernt.«

Stille.

»Ich weiß, wer Sie sind, April«, sagte Mrs Holden.

»Sie sagten damals, ich könnte jederzeit anrufen, wenn ich jemanden zum Reden bräuchte.«

»Es passiert, hab ich recht?«

Am liebsten hätte April »Was passiert?« gefragt, doch die Zeit für derartige Spielchen war vorbei. Außerdem hatte sie Elizabeth Holden angerufen, weil sie die Einzige war, mit der sie offen sprechen konnte, der sie nicht erst die Situation darzulegen brauchte und die niemals so etwas wie »Was? Vampire? Sind Sie verrückt?« sagen würde.

»Ja«, antwortete April. »Ich dachte, es passiert in Ravenwood, aber es ist viel größer, Mrs Holden. Politiker, Geschäftsleute, sie alle hängen mit drin.«

»Es wundert mich, dass es so lange gedauert hat«, sagte Elizabeth Holden. »Und ich vermute, Sie wollen jetzt von mir wissen, was Sie tun sollen.«

»Ja, ich meine, natürlich weiß ich, was ich tun muss, aber eben nicht, wie.«

»Tut mir leid, April, aber das ist Blödsinn. Ich will es auf den Punkt bringen: Die Vampire stehen im Begriff, die Macht zu übernehmen, richtig?«

»Ja.«

»Gut. Und wessen Plan ist das Ganze? Wer steht hinter den Vampiren?«

»Der König«, antwortete April.

»Genau. Was müssen Sie also tun?«

»Ich muss ihn aufhalten, aber ...«

»Nein, April, Sie müssen den Vampirkönig töten. Es gibt keine andere Möglichkeit, sie aufzuhalten. Und niemand sonst hat die Macht, ihn zu zerstören.«

»Aber ich weiß ja noch nicht einmal, wer der verdammte König ist!«, schrie April und sah sich hektisch um. Hoffentlich hatte sie keiner gehört. Sie senkte die Stimme. »Und selbst wenn ich es wüsste – wie soll ich an ihn herankommen? Ich brauche Hilfe, Mrs Holden. Ich brauche die Wächter.«

Lange Zeit herrschte Schweigen am anderen Ende der Leitung.

»Die Wächter sind nicht die Lösung, April. Meine Tochter war wohl die Einzige, die ihre Aufgabe ernstnahm. Keiner der anderen will das Risiko eingehen.«

»Wieso nicht?« Ein Anflug von Verzweiflung schlich sich in ihre Stimme. »Ich dachte immer, die Wächter hätten geschworen, mir zu helfen. Ich bin schließlich die Furie.«

»Theoretisch stimmt das auch, aber ich bin nicht sicher, ob ein Schwur heute noch dasselbe Gewicht hat wie früher. Vielmehr stelle ich fest, dass die Leute meistens das tun, woraus sie den größten Nutzen für sich ziehen. Empfinden Sie das nicht genauso?«

Diese Worte passten zu all jenen, die im Crichton Club wie gebannt aufs Podium geblickt hatten. Es war deprimierend, dass die Geschöpfe auf beiden Seiten genauso dachten.

»Was soll ich also tun? Wie soll ich den König finden?«

»Oh, die Frage ist nicht, wie Sie ihn finden«, meinte Mrs Holden. »Sondern vielmehr, ihn zu erkennen. Ich bin ziemlich sicher, dass Sie ihm bereits begegnet sind.«

»Was?«

Mrs Holden lachte leise.

»Vampire verkriechen sich nicht in Schlössern in Transsilvanien, April, sondern leben direkt vor unserer Nase. Sie sitzen neben dir in der Schule, verbergen sich hinter der Fassade eines Lehrers, eines Polizisten, eines Arztes. Sie hätten heute Morgen auf der Straße an ihm vorbeigehen können, ohne es zu wissen.«

»Aber wie soll ich das anstellen? Schließlich läuft er wohl kaum mit einer Krone auf dem Kopf herum, oder?«

»>Verstecken können sie sich, man muss bloß den richtigen Stein umdrehen<, hat mein Mann immer gesagt. Halten Sie die Augen offen, April. Am Ende treten Sie schon auf den Wurm.«

April ging die überwucherten Pfade entlang bis zum Hauptweg ein Stück unterhalb des Grabs von Karl Marx. Sie blieb stehen und betrachtete einen Moment lang den großen steinernen Kopf. Im Grunde war er nur ein alter Mann mit einem dichten Bart, und zwar ein reichlich finster dreinblickender. Er erinnerte sie an ihren Großvater, wenn er sich mit ihrer Mutter in der Wolle hatte. Was so ziemlich die meiste Zeit der Fall war. Unterhalb seines Kopfes befand sich eine goldfarbene Inschrift:

Workers of All Lands Unite.
The philosophers have only interpreted
the world in various ways;
the point is to change it.

Proletarier aller Länder vereinigt euch. Die Philosophen haben die Welt nur unterschiedlich interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern. April dachte über seine berühmten Worte nach, während sie zum Haupteingang weiterging. Er hatte durchaus recht, der gute alte Karl. Man mochte noch so lange über etwas nachdenken oder sich wünschen, alles wäre anders, am Ende jedoch zählte nur, dass man handelte.

Im Grunde war es ganz einfach: Menschen, die aus voller Überzeugung an etwas glaubten, selbst wenn es bloß ein diffuses Ideal war, waren bereit, jedes erforderliche Opfer dafür zu bringen. Sie dachte an Charles Tame – ja, er war übertrieben ehrgeizig, doch sie war davon überzeugt, dass er den Vampiren all die Lügen abkaufte, die sie ihm aufsticht. Und die anderen? Sie glaubten nur an die Macht und an das Geld, aber vielen Menschen genügte das vollauf. Etwas ganz

Ähnliches hatte Luke über ihren Großvater gesagt: Er suche die Nähe zu Geschäftsleuten und Politikern, weil er mit ihrer Hilfe eine Menge Geld verdiente. So lief es nun einmal im Leben, auch wenn man diese Typen in Wahrheit nicht leiden konnte. Im Grunde befand sich April in einer ganz ähnlichen Situation mit Davina. Auch sie brauchte jede Unterstützung, die sie kriegen konnte.

»Okay«, sagte sie leise, zog ihr Handy erneut heraus und scrollte zu einer Nummer.

»Caro?«, sagte sie. »Ich brauche dich.«

Als sie aufgelegt hatte, verließ sie den Friedhof und ging in den Waterlow Park. Es war höchste Zeit, sich nicht länger verrückt zu machen, sagte sie sich, als sie den Hügel hinaufging. Karl hatte völlig recht: Die Zeit des Handelns war gekommen. Doch ohne Truppen konnte man keinen Krieg führen, deshalb würden sich Davina und Caro mächtig ins Zeug legen müssen. Sie war so tief in Gedanken versunken, dass sie den Mann im Schatten der überhängenden Bäume erst bemerkte, als sie praktisch vor ihm stand.

»Gabriel!«, rief sie und rannte auf ihn zu. Sie sprang hoch, schlang die Arme um ihn, drückte ihn an sich, roch ihn, spürte seine Wärme. Er war hier. Und er lebte!

»Ich hatte solche Angst um dich, weil ich dachte, du wärest allein losgezogen, um den König zu töten.«

»Nein, Baby, noch nicht«, sagte er und küsste ihren Hals. April legte den Kopf in den Nacken und gab sich dem herrlichen Gefühl seiner Lippen auf ihrer Haut hin, ehe sie in ansah.

»Noch nicht?« Sie löste sich von ihm und sah ihn an.

Er lächelte müde. »Es steht auf meiner To-do-Liste ganz oben.«

»Nein«, erklärte sie entschlossen. »Gabriel Swift, du wirst auf keinen Fall allein etwas unternehmen, und schon gar nicht versuchen, irgendwelche Vampire auszulöschen. Wenn du diesem verdammten Vampirvolk den Kampf ansagst, komme ich mit.«

Lachend zog er sie an sich und hob sie hoch.

»Genau deswegen liebe ich dich, April Dunne«, sagte er grinsend. »Weil Angst für dich ein Fremdwort ist.«

»Tu's nicht«, sagte sie eine Spur sanfter und strich ihm eine Haarsträhne aus der Stirn. »Bitte, okay? Ich habe kein gutes Gefühl dabei. Und, mal ganz im Ernst, Gabe, du siehst nicht gesund aus.«

Es stimmte: Seine Augen waren blutunterlaufen und verquollen, als hätte er seit Tagen nicht geschlafen. Sie betrachtete seine Hände, registrierte die Schmutzränder unter seinen Nägeln.

»Das stimmt«, sagte er und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Aber ich fühle mich gut. Es ist, als könnte ich das erste Mal seit Jahren wieder klar sehen.«

»Und was?«

April gefiel das Ganze nicht. Sein Lächeln war zu breit, und er wirkte irgendwie entrückt, als hätte er den Bezug zur Realität verloren.

»Wo warst du überhaupt? Wieso bist du einfach abgehauen?«

Während der letzten Tage hatte sie sich das Hirn zermartert und sich diese Frage

unzählige Male gestellt, trotzdem hatte sie immer noch keine Ahnung, was ihn dazu gebracht hatte, ohne jede Vorwarnung davonzulaufen. Hatte er irgendetwas gesehen? Oder hatte es etwas mit seiner vampiristischen Fähigkeit zu tun, Dinge zu spüren, noch bevor sie passierten?

»Keine Ahnung«, antwortete er. »Im einen Moment habe ich noch neben dir in der U-Bahn gesessen. Plötzlich war es, als wäre ich kurz weggetreten. Als ich wieder zu mir kam, stand ich auf der Straße, ohne zu wissen, wie ich dort hingekommen bin. Zuerst war ich in Spitalfields, dann auf einmal am Trafalgar Square. Ich hatte mein Handy in der Hand und habe auch alle deine SMS bekommen, aber ich ... ich war nicht sicher, ob ich dich sehen kann, weil ich nicht wusste, was mit mir passiert.«

»Aber wieso, Gabe?«, fragte sie sanft, obwohl ihr das Herz bis zum Hals schlug. »Liegt es an den Träumen? An den Dingen, die du gesehen hast?«

Er nickte und blickte ins Leere, als versuche er, sich zu erinnern.

»Ich jage.« Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Ich streife durch die Straßen wie ein Wolf, es ist als ... als würde ich alles durch die Augen einer blutrünstigen, von Hunger und Gier getriebenen Kreatur sehen. Ich habe nur einen Wunsch – zu töten, Blut zu trinken und wieder zu töten.«

April zwang sich, ihm weiter ins Gesicht zu sehen, obwohl sie es kaum ertragen konnte. Die Worte, die aus seinem Mund kamen, klangen grauenhaft, doch seine Züge erhellten sich immer weiter, ein fast überirdisches Leuchten lag in seinen Augen, als bereite ihm das, was er vor sich sah, Vergnügen.

»Aber es sind nur Träume, Gabriel.«

»Sind sie das?« Sein Tonfall wurde eine Spur schärfer. »Bist du dir da ganz sicher, April? Denn ich sehe den Zweifel in deinen Augen. Ich kann deine Angst riechen.«

»Ja, es stimmt, ich habe Angst«, rief sie. »Das ist doch klar, weil ich sehen kann, was es mit dir anstellt. Aber ich fürchte mich nicht vor dir. Ich weiß, wer du bist und wozu du fähig bist. Ja, du bist ein Vampir. Na und? Du bist trotzdem nicht wie sie.«

»Aber genau darum geht es doch, verstehst du das denn nicht?«, sagte er. »Ich dachte die ganze Zeit, ich sei anders als sie, aber jetzt weiß ich es. Ich bin ein Killer, mehr nicht.«

Sie packte ihn am Revers und zog ihn zu sich heran.

»Nein, Gabriel«, erklärte sie eindringlich. »Du bist viel mehr als das. Du bist anders! Sonst könnte ich dich niemals lieben, verstehst du das denn nicht?« April spürte, wie ihr die Tränen übers Gesicht liefen. Sie hatte nur einen einzigen Wunsch – ihn in Sicherheit zu wissen. Doch er drohte ihr bereits zu entgleiten.

»Bitte, Gabe, was auch immer passiert ist, wir werden es schaffen. Wir kriegen das wieder hin, egal, was es sein mag.«

»Nein, nicht wir. Nicht du.« Behutsam löste er ihre Hände von seiner Jacke. »Diesmal muss ich es wieder in Ordnung bringen. Deshalb wollte ich herkommen und es dir sagen. Ich weiß, was ich tun muss, damit die Träume aufhören, und ich weiß auch, woher sie kommen.«

»Woher? Wohin willst du?«

»Ich muss zum König, April. Der König hat mir das angetan. Und ich weiß auch,

wer er ist.«

»Wer? Wer ist es?«

Doch Gabriel schüttelte nur traurig den Kopf und trat einen Schritt zurück.

»Bitte, Gabriel!«, rief April und spürte, wie Hysterie in ihr aufzusteigen begann. Gabriel war drauf und dran, sich in die Höhle des Löwen zu begeben, und sie konnte nichts dagegen tun. »Sag es mir. Lass mich dir helfen!«

»Diesmal nicht, Furie«, sagte er lächelnd und wandte sich zum Gehen. »Das hier muss ich allein hinkriegen.«

»Aber warum?«, rief sie.

»Du musst mir vertrauen. Nur noch dieses eine Mal, okay?«

Er legte sich zwei Finger auf die Lippen und warf ihr seinen Abschiedskuss zu, dann wandte er sich um und begann zu laufen.

»Gabriel! Bitte!«, rief sie und lief ihm nach, musste jedoch voller Verzweiflung zusehen, wie sich der Mann, den sie liebte, immer weiter entfernte.

Als sie endlich zum Tor gelangte, war nichts mehr von ihm zu sehen.

Sechszwanzigstes Kapitel



Sie stürzte durch die Haustür.
»Davina!«, rief sie. »Bist du da?«
Ein Geräusch drang aus der Küche. Als sie die Tür aufriss, sah sie Davina am Küchentresen, den Kopf auf die Arbeitsplatte gelegt. Neben ihr stand ein leeres Glas.
»Los, wach auf!« Unsanft rüttelte April sie an der Schulter. »Ich muss mit dir reden.«
»Wsss?« Davina hob den Kopf und schlug ein Auge auf. »Was soll denn dieser Lärm?« Sie presste sich eine Hand auf die Stirn. »Gott, wie spät ist es?«
»Hier.« April griff nach der Weinflasche und schenkte Davina ein. »Los, trink. Wir müssen reden. Jetzt sofort.«
Davina kippte den Inhalt des Glases in einem Zug hinunter und stellte es vor sich auf die Arbeitsplatte, damit April nachschenken konnte.
»Also gut«, sagte sie. »Was ist so wichtig, dass du mich aus einem Traum von Bear Grylls und einem Wasserbett reißen musst?«
April zog einen Hocker heran und setzte sich.
»Du musst mir sagen, wer der König ist.«
Davina brach in Gelächter aus, das jedoch in einen heftigen Husten umschlug, als sie sich an ihrem Wein verschluckte.
»Wie kommst du auf die Idee, dass ich es weiß? Ich gehöre nicht mehr dazu, schon vergessen?«
»Ich habe mich gerade mit Gabriel getroffen, und er sagt, er weiß es.«
Plötzlich schien Davina hellwach zu sein.
»Was hat er gesagt?«
»Nichts. Wie üblich. Er wollte mir den Namen nicht verraten und auch nicht, wohin er will.«
Davina nickte.
»Das wundert mich nicht.« Ihre Stimme klang abwesend.
»Was hat das zu bedeuten?«, wollte April wissen und beugte sich vor. »Los, sag es mir! Wer ist der König? Wo will Gabriel hin?«
»Das weiß ich nicht.«
»Davina, bitte«, flehte April eine Spur sanfter. »Ich habe Angst, Gabe könnte wieder mal glauben, er müsste den Helden spielen, und versucht, es ganz allein mit dem König aufzunehmen.«
»Ja, das klingt nach Gabriel«, erklärte Davina bitter. »Er hat sich ja schon immer für etwas Besonderes gehalten.«
»Verdammt noch mal, Davina!«, schrie April und schlug mit der Faust auf den

Tisch. »Ich habe dieses blöde Rätselraten endgültig satt. Du sagst mir jetzt auf der Stelle, was du weißt.«

»Das willst du nicht wissen.« Davina griff nach ihrem Glas. »Glaub mir.«

Mit einer wütenden Bewegung schlug April Davina das Glas aus der Hand, das quer durch die Küche flog und am Kühlschrank zerbarst.

»DOCH!«, schrie sie. »Ich will es wissen. Und jetzt raus mit der Sprache, oder muss ich es erst aus dir rausprügeln?«

Davinas Lächeln verflog, und ein boshafter Ausdruck erschien in ihren Augen.

»Gabriel ist ein Killer, April.«

»Ja, klar. Das weiß ich selbst.«

»Nein, tust du nicht. Weil du es nicht glauben willst. Du willst ihn als deine eigene Version von einem Vampir haben, eine entschärfte, sauber geschrubbte Version des Mannes, der sich die Hände niemals schmutzig machen würde. Aber sieh den Tatsachen ins Auge: Dein Schatz trinkt seit über hundert Jahren Blut. Du glaubst doch nicht ernstlich, dass er noch nie jemanden getötet hat, oder?«

April wollte protestieren, doch die Worte blieben ihr im Hals stecken. Glaubte sie es wirklich? Nach all den Träumen und Visionen, die Gabe in letzter Zeit quälten? Was, wenn er diesen Frauen tatsächlich nachgestellt und sie getötet hatte? Was dann? Konnte sie tatsächlich damit leben, ihn noch genauso ansehen wie früher?

»Er hat ein Versprechen gegeben ...«, begann sie, doch Davina lachte nur.

»Du meinst dieses Versprechen, das er Lily gegeben hat, seiner armen, pockenverseuchten Freundin? Dass er niemals ein anderes Leben führen würde? Hast du ihm diesen Quatsch etwa abgekauft? Meine Güte, denk doch mal nach. Gabriel hat sich um seiner großen Liebe willen in einen Vampir verwandeln lassen, sein Herr und Meister weigert sich aber, sie zu retten, weshalb Gabriel mitansehen muss, wie sie stirbt. Wie hat er deiner Meinung nach reagiert? Glaubst du ernsthaft, er hätte bloß mit den Achseln gezuckt und wäre für die nächsten fünfzig Jahre in der Versenkung verschwunden? Blödsinn, April. Er ist in einen regelrechten Bluttausch verfallen, aus dem er erst wieder aufgewacht ist, als er knietief in Leichen stand.«

April rang nach Atem. Davina mochte ein gehässiges Miststück sein, aber ihre Logik war nicht von der Hand zu weisen. Hätte er Lilys Tod tatsächlich klaglos hingenommen? Auf keinen Fall. Er hätte auf Rache gesonnen. Blutige, gewalttätige Rache. Oh Gott, hatte er früher etwa wirklich getötet? Und was noch viel wichtiger war – hatte er jemals damit aufgehört? April wandte sich Davina zu und sah ihr in die Augen.

»Hat Gabriel Isabelle getötet?«

Sie versuchte, sich daran zu erinnern, was Gabriel über jene Nacht erzählt hatte, was er gesehen und wie er verzweifelt versucht hatte, Isabelle aus den Fängen eines blutrünstigen Vampirs zu befreien. Hatte er womöglich von sich selbst gesprochen?

»Nein«, sagte Davina schließlich.

»Woher willst du das so genau wissen? Woher willst du wissen, dass Gabriel Isabelle nicht getötet hat?«

»Weil ich sie getötet habe.«

Aprils Augen weiteten sich.

»Was? Nein! Wie konntest du das tun?«

»Wie ich das tun konnte?«, blaffte Davina. »Ich habe der Welt damit einen Gefallen getan! Im Grunde habe ich einen tollwütigen Hund zur Strecke gebracht. Sie war eine Furie!« Davina spie das Wort förmlich aus, als beschreibe sie eine eklige Schlangengrube. »Sie war krank. Hast du mitbekommen, was mit Milo passiert ist? Seine Haut ist förmlich an seinem Leib verfault, und er hat aus den Augen geblutet. Isabelle Davis musste ausgelöscht werden.«

Aprils Herz hämmerte. Wie hatte sie sich von Davina so einwickeln lassen können? Zu glauben, sie hätte noch so etwas wie menschliche Züge und könnte Schmerz und Reue empfinden? Alle Vampire waren gleich. Sie waren Killermaschinen, mehr nicht. Unvermittelt wurde ihr bewusst, in welcher Gefahr Gabriel schwebte. Er versuchte in dieser Sekunde, den mächtigsten, skrupellosesten Vampir aufzustöbern. April sah Davina forschend an.

»Wen hast du sonst noch getötet, Davina? Wie viele?«

Das Gesicht des Mädchens verzog sich zu einer Fratze.

»Du glaubst, ich hätte deinen Vater auf dem Gewissen? Vergiss es. Ich würde mir niemals die Hände schmutzig machen.«

Ehe sie wusste, was sie tat, hatte April bereits die Hände um Davinas Kehle gelegt und drückte mit aller Kraft zu, angetrieben von dem Wunsch, dieses Mädchen, diese aus der Finsternis emporgestiegene Kreatur, zu töten. Sie war kein Mensch, sie war noch nicht einmal real. Deshalb verdiente sie es nicht zu leben. Aprils Sichtfeld schien zu schrumpfen, bis sie nur noch die Stelle sehen konnte, wo ihre Daumen auf Davinas Luftröhre drückten. Alles andere war zu einem roten Nebel verschwommen. In diesem Moment spürte sie, wie jemand sie nach hinten wegriss. Sie verlor das Gleichgewicht und prallte gegen den Kühlschrank, dann spürte sie, wie jemand sie packte und festhielt.

»Hör auf, April!«

Sie hörte die Stimme, erkannte sie jedoch nicht wieder. Mühsam rappelte sie sich auf, nur um sich ein weiteres Mal auf Davina zu stürzen. Mit jeder Faser ihres Seins sehnte sie sich danach, ihr wehzutun, ihr die Augen auszukratzen.

»Ich bin's, April, Caro.« Ein Anflug von Angst lag in der Stimme, dennoch klang sie fest. »Sieh mich an.«

Endlich löste April den Blick von der Vampirin am anderen Ende des Raums und sah ihre Freundin an. Caros Gesicht war kreidebleich, ihre Stirn gefurcht.

»Tief Luft holen. So ist es gut. Komm, setz dich«, sagte sie und hob den Hocker auf, den April umgeworfen hatte.

Davina kauerte immer noch vor dem Küchentresen, wo April sich auf sie gestürzt hatte. Einen Moment lang dachte April, sie ringe um Atem, doch stattdessen lachte sie.

»Heilige Scheiße«, sagte Davina und rieb sich den Hals. »Du hast vielleicht Kraft. Was war los? Habe ich etwas Falsches gesagt?«

April stürzte sich erneut auf sie, doch Caro hielt sie zurück.

»Schluss jetzt! Was ist hier überhaupt los?« Caro sah von April zu Davina. »Könnte mir vielleicht jemand erklären, wieso die Tür sperrangelweit offen steht und ihr beide mitten in der Küche einen Zickenkrieg austragt?«

Davina grinste höhnisch.

»Deine kleine Freundin kann keinen Spaß vertragen«, sagte sie mit einer Geste in Aprils Richtung.

»Spaß?«, fauchte April. »Das bezeichnest du als Spaß?«

»Was für ein Spaß?«, wollte Caro wissen.

»Oh, ich kann dir genau sagen, was hier so lustig ist«, erklärte April. »Davina ist ein Vampir, eine Killerin und eine eiskalte Mörderin.«

Caro zuckte mit keiner Wimper.

»Ja. Und weiter?«

Davina klatschte langsam in die Hände. »Endlich kapiert es jemand. Super, Caro Jackson.«

»Halt die Klappe«, schnauzte April sie an und wandte sich wieder Caro zu. »Außerdem gibt sie zu, dass sie Isabelle Davis und Gott weiß wie viele andere Unschuldige getötet hat.«

»Isabelle Davis war keine Unschuldige«, widersprach Davina. »Sie war dumm und konnte den Hals nicht vollkriegen. Sie hat ›ihre Leute‹, das heißt, euch Bluter eiskalt verkauft, nur um sich eine Position im Gefolge des Regenten zu verschaffen. Und als das nicht funktioniert hat, wollte sie uns erpressen, weil sie sich eingebildet hat, wir müssten sie wie eine Superheldin behandeln, nur weil sie an irgendeiner ekligen Krankheit leidet.« In gespielter Mitleid verzog Davina das Gesicht. »Tja, falsch gedacht.«

»Also gut«, sagte Caro und warf April einen bedeutungsschwangeren Blick zu. »Also ist Davina eine kaltblütige Mörderin, so viel habe ich kapiert. Aber wieso wolltest du sie erwürgen?«

»Sie hat Angst um den armen kleinen Gabe«, ätzte Davina. »Sie bildet sich ein, ich wüsste, wo er ist. Was nicht der Fall ist. Also, wenn er mein Freund wäre, hätte er mich ganz bestimmt nicht allein gelassen.«

Caro musste April festhalten, damit sie sich nicht erneut auf Davina stürzen konnte.

»Okay, noch mal ganz von vorn. Erzählt mir alles, und ich entscheide dann, wer wem an die Gurgel darf.«

Ohne den Blick von Davina zu lösen, schilderte April ihre Begegnung mit Gabriel im Park und Davinas Bemerkung über Gabriel und den Amoklauf. Als sie geendet hatte, musterte Caro Davina mit ernster Miene.

»Ach du Scheiße«, sagte sie.

Davina nickte. »Siehst du? Caro kapiert es schon wieder.«

»Was kapiert sie?«, fragte April ungeduldig.

»Ich weiß, dass du Angst hast, Gabe könnte sich auf die Suche nach dem König machen und dabei riskieren, dass er ihm den Kopf abreißt«, sagte Caro.

»Etwas weniger bildlich hätte auch genügt, aber, ja, du hast recht.«

»Na ja ...« Sie verzog das Gesicht. »Verstehst du denn nicht? Wir haben vielleicht noch ein ganz anderes Problem am Hals.«

April sah zwischen den beiden Mädchen hin und her. »Was denn? Los, raus mit der Sprache.«

»Die Gefahr, dass der König ihm etwas tun könnte, ist nicht die einzige. Wenn Gabriel wieder weiß, wer der König ist, besteht durchaus die Chance, dass er sich auch an alles andere erinnert. Und Gabe ist ein sehr sensibler Mann, oder nicht? Bestimmt hat er die letzten hundert Jahre im festen Glauben gelebt, dass er sich wegen des Versprechens, das er Lily auf ihrem Sterbebett gegeben hat, nie etwas zuschulden kommen lassen hat. Und dann glaubt er plötzlich, er sei Jack the Ripper? Welche Auswirkung hat das deiner Meinung nach auf ihn?«

Oh Gott, dachte April. Es wird ihn zerstören. Sie erinnerte sich noch an das Entsetzen und die Reue auf seinen Zügen, als er gestanden hatte, dass er für Jessicas Verwandlung verantwortlich war. Jahrzehntelang hatte er die Reue wie eine Dornenkrone auf dem Kopf getragen. Was würde erst passieren, wenn er feststellte, dass er ein Killer war, wie er im Buche stand? Wieder wollte April sich auf Davina stürzen, doch die Vampirin wich mit einer geschickten Bewegung aus.

»Du wusstest es die ganze Zeit! Wieso hast du ihm nicht geholfen?«

»Ja, klar«, ätzte Davina. »Natürlich ist wieder der Vampir schuld. Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen, April. Schon mal gehört?«

»Wovon redest du überhaupt?«

»Muss ich es dir erst aufzeichnen, April? Was hat wohl diesen Sinneswandel bei Gabriel bewirkt? Hundert Jahre lang hat er keine Ahnung von seinem wahren Naturell, und dann kommst du daher, und schon stürzt der Himmel über ihm zusammen.«

»Ist das vielleicht meine Schuld?«

»Ich glaube, Davina will damit nur sagen, dass du ihn emotional aus der Reserve gelockt hast«, sagte Caro. »Deine Liebe hat den Wunsch in ihm geweckt, wieder zu leben.«

Oh Gott, dachte April. Es ist alles meine Schuld.

»Wenn er leben will, hat er sich den verkehrten Ort ausgesucht«, warf Davina ein. »Der König ist ein Vampir von Geburt an und damit etwa zehnmal stärker als ein verwandelter wie Gabriel.«

»Das hilft uns jetzt auch nicht weiter«, sagte Caro. »Weißt du, wo er ist?«

»Nein.«

»Doch, sie weiß es!«, schrie April. »Sie muss es wissen.«

Davina hob die Hand.

»Wenn ihr mich vielleicht ausreden lassen würdet.« Sie stand auf und strich ihre zerknitterte Bluse glatt. »Ich wollte gerade sagen, dass ich es nicht weiß, aber jemanden kenne, der es uns vielleicht sagen kann. Los, holt eure Mäntel.«

»Wohin gehen wir?«

»Auf eine Party.«

Siebenundzwanzigstes Kapitel



Sie konnten die wummernden Bässe aus der High-tech-Anlage bereits auf der Swain's Lane hören. Vor den Friedhofstoren hatten zwei bullige, im obligatorischen Schwarz gekleidete Türsteher Posten bezogen. Einer von ihnen hatte ein Klemmbrett in der Hand, und zwischen zwei silbernen Pfeilern war sogar ein samtbezogenes Absperrseil gespannt.

»Eine Party auf dem Friedhof? Wie um alles in der Welt haben sie dafür eine Genehmigung bekommen?«, wunderte sich April.

»Der Friedhof gehört einer Stiftung. Vermutlich sind sie froh über jedes Pfund, das sie verdienen können«, erwiderte Caro.

Davina schüttelte den Kopf. »Viel wahrscheinlicher ist, dass Vampire die Stiftung infiltriert haben und die Veranstaltung deshalb abgenickt wurde.« Sie lächelte sarkastisch. »Und Partys sind nun mal unser Ding.«

April versuchte, sich Miss Leicesters Gesicht vorzustellen, als sie erfahren hatte, dass eine Horde wild gewordener Teenager zu ohrenbetäubender Musik auf ihrem Friedhof tanzen würde, aber es gelang ihr beim besten Willen nicht. Andererseits war Miss Leicester trotz ihrer Hingabe, mit der sie sich um den Highgate Cemetery kümmerte, bloß eine einfache Angestellte, die notgedrungen die Anweisungen befolgen musste, die sie bekam.

»Die lassen uns doch nie im Leben rein«, flüsterte April.

»Du vergisst wohl, mit wem du hier bist«, gab Davina zurück. »Mich hat noch kein Türsteher wieder weggeschickt.«

April und Caro warteten im Hintergrund, während Davina selbstbewusst auf den Mann mit dem Klemmbrett zusteuerte. Sie beugte sich vor und flüsterte ihm etwas ins Ohr, wobei sie ihm vertraulich die Hand auf den Arm legte. Das Gesicht des Typen verzog sich zuerst zu einem widerstrebenden Lächeln, dann zu einem wölfischen Grinsen. Währenddessen wandte sich Caro April zu.

»Was läuft hier eigentlich? Wieso lassen wir uns auf einmal mit einer von denen ein? Und ausgerechnet noch mit ihr?«

»Mir passt das genauso wenig, Caro, aber wir haben keine Zeit mehr, uns unsere Verbündeten auszusuchen. Wenn Davina sauer genug ist, um uns zu helfen, dass wir einen Fuß in die Tür bekommen, müssen wir das Risiko wohl oder übel eingehen.«

Caro zögerte kurz, dann nickte sie. »Na gut. Aber was sollte das vorhin über Isabelle und ihre ›Krankheit‹? Weiß sie, dass du die Furie bist, was meinst du?«

»Ich habe keine Ahnung, aber wenn sie mich töten wollte, hätte sie jederzeit in mein Zimmer kommen und es tun können, als ich geschlafen habe.«

»Hübscher Gedanke. Okay, wir spielen mit, aber vergiss nicht, auf wessen Seite sie

steht.«

»Und du solltest nicht vergessen, dass ich nur hier bin, um Gabriel zu finden, okay?«

Sie sahen zu Davina hinüber, die mit den beiden Türstehern lachte und schäkerte, als wären sie uralte Freunde. Der eine von ihnen nickte und bedeutete April und Caro, herüberzukommen.

»Rein mit euch«, sagte er. »Und schön brav sein, verstanden?«

»Bis später«, sagte Davina, während er die Absperrung löste und sie eintreten ließ

»Was hast du zu ihm gesagt?«, flüsterte April, als sie den Vorhof überquerten und die Treppe hinaufgingen.

»Oh, ich habe nur ein bisschen mit ihm geflirtet, ganz harmlos. Das Muskelpaket und sein Freund glauben, wir würden später noch im Gebüsch verschwinden.«

Sie sah April an. »Meine Güte, Miss Etepetete, tu doch nicht so schockiert. Erzähl mir nicht, du und Gabe hättet nicht auch schon mal ein bisschen das Laub aufgewirbelt. Außerdem habe ich den beiden Fleischklöpsen sogar einen Gefallen damit getan, denn sollten sie auf die Idee kommen, dasselbe mit einem anderen Mädchen hier zu tun, könnte es sein, dass sie nicht mehr aus dem Gebüsch herauskommen.«

Sie erreichten den schmalen Pfad. Unwillkürlich glitt Aprils Blick zum Grab ihres Vaters.

Pass gut auf mich auf, Daddy, dachte sie, wo auch immer du sein magst.

Die Musik wurde lauter, und zwischen den Bäumen blitzten Lichter auf.

»Wo zum Teufel gehen wir eigentlich hin?«, flüsterte Caro.

»Ist das nicht offensichtlich?«, gab Davina zurück. »Wir gehen geradewegs ins Herz der Finsternis, wie William Dunne es so eloquent formuliert hat.«

April packte ihren Arm.

»Was weißt du über meinen Vater?«

Mit angewiderter Miene löste Davina Aprils Finger von ihrem Arm.

»Und uns bezeichnen sie als arrogant«, erklärte sie. »Bildest du dir ernsthaft ein, ihr wäret die Einzigen, die mit einem Computer umgehen können? Universität von Strathclyde, Februar vorletztes Jahr. »Die Teufelskrankheit« hieß der Vortrag, den dein Vater dort gehalten hat. Auf der Website der Uni ist eine Abschrift eingestellt.«

Beim Anblick von Aprils ausdrucksloser Miene verdrehte Davina die Augen.

»Dein Vater vertrat die These, dass sämtliche schweren Gewaltverbrechen – Aufstände, Serienkillermorde und sogar Kriege – womöglich ihren Ursprung in einer bestimmten Krankheit haben. Er vermutete, dass das Übel aus dem Untergrund an die Oberfläche gelangt. Und wenn seine Theorie stimmt ...«

Sie bogen um die Ecke. Davina machte eine weit ausholende Geste.

»... dann hat es seinen Ursprung genau hier.«

»Heilige Scheiße!«, stieß Caro hervor. Sie standen vor den Toren der Egyptian Avenue. Schon bei Tag bot der steinerne Torbogen einen spektakulären Anblick, doch nun flankierten brennende Fackeln die Säule, und die Passage war von rotem Licht erhellt.

»Das sieht ja aus wie das Tor zur Hölle«, stellte Caro fest.

»Da könntest du recht haben, Schatz«, bemerkte Davina und trat vor, dicht gefolgt von April und Caro, die nervöse Blicke tauschten. Dunkle Gestalten bewegten sich in dem von dichtem Rauch erfüllten Durchgang, tranken, lachten und tanzten. Erleichtert stellte April fest, dass sie keine Notiz von ihnen nahmen.

»Was ist das hier?«, flüsterte Caro.

»Hier befinden sich etliche Mausoleen«, antwortete April mit einem Nicken in Richtung der Eisentüren, die die Passage säumten.

»Ich kriege hier Platzangst«, sagte Caro beklommen.

»Keine Sorge, am Ende ist es offen.«

»Seht mal! Der Circle of Lebanon«, rief Davina über das Hämmern der Bässe hinweg.

»Wow«, raunte Caro, als sie vor den gewölbten Mauern standen, vor denen sich zahllose Gestalten tummelten – allem Anschein nach diente das rund angelegte Areal als Tanzfläche. Im Schutz des wabernden Trockeneises und der zuckenden Lichter auf der Bühnenkonstruktion schoben sich die Mädchen durch das Gewühl – vermutlich war dies der Grund gewesen, weshalb vor ein paar Tagen die Lastwagen aufs Gelände gefahren waren. Davina führte sie zu einer Steintreppe, von der aus sie den Kreis überblicken konnten. Vereinzelt ragten Köpfe und Arme aus dem Meer aus Flammen und Nebel. Sie gingen weiter zu einer behelfsmäßigen Bar, die in der Nähe der Katakomben aufgebaut worden war.

April sah zu Davina hinüber. Falls es ihr etwas ausmachte, nur wenige Meter von der Stelle entfernt zu sein, wo ihr Bruder Layla ermordet hatte, ließ sie es sich zumindest nicht anmerken. April konnte sich nicht überwinden hinüberzusehen. Sobald sie die Augen schloss, sah sie unweigerlich Laylas bleiches Gesicht, ihre weit aufgerissenen Augen und baumelnden Beine vor sich. Denk daran, ermahnte sie sich. Denk immer daran, wozu diese Kreaturen fähig sind.

Fröstelnd schlug sie den Kragen ihres Mantels hoch. Caro, der das Ambiente inzwischen ebenso wenig auszumachen schien wie Davina, kehrte mit einem Bier für sich und April von der Bar zurück.

»Das ist echt abgefahren«, sagte sie.

»Du bist nicht hier, um dich zu amüsieren«, schnauzte April sie an.

»Hey, krieg dich wieder ein, alter Miesepeter«, gab Caro zurück. »Ich weiß ja, dass du dir Sorgen um Gabe machst, trotzdem sollten wir keine voreiligen Schlüsse ziehen, okay?« Ihr Blick wanderte über Aprils Schulter hinweg. »Außerdem sieht es ganz so aus, als hätten wir gleich ein ganz anderes Problem am Hals.«

Chessy. Sie kam mit Ling, Simon und einer Handvoll Schlangen im Schlepptau, die ihr wie eine königliche Entourage folgten, geradewegs auf sie zu. Ein Blick in ihr Gesicht verriet April, dass es ein Riesenfehler gewesen war, hierherzukommen.

»Was willst du denn hier?«, fragte Chessy und warf Davina einen vernichtenden Blick zu. »Willst du, dass ich dir noch eine Lektion erteile?«

»Versuch's doch.« Davina trat vor. »Ich bin allerdings nicht sicher, ob es diesmal auch so einfach werden wird.«

Lächelnd wandte sie sich an Ling.

»Vielleicht solltest du ja deine hübsche Freundin bitten. Immerhin schuldet die kleine Ling Chessy doch einen Gefallen, oder?«

»Halt die Klappe!«, fauchte Chessy.

Unsicher sah Ling Simon an.

»Wovon redet ihr überhaupt?«

»Ehrlich gesagt, war es sogar richtig süß«, fuhr Davina mit einem höhnischen Grinsen fort. »Der böse, böse Calvin war so gemein zu dir, und deshalb hat ihn sich deine allerbeste Freundin anständig vorgeknöpft.«

»Ich warne dich«, raunte Chessy. April sah, dass sie die Hände zu Fäusten geballt hatte. Worauf spielte Davina an? Eigentlich sollte sie doch herausfinden, wo sich der König aufhielt – und Gabriel –, doch sie schien lediglich in alten Wunden bohren zu wollen.

»Komm schon, Chess. Ich dachte, du willst, dass die ganze Welt erfährt, was du mit dem Jungen angestellt hast. Für mich klingt es jedenfalls so, als hätte er es verdient.«

Ling starrte Chessy mit aufgerissenen Augen an.

»Du warst das? Du hast Calvin getötet?«

Chessy trat zwei Schritte auf Davina zu, die sich jedoch nicht von der Stelle rührte.

»Denk an die Regeln«, warnte sie. »Aber damals hast du das ja auch nicht getan, was? Den armen toten Jungen einfach April vor die Haustür zu legen ... na, na, na. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Big Boss begeistert davon war, Chessy«, fuhr Davina fort.

»Halt endlich die Klappe«, schnauzte Ling sie an. »Was weißt du schon? Du gehörst doch überhaupt nicht mehr zu uns.«

»Oh, jetzt heißt es also schon ›uns‹, ja?«, meinte Davina. »Hat Chess dir versprochen, dich in unser wunderbares Leben einzuführen?«

Ein Lächeln breitete sich auf Lings Zügen aus. »Ja«, antwortete sie und sah Chessy beinahe bewundernd an. »Heute Nacht.«

»Nein!«, rief Simon, packte Lings Hand und riss sie herum. »Das kannst du nicht machen.«

»Wieso denn nicht?« Ling riss sich los. »Ich bin nicht wie du. Ich brauche all diese Schwächlinge um mich herum nicht.« Sie sah Caro an. »Wieso gehst du nicht zurück zu ihr? Genau das willst du doch die ganze Zeit schon.«

»Ling, mach keinen Fehler.« Simon sah sie verunsichert an.

»Ich habe doch mitbekommen, wie du sie die ganze Zeit ansiehst. Los, geh schon, ich brauche dich nicht mehr. Nach heute Nacht brauche ich überhaupt niemanden mehr.«

»Das kannst du nicht machen, Ling«, sagte April. »Überleg doch, was du da tust.«

»Ich weiß genau, was ich sage, Bluter«, stieß Ling aufgebracht hervor. »Glaubst du etwa, ich wäre gern so wie du? Die liebe, nette Miss Schulsprecherin? Du bist doch längst tot, du weißt es bloß noch nicht.«

Lachend baute sie sich vor Davina auf. »Wenn Chessy diesen Dreckskerl

kaltgemacht hat, bin ich froh darüber. Es zeigt nur, dass ihr etwas an mir liegt.«

»An dir liegt ihr überhaupt nichts, Ling«, widersprach Davina und wandte sich Chessy zu. »Stimmt's, Süße? Sie hat es nicht wegen dir getan.«

Chessy trat vor und schlug Davina mit der flachen Hand ins Gesicht, sodass sie zu Boden fiel.

April wollte ihr aufhelfen, doch Caro hielt sie zurück und schüttelte kaum merklich den Kopf. Davina kauerte auf den Knien. Eine dünne Blutspur sickerte aus ihrem Mundwinkel.

»Na, das sieht aber gar nicht schön aus, was, Darling?«, ätzte Chessy, was die anderen Schlangen mit einem nervösen Lachen quittierten.

»Es wird allmählich Zeit, dass du aufhörst, über Dinge zu reden, die dich nichts angehen«, fuhr Chessy fort. »Ich dachte, wir hätten deutlich gemacht, dass du und deine kleine Familie nicht mehr Teil des Plans seid. Oh«, sie unterbrach sich und schlug sich theatralisch die Hand auf den Mund. »Fast hätte ich vergessen, dass du ja gar keine Familie mehr hast.«

April sah, dass Davina sich mit zu Schlitzten verengten Augen und gebleckten Zähnen wie in Zeitlupe zu ihrer Kontrahentin umdrehte. Bisher hatte sie nur ein einziges Mal einen so abgrundtiefen Hass gesehen – bei Marcus Brent, kurz bevor er versucht hatte, ihr die Arme herauszureißen. Das kann nicht gutgehen, dachte sie und trat mit erhobenen Händen zwischen die beiden Mädchen.

»Okay, okay, das reicht jetzt«, sagte sie. »Wir gehen einfach wieder.«

»Oh nein«, widersprach Chessy. »Ihr geht nirgendwohin.«

Mit einer beiläufigen Geste hob sie einen Finger. Sekunden später wurden April und Caro gepackt und ihre Arme auf den Rücken gedreht.

»Den hier auch«, sagte Chessy und zeigte auf Simon.

»Hey«, protestierte er, als die Schlangen auch ihn packten. »Ich bin auf eurer Seite.«

»Ja, klar«, höhnte Chessy. »Haltet ihn gut fest. Könnte sein, dass er sich wehrt.«

Sie streckte die Hand nach Ling aus. »Komm her!«, befahl sie. »Es wird Zeit.«

»Nein, Ling«, schrie Simon. »Du musst das nicht tun! Bitte, Gott, nein!«

Doch Ling schien wie in Trance zu sein und starrte Chessy in die Augen, während die Vampirin ganz behutsam ihren Arm nahm.

»Du musst es auch wirklich wollen, ja?«, fragte sie leise.

Ling nickte langsam. »Ja, ich will es. Bitte.«

Wie eine Schlange, die ihre Beute tötet, versenkte Chessy ohne Vorwarnung ihre Zähne in Lings Arm.

»Nein!«, schrie April gellend, als Lings Augen sich in einer Mischung aus Entsetzen und Angst weiteten. Vermutlich hatte sie sich ihre »Verwandlung« als ein Erlebnis von geradezu überirdischer Schönheit ausgemalt, doch das war ein Irrtum, ein tödlicher Irrtum. Es war brutal, gewalttätig und grausam. Lings Körper wurde von einem heftigen Zucken geschüttelt, während Chessy sie noch immer wie in einem Schraubstock festhielt. April versuchte, sich loszureißen, um ihr zu Hilfe zu eilen, doch die Vampire machten keine Anstalten, sie loszulassen. Es war zwecklos. Lings

Mund war zu einem stummen Schrei aufgerissen, ihre Lider zuckten, ihre Finger schlossen und öffneten sich abwechselnd.

»Hör auf«, sagte Davina leise. »Du bringst sie ja um.«

Unvermittelt löste Chessy ihren Kiefer und ließ von Ling ab, die wie ein Sandsack auf den Boden fiel. Chessy beugte sich vor, sodass sich ihr Gesicht nur wenige Zentimeter vor Davinas befand. »Das weiß ich«, sagte sie, während eine dunkle Blutspur aus ihrem Mundwinkel lief. »Genau darum geht's ja. Ich habe sicher nicht die Absicht, sie zum Vampir zu machen. Wir brauchen Schwächlinge wie sie nicht.«

»Helft ihr doch!«, schrie Caro und sah Ling an, die immer noch von heftigen Krämpfen geschüttelt wurde. »Wieso steht ihr denn alle herum? Jemand muss ihr helfen!«

Ein tiefes, gurgelndes Lachen drang aus Chessys Kehle.

»Ihr kann keiner mehr helfen«, sagte sie und baute sich vor April auf. »Aber soll ich dir etwas sagen? Sie hat gut geschmeckt.«

»Du bist so abscheulich!«, fauchte Caro.

Wieder erschien dieses verzerrte Grinsen auf Chessys Zügen. »Findest du? Los, in die Katakomben mit ihnen.«

Die Katakomben? Allein bei der Vorstellung, in diesem gruseligen Grab eingeschlossen zu sein, wo sie Layla entdeckt hatte, packte April die kalte Angst. Sie begann sich zu wehren, doch Chessy schnippte mit den Fingern.

»Sie nicht«, sagte sie. »Gebt sie her.«

Chessy drückte Aprils Arm auf den Rücken und schob sie einen Weg entlang, fort von der Party. April wusste, was das zu bedeuten hatte: Sie befand sich in tödlicher Gefahr.

»Wohin bringst du mich?«, rief sie und versuchte, sich aus ihrem Griff zu befreien, doch Chessy hielt sie mit schockierender Kraft fest.

»Keine Sorge«, sagte sie. »Ich erteile dir nur eine kleine Geschichtsstunde.«

Sie bugsierte April durch eine schmale Lücke zwischen den Bäumen und einen steilen, rutschigen Pfad hinunter. Prompt geriet April ins Straucheln und fiel der Länge nach hin. Schmerzhaft bohrten sich die Kiesel in ihre nackte Haut. »Los, hoch mit dir.« Ungeduldig zog Chessy sie wieder hoch. »Zwing mich nicht, dich an den Haaren zu schleifen.«

Sie schob sie auf einen breiteren Weg und drehte sie an den Schultern um, sodass sie mit dem Rücken an einem steinernen Grabstein stand. Inzwischen war die Musik zu einem leisen Hämmern in der Ferne verebbt. Unvermittelt wurde April bewusst, dass sie ganz allein mit einer Kreatur, die gerade eben das Blut eines jungen Mädchens getrunken hatte, in der Finsternis stand. Sie konnte zwar ihre Umrisse ausmachen, doch es war zu dunkel, um ihre Miene zu erkennen. Allerdings konnte sie sie sich lebhaft vorstellen.

»Man wird nach uns suchen, das ist dir doch wohl klar, oder?«, sagte April und bemühte sich um einen trotzigsten Tonfall. »Meine Mutter weiß, wo wir sind.«

»Nein, das weiß sie nicht«, gab Chessy zurück. »Niemand weiß, dass du hier bist. Welche verantwortungsvolle Mutter würde ihre unschuldige Tochter schon zu einer

Party auf einem Friedhof gehen lassen?«

»Seit wann zeigt denn meine Mutter Verantwortung? Damit kommst du nie im Leben durch«, sagte April, wohl wissend, wie lächerlich das klang.

»Aber das bin ich schon längst, Schätzchen.« Chessy trat näher. »Weißt du denn nicht, weshalb wir hier sind? Das hier ist unsere große Eröffnungsparty. Wir gehen an die Öffentlichkeit. Heute Abend. In Ravenwood.«

April schluckte. Gabriel! War er etwa dort?

»Was passiert in Ravenwood?«

»Du willst wohl meine Intelligenz beleidigen«, fauchte Chessy. »Ich weiß, dass diese Lachnummer von deinem Vater Ravenwood unter die Lupe genommen hatte und herausfinden wollte, inwiefern wir die armen Schüler ausbeuten. Buhhuhu. Aber hier geht es um etwas viel Größeres, Schätzchen. All die Leute, die du im Crichton Club gesehen hast, die Politiker und Industriekapitäne – sie alle haben sich in der Schule versammelt, um den König zu begrüßen. Wir übernehmen die Macht. Noch heute Nacht.«

Aprils Magen zog sich zusammen. Sie waren zu spät gekommen.

»Der König ist in Ravenwood?«

Chessy lachte.

»Du begreifst immer noch nicht, wie erbärmlich du bist, was? Dachtest du wirklich, wir wüssten nicht, wer du bist? Dass du und deine Freunde versuchen, euch bei uns einzuschleimen? Wir sind Vampire, April, keine Dummköpfe. Davina hat die ganze Zeit herumgejammert, von wegen ›Lasst sie in Ruhe. Wir können sie nicht umbringen. Ihr Vater wurde doch erst getötet. Das würde viel zu viel Aufmerksamkeit erregen‹, also haben wir dich in Ruhe gelassen. Aber jetzt hat Davina nichts mehr zu sagen, stimmt's? Und all das spielt keine Rolle mehr.«

»Irgendjemand wird euch aufhalten«, sagte April, in der Hoffnung, überzeugter zu klingen, als sie in Wahrheit war. Währenddessen schob sie sich millimeterweise an der Steinmauer entlang. Wenn es ihr gelänge, um die Ecke zu biegen, könnte sie möglicherweise flüchten.

»Uns aufhalten? Sprichst du von den Wächtern?«, höhnte Chessy. »Von Miss Holden und ihren albernen Kräutern? Oder etwa von dir? Hier, ich werde dir zeigen, womit du es zu tun hast.«

Chessy legte ihr die Hand um die Kehle und hob sie scheinbar ohne jede Mühe hoch. Oh Gott, sie hat unglaublich viel Kraft. Sie zerrte April den Weg entlang, setzte sie ab und zwang sie, auf die Knie zu gehen.

»Sieh dir das an«, flüsterte sie April ins Ohr. »Ah, ist das nicht wunderschön?«

Zwischen den Wolken hatte sich eine Lücke gebildet, sodass der Mond eine steinerne Skulptur erhellte. Es war ein Engel, doch im Gegensatz zu den zahlreichen geflügelten Geschöpfen auf den anderen Gräbern lag er, scheinbar in friedlichem Schlummer, auf seinem steinernen Bett.

»Der Schlafende Engel?«, fragte April. »Ja, er ist ...«

»Ekelhaft«, spie Chessy. »Kitschig, sentimental und geschmacklos.«

April sah sie stirnrunzelnd an.

»Wieso hast du mich hergebracht, wenn du die Statue so sehr hasst?«

»Weil das hier mein Grab ist, April Dunne.«

»Dein ... was?«

April wandte sich Chessy zu, die die Grabstätte mit einem liebevollen Lächeln betrachtete, als ruhe jemand darin, der ihr sehr am Herzen lag. In diesem Moment fielen ihr die Worte des Grabpflegers während der Besichtigungstour wieder ein. Das Grab gehöre einem Mädchen namens Francesca, hatte er gesagt.

»Deines?«

»Meines.«

»Aber du ...«

»Ich lebe? Messerscharf beobachtet. Kein Wunder, dass du den Posten als Schulsprecherin bekommen hast.«

April starrte Chessy verblüfft an. So verrückt es sich auch anhören mochte, hatte sie keinen Grund, ihr nicht zu glauben.

»Aber wer bist du dann ... wer warst du?«

»Francesca Mariana Bryne«, sagte sie mit einem angedeuteten Diener. »Geboren im County Antrim, während der Großen Hungersnot mit meinen Eltern nach London gekommen und mit acht Jahren ausgesetzt worden, nachdem mein Vater sich zu Tode gesoffen hatte und meine Mutter keine fünf Kinder allein durchbringen konnte.«

»Wie hast du überlebt?«

»Auf alle möglichen Arten, die man sich nur vorstellen kann«, antwortete sie. »Stehlen, Lügen, Betrügen, und als ich alt genug war, habe ich es mit Männern in den Gassen getrieben. Ich kann nicht behaupten, dass sich seitdem viel verändert hat.«

»Aber ich verstehe immer noch nicht, weshalb dieser riesige Grabstein hier steht. Wenn du doch gestorben bist ...«

»Ich bin zweimal gestorben. Solltest du auch mal probieren.« Ein wehmütiger Unterton schlich sich in ihre Stimme, wie bei einer alten Frau, die an ihre skandalösen Jugendjahre zurückdenkt. Was sie in gewisser Weise auch tat, vermutete April. »Oh, ich war keine dieser billigen Nutten, die gerade genug Freier machen, um ihren Kummer danach mit einem Glas Gin hinunterspülen zu können. Nein, ich hatte reiche Kunden, die zu mir ins Zimmer kamen. In wunderschöne Zimmer in St. James's. Politiker, lauter feine Herren. Aber bei einem dieser ehrwürdigen Gentlemen habe ich mir Syphilis geholt. Die bringt dich ganz langsam um. Aber er war nett und meinte, er würde sich um mich kümmern. Natürlich hat er mich nicht zu einem Arzt gebracht hat, oh nein. Dafür hat er dieses Ungetüm in Auftrag gegeben. Zum Gedenken an mich und all die anderen ›gefallenen Frauen‹, ein Mahnmal seiner Schuld.«

Trotz der Gefahr, in der sie schwebte, konnte April nicht leugnen, dass sie Chessys Geschichte faszinierte.

»Und was ist dann passiert?«

»Oh, das mag kleinlich von mir gewesen sein, aber ich wollte mich nicht damit

zufriedengeben, einfach den Löffel abzugeben und ein sentimentales Symbol für die Rechtschaffenheit und Heuchelei der Upperclass zu werden. Also habe ich mich ins Bead's Head, eine Taverne in South Bank, geschleppt. Wir alle wussten auch damals schon, dass es sie gibt, die ›Dunklen‹, wie wir die Blutsauger damals nannten. Den Begriff Vampir nahm damals keiner in den Mund. Das war viel zu ... sonderbar. Deshalb habe ich eine Vereinbarung mit ihnen getroffen. Sie verwandeln mich, und dafür beschaffe ich ihnen ... na ja, gewisse Dinge, die für sie interessant waren. So ist es mir gelungen, nicht in diesem Grab zu landen. Natürlich war es ein Kinderspiel, eine Ersatzleiche aufzutreiben, und seine Lordschaft war viel zu empfindlich, um nachzusehen, wer in diesem Sarg liegt.«

»Also wurde einfach eine andere Leiche begraben?«, fragte April.

Chessy nickte.

»Natürlich habe ich dem Begräbnis beigewohnt. Danach bin ich dem Lord nach Hause gefolgt und habe seine Frau getötet«, sagte sie fast beiläufig, als wäre es eine amüsante Anekdote. Dann trat sie vor die Skulptur und strich mit der Hand über ihre vom Mondschein erhellten Konturen.

»Jahrelang habe ich dieses Ding gehasst. Aber jetzt finde ich es plötzlich sehr passend, geradezu prophetisch für unsere neue Welt, findest du nicht auch? Wir alle sind schlafende Engel, oder nicht? Und heute Nacht erwachen wir.«

»Du bist kein Engel«, sagte April leise. »Du bist ein Monster.«

Chessy fuhr herum und baute sich vor ihr auf.

»Ja, das bin ich«, gab sie fröhlich zurück und beugte sich vor. »Das sind wir alle, auch dein wunderbarer Gabriel.«

Wieder spürte April diesen Anflug von Paranoia. Was genau wusste Chessy von Gabriel? Und, was noch viel wichtiger war, woher?

»Gabriel ist anders«, widersprach April, doch Chessy stieß ein hohes, schrilles Lachen aus.

»Ach, Kind, du bist so naiv. Er ist noch viel schlimmer als wir alle. Er ist eine Killermaschine. Deshalb war er ja auch so nützlich für den König.«

Sie wusste, dass sie nicht auf dieses abscheuliche Geschöpf hören sollte, dass sie April nur quälen und mit ihren Ängsten spielen wollte, trotzdem konnte sie sich die Frage nicht verkneifen.

»Wer ist der König?«

Chessy schüttelte ungläubig den Kopf.

»Weißt du das immer noch nicht? Nach all der Zeit?«

Chessy warf den Kopf in den Nacken und lachte schallend, höhnisch, genüsslich. »Soll ich es dir zeigen?«, meinte sie. »Gib mir dein Telefon.«

Sie griff in Aprils Tasche, zog ihr Handy heraus und öffnete den »Medien«-Ordner.

»So, dann wollen wir doch mal sehen«, sagte sie. »Was nimmt ein Teenager so alles auf? Ihre Freundinnen?« Sie öffnete ein Foto – ein Schnappschuss von Fiona und Caro, Arm in Arm.

»Aaah«, säuselte sie. »Wie schön. Und hat sie auch ein Foto von ihrem Freund? Oh, na ja, in diesem Fall wohl eher nicht.«

Sie legte sich einen Finger auf die Lippen. »Von wem sonst noch?«

Vielleicht lag es an ihrer eigenen Hilflosigkeit oder an der Tatsache, dass Chessy sich ungeniert über sie lustig machte, doch April spürte, wie kalte Wut in ihr aufstieg.

»Halt die Klappe!« Sie nahm all ihre Kraft zusammen und warf sich auf Chessy, die prompt von der Statue rutschte. Mangels anderer Waffen schnappte sie das Handy, das Chessy im Sturz aus der Hand gefallen war, und schlug ihr damit ins Gesicht. Ihre Lippe begann zu bluten. Im ersten Moment wirkte Chessy verblüfft, doch dann begann sie zu kichern, während sie sich mit der Zunge das Blut ableckte.

»Ist das alles?«

Ohne jede Mühe hob Chessy April hoch und schleuderte sie zu Boden. Ehe sie reagieren konnte, hatte sie sie bei den Haaren gepackt und zerrte sie auf die Knie.

»Glaubst du, dass es so auch bei deinem Vater war?«, fragte sie. »Dass er auf den Knien vor mir gekauert und um Gnade gewinselt hat?«

April holte Luft, um sie anzuschreien, doch Chessy presste ihr die Hand auf den Mund. »Shhh«, machte sie. »Spar dir die Mühe, es gibt keine Gnade. Nicht für ihn und nicht für dich. Für niemanden.«

Mit geradezu unmenschlicher Kraft hob Chessy April hoch und schleuderte sie gegen einen Baum. Durch die Wucht des Aufpralls wurde sämtliche Luft aus ihrer Lunge gepresst. April rang um Atem. Sie musste sich in Sicherheit bringen, doch sie war zu langsam. Chessys Hand schnellte vor, legte sich um Aprils Kehle und drückte sie gegen den Baumstamm.

»Willst du wissen, wieso wir ihn getötet haben?«, fragte sie.

April runzelte die Stirn und spürte, wie ihr schwindlig wurde. »Meinen ... meinen Dad?«

»Ja, April, deinen neugierigen Vater. Ich wette, du glaubst, wir hätten ihn wegen seiner Recherchen über Ravenwood getötet.« Sie stieß ein böses, bellendes Lachen aus. »Nein, es war etwas Persönliches.«

April bekam Chessys Hand zu fassen und versuchte, ihren Griff um ihren Hals zu lösen, doch es war, als wolle man die Wurzeln einer Eiche aus dem Boden ziehen. Chessy drückte immer fester zu.

»Wir hätten ihn verwandeln sollen«, stieß sie hervor. »Das wäre ein Riesenwitz gewesen, was? Vielleicht hätte er euch alle getötet, einen nach dem anderen, als ihr nach Hause gekommen seid. So hätte ich es jedenfalls gemacht. Das hätte uns eine Menge Ärger erspart.«

Einen Moment lang verdüsterten sich Chessys Züge. »Aber er hatte einen anderen Plan.«

»Wer?«, krächzte April. »Der König?«

Selbst nun, da sie den Tod vor Augen hatte, wollte sie Antworten haben.

»Natürlich. Wer sonst, du dumme Nuss? Er wollte sich auf seine Weise um ihn kümmern. Fast wie in einem Shakespeare-Stück.«

Der Sauerstoffmangel machte es April schwer, den Sinn von Chessys Worten zu erfassen. Ihr Gehirn fühlte sich wie eine breiige Masse an. Shakespeare? War er

etwa der König? Unsinn. Es war, als betrachte sie sich selbst aus weiter Ferne. Sie musste hier weg, sonst würde Chessy sie umbringen.

»Hilfe«, ächzte sie. Chessy lachte über die jämmerlichen Fluchtversuche ihres Opfers.

»Wer soll dir helfen?«, höhnte sie. »Gabriel? Er gehört uns, April. Schon immer. Und wenn du tot bist, gehört er mir.«

April musste zu ihm. Um jeden Preis. Wer sollte Gabriel helfen, den König zu vernichten, wenn sie hier starb? Sie nahm all ihre Kraft zusammen und katapultierte sich mit einem Aufschrei nach vorn. Mit verblüffter Miene stürzte Chessy zu Boden. Ohne sich umzudrehen, rannte April den Weg entlang – weg hier, nur weg hier, das war ihr einziger Gedanke. Vor ihr gabelte sich der Weg, was ihr zumindest verriet, wo sie war – der eine Pfad führte zur Grabstätte der Vladescus, der andere den Hügel hinunter zum Hof hinter dem Friedhofstor, wo Davinas kraftprotzige Freunde immer noch den Eingang bewachten. Verdammt, dachte sie, machte kehrt und schlug den Weg zur Grabstätte ein. Der Weg nach unten mochte in die Freiheit führen, in die Zivilisation, wo es Telefone gab, sodass sie die Polizei rufen könnte, aber sie konnte Caro und Simon unmöglich hier zurücklassen. Sie durfte nicht zulassen, dass die Vampire ihre Freunde brutal abschlachteten. Sie konnte nicht einmal Davina hier lassen, so sehr sie ihr auch auf die Nerven fiel. Also lief sie den schmalen Pfad in Richtung des Grabes ihres Vaters, in der Hoffnung, den anderen Weg zu erreichen, der den Hügel hinauf und an der östlichen Seite der Katakomben vorbeiführte. Sie hatte keine Ahnung, was sie danach tun würde; sie konnte nur weiterlaufen, in der steten Erwartung, dass Chessy jederzeit aus dem Nichts auftauchen und ihre Klauen in ihr Fleisch treiben könnte. Zu ihrer Rechten erhob sich der Umriss der Grabstätte. Sie lief weiter, wohl wissend, dass der Weg weiter nach oben führte ...

In diesem Moment traf sie etwas von der Seite und riss sie von den Füßen. Mit dem Gesicht voran schlitterte sie über den Kiesweg und schlug hart in der Ecke des Grabs auf. Bevor sie auch nur den Kopf heben konnte, spürte sie einen heftigen Tritt in den Rücken. Sie schrie vor Schmerz auf und kroch rückwärts, bis sie auf den Stufen der Grabstätte kauerte. Sie registrierte den metallischen Geschmack von Blut im Mund – Oh Gott, habe ich etwa einen Zahn verloren? –, und ihr Arm, der seit Marcus' Angriff beim Winterball ohnehin noch nicht gänzlich wiederhergestellt war, fühlte sich schrecklich verdreht an.

»Wie rührend!« Chessy packte April und drückte sie gegen die Eisentür. »Du und Daddy, endlich wieder vereint.«

»Lass mich in Ruhe«, knurrte April und rang nach Atem.

»Das wirst du dir abschminken müssen«, gab Chessy zurück. »Erst wenn ich mit dir fertig bin.«

»Was willst du eigentlich von mir?«, schrie April aufgebracht.

»Dasselbe, was ich von allen Blutern will, April. Ich will, dass du stirbst.«

Oh Gott, dachte April. Sie saß in der Falle. So sehr sie sich auch gegen Chessys Griff zu wehren versuchte, gelang es ihr nicht, sie abzuschütteln. Und die Vampirin

würde ganz bestimmt kein zweites Mal auf denselben Trick hereinfliegen. Sie konnte höchstens versuchen, sie in ein Gespräch zu verwickeln, um Zeit zu schinden, in der Hoffnung, dass Chessys Konzentration irgendwann nachlassen würde.

»Wieso hasst du mich so sehr?«

Chessy lachte.

»Ich hasse nicht dich, Miss Schulsprecherin. Du bist zu unwichtig, um auch nur einen Gedanken an dich zu verschwenden. Nein, ich hasse deine Familie.«

»Meine Familie?«, fragte April verwirrt.

»Spiel nicht die Dumme. So blöd kannst du wohl kaum sein. Deshalb habe ich meine Jungs die Tür eintreten lassen«, sagte sie und schlug mit der flachen Hand auf die Eisentür, die ein dumpfes Hallen von sich gab.

Aprils Augen weiteten sich.

»Du hast die Leiche meines Vaters gestohlen? Ihr seid die Vandalen?«

»Vandalen?«, lachte Chessy. »Etwas Besseres fiel dir und deinem superschlauen Bullenfreund nicht ein? Hier liegen hundertstausend Menschen begraben. Seid ihr nie auf die Idee gekommen, euch zu fragen, weshalb die ›Vandalen‹ ausgerechnet dieses Grab ausgesucht haben könnten?«

»Weil es euch an Fantasie fehlt?«, konterte April sarkastisch, bereute es jedoch augenblicklich, da Chessy die Hand hob und ihren perfekt manikürten Nagel in die zarte Haut unter Aprils Auge drückte.

»Ich könnte dich jederzeit blenden. Oder dir die Kehle herausreißen wie Calvin. Vielleicht tue ich das ja.«

Halte sie hin, dachte April verzweifelt. »Und wieso hast du ihn ans Gartentor gehängt?«

»Weil der König meine Fähigkeiten sehen sollte. Weil es alle sehen sollten«, antwortete Chessy lächelnd. »Die Idee habe ich sogar von deinem kleinen Schatz Gabriel abgekupfert.«

»Halt den Mund!«, schnauzte April sie an. »Du bist es nicht wert, auch nur seinen Namen in den Mund zu nehmen.«

Wieder hob Chessy drohend ihren Finger.

»Soll ich dir ein Auge auskratzen? Zeig gefälligst etwas Respekt.«

»Du hast die sterblichen Überreste meines Vaters gestohlen und erwartest Respekt von mir? Du bist einfach nur ekelhaft.«

Chessy beugte sich vor, sodass der Mondschein die getrockneten Blutspuren an ihren Mundwinkeln erhellte. Lings Blut.

»Ich habe die verfaulten Überreste deines Vaters nicht gestohlen«, fauchte Chessy. »Sie lagen ja nicht mehr drin. Ich hoffe, derjenige, der sie mitgenommen hat, benutzt seinen Schädel als Aschenbecher.«

April hatte niemals einen größeren Wunsch verspürt, jemandem wehzutun. Doch nicht einmal die unbändige Wut der Furie, die in ihr aufstieg, war stark genug, als dass sie sich aus Chessys Griff befreien konnte. Also tat sie das Einzige, was ihr blieb – sie ließ den Kopf nach vorn schnellen und spuckte Chessy geradewegs ins Gesicht.

»Du kleine ...« Chessy hob die Hand und wischte den Speichel ab, dann lächelte

sie. »Oh, ich werde ganz langsam vorgehen, damit es richtig schön wehtut.«

»Das glaube ich allerdings nicht, Darling.«

April sah auf und schnappte nach Luft.

Davina hatte sich mit in die Hüften gestemmt Händen hinter Chessy aufgebaut.

»Hau ab!«, zischte Chessy, ließ von April ab und wirbelte herum. April kroch weiter die Stufen hinauf, während die beiden Vampirinnen einander langsam umkreisten und abwechselnd ins silbrige Mondlicht eintauchten und wieder verschwanden. Dann blieb Davina abrupt stehen. Auf ihren Zügen zeichnete sich zuerst Verwirrung, dann Entzücken ab.

»Oh Chessy, meine Liebe, was hat das böse Mädchen bloß mit dir angestellt?« Sie lachte.

»Was? Sie hat überhaupt nichts getan«, schoss Chessy mit zusammengekniffenen Augen zurück. »Denk lieber über das nach, was ich gleich mit dir anstellen werde.«

»Bist du sicher, dass du das schaffst?«, fragte Davina.

Chessy schnaubte abfällig, doch April sah den Anflug des Zweifels auf ihrer Miene.

»Nein, ganz im Ernst, Süße«, fuhr Davina fort. »Geht es dir gut? Du siehst nämlich gar nicht danach aus.«

Als Chessy sich umdrehte und ins helle Mondlicht getaucht war, sah auch April, was Davina meinte. Plötzlich wurde ihr eiskalt. Ein Netz aus schwarzen Linien bedeckte Chessys Hals, wie dunkle Tentakel unter ihrer bleichen Haut.

»Oh Gott«, stieß April hervor.

»Was denn?«, schrie Chessy und umklammerte ihren Hals. »Was ist los?«

Davina leckte ihren Finger ab und zeichnete eine imaginäre »1« in die Luft. »Gut gemacht, Furie. Noch ein Pluspunkt für dich.«

April starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. »Du wusstest es die ganze Zeit?«

Davina hob die Brauen. »Zumindest weiß ich es jetzt.«

»Furie?«, stieß Chessy hervor, berührte die kleine Wunde an ihrer Lippe und betrachtete das Blut an ihrer Fingerspitze. April sah das Entsetzen auf ihren Zügen, als ihr dämmerte, was passiert war – das Blut aus Aprils Mund war durch die Schnittwunde in ihren Blutkreislauf eingedrungen und hatte sie mit dem Furien-Virus infiziert.

»Aber die Furie ist doch ein Mythos!«, schrie sie. »Ein Märchen. Sie existiert nicht.«

April hatte sich in die äußerste Ecke der Grabstätte zurückgezogen. Ihr Instinkt schrie, zu fliehen, um ihr Leben zu laufen, doch sie kauerte wie erstarrt auf dem Stein, den Blick auf die schwarzen Linien geheftet, die sich über Chessys Arme und bis zu ihren Händen hinab erstreckten. Mit ungläubiger Miene hob Chessy die Hände und betrachtete sie, dann stieß sie einen spitzen Verzweiflungsschrei aus. Endlich verstand April, was Gabriel gemeint hatte: Die Vampire hielten sich für unantastbar, für unsterblich. Sie verstanden nicht, dass auch sie eines Tages untergehen könnten, doch genau das geschah in diesem Moment vor ihren Augen. Chessy starb, während sich das Gift immer weiter in ihrem Blutkreislauf ausbreitete. Nicht so schnell und so spektakulär wie Benjamin, doch die Erkenntnis schien dasselbe Entsetzen in ihr auszulösen.

»Hilf mir!«, schrie sie, fiel auf die Knie und streckte die Hände nach April aus. »Hilf mir. BITTE!«

»Nein«, flüsterte April und schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht.«

»Dann stirbst du auch!«, schrie sie und versuchte, sich auf April zu stürzen. April riss den Arm hoch, doch Chessy kam nicht so weit, denn Davina schnellte vor und schleuderte Chessy zu Boden.

»Lauf, April!«, schrie sie. »Los!«

Das musste sie ihr nicht zweimal sagen. April spurtete den Kiesweg hinab und kam schlitternd vor dem Hauptweg zum Stehen, ehe sie weiter in Richtung der Treppen hetzte. Ihre Füße brannten, als sie den Hof erreichte und auf das Tor zulief.

»Hier rüber!«, rief eine vertraute Stimme. »April! Hier entlang!«

»Caro!«, rief April und warf die Arme um ihre Freundin. »Du lebst! Gott sei Dank, oh Gott sei Dank!«

»Ehrlich gesagt, habe ich das einzig und allein Davina zu verdanken«, sagte Caro.

»Sie hat unsere Supervamps überwältigt und uns herausgeschafft.«

»Uns?« April sah sich um. Erst jetzt bemerkte sie Simon, der sich über eine Gestalt am Boden beugte, während der Türsteher mit grimmiger Miene hinter ihm herumhantierte.

»Alles in Ordnung, Simon?«, fragte April und sah Caro an. »Ist das Ling?«

Caro nickte. »Sie hat überlebt. Aber nur knapp.«

In diesem Moment ertönte die Sirene eines Krankenwagens, der die Swain's Lane heraufgerast kam. Sie konnte nicht länger warten.

»Kümmere dich um sie«, sagte sie und drückte Caro einen Kuss auf die Wange.

»Ich muss los.«

»Nein, April!«, rief Caro und hielt ihre Hand fest. »Warte auf die Polizei. Sie sollen sich darum kümmern. Es ist zu gefährlich – sieh dir Ling an, um Himmels willen!«

April schüttelte den Kopf. »Ich habe gar nicht vor, jemanden zu verfolgen«, rief sie und lief den Hügel hinauf. »Ich muss nach Hause.«

Achtundzwanzigstes Kapitel



Der Koffer lag immer noch unter ihrem Bett. April zerrte ihn hervor und kippte ihn um, sodass der gesamte Inhalt herausfiel. »Wo ist es? Los, mach schon«, flüsterte sie hektisch, während sie die Sachen ihres Vaters durchwühlte, zwischen Papierschnipseln und Notizen kramte. Sie musste sie finden – jene Information, die ihr verraten würde, was sie wissen musste.

Aber in Wahrheit weißt du es doch längst, oder?, sagte eine Stimme in ihrem Kopf. Du brauchst den Umschlag gar nicht. Du weißt es doch auch so.

Chessy hatte sie nur quälen wollen, so viel stand fest. Vampire waren böseartig und gemein, sie waren Meister der Psychospielchen, doch was sie über die Fotos auf Aprils Handy gesagt hatte, war nicht von der Hand zu weisen. Nicht wenn April ehrlich zu sich selbst war. In Wahrheit hatte sie es schon immer gewusst, irgendwo im hintersten Winkel ihres Bewusstseins, nur war sie weder fähig noch bereit gewesen, sich damit zu konfrontieren.

April zog ein Foto heraus – ein Schnappschuss von ihr und ihrem Vater am Ufer von Loch Ness. Es war jenes Foto, das so viele glückliche Erinnerungen heraufbeschworen hatte, als es ihr vor einigen Monaten im Keller in die Hände gefallen war. Heute hingegen beschwor es nichts als Fragen herauf: Wieso hatte es im Haus der Dunnes niemals Familienfotos wie dieses gegeben? Das hatte Chessy andeuten wollen, als sie den Ordner auf Aprils Handy durchgesehen hatte. Wieso nicht? Und, was noch viel wichtiger war: Wieso gab es kein einziges Foto von ihr in Silvias Haus? Wann immer sie bei ihren Freundinnen gewesen war, hatte sie all die Fotos in ihren Häusern gesehen – silberne Rahmen auf dem Fensterbrett, Schnappschüsse an der Kühlschrantür oder Bildschirmschoner auf dem Familien-Computer: Fotos von Jungen und Mädchen mit bunten Hütchen auf dem Kopf, auf niedlichen Kinderfahrrädern, vor dem liebevoll geschmückten Christbaum. Aber nicht hier, nicht im Dunneschen Haushalt. Wieso nicht, verdammt noch mal? Es war seltsam. Sehr, sehr seltsam. Doch die eigentliche Frage lautete: Wieso fiel April all das erst jetzt auf? Sie hatte niemals nachgehakt, weshalb ihre Eltern nicht die Polaroidkamera gezückt hatten, wenn die Geburtstagstorte hereingebracht wurde oder wenn sie beim Weitsprung eine Medaille gewonnen hatte. Warum hatte sie nie gefragt? Weil sie es tief in ihrem Innern stets gewusst hatte?

Was gewusst?, fragte die Stimme. Was genau willst du denn wissen?

April zog ein weiteres Foto heraus. Es zeigte sie mit acht oder neun Jahren in Schuluniform. Es war das Foto, das ihr Vater offenbar als Lesezeichen für eines seiner Bücher benutzt hatte. Sie blickte auf ihr strahlendes Gesicht, so unschuldig, so fröhlich. Wie mochte sie wohl heute aussehen? Erschöpft? Am Boden zerstört?

Einsam? Ihr Gesicht im Ravenwood-Jahrbuch ... Haha, als würde es jemals dazu kommen, dachte sie mit einem freudlosen Lächeln.

Und dann entdeckte sie ihn. Den Umschlag, nach dem sie die ganze Zeit gesucht hatte. Sie zog ihn hervor und hielt inne. Sollte sie ihn tatsächlich öffnen? Aber sie musste es wissen. Es war zu spät, um einen Rückzieher zu machen. April drehte den Umschlag um, sodass sein Inhalt herausfiel: Ein Pass – er hatte ihrem Vater gehört, war jedoch an der Ecke abgeschnitten und somit ungültig gemacht worden – und alte Dokumente. Sie nahm das erste in die Hand – ihre Geburtsurkunde. Vater: William, Mutter: Silvia, geboren am Valentinstag, ein süßes kleines Mädchen. Nicht weiter ungewöhnlich. Sie betrachtete das nächste Dokument, ein leicht vergilbtes Blatt Papier mit dem Wort »Geburtsurkunde« am oberen Blattrand. »Silvia Margaret Hamilton, Geburtsdatum: 24. Mai 1969, Vater: Thomas Hamilton« stand in geschwungener Tintenschrift darunter.

Was stimmt damit nicht?, fragte die Stimme in ihrem Kopf. Gar nichts. Alles war so, wie es sein soll. Nur mit dem anderen Dokument stimmte etwas nicht. Es war falsch, so schrecklich falsch. Aprils Hand zitterte leicht, als sie es hochhob. Es war deutlich älter, die Knicke im Papier ausgeprägter. Das Format war dasselbe, doch es war in einer Sprache abgefasst, die April nicht lesen konnte. Silvia Mariutza Vladescu stand in der Namenszeile; Geburtsort: »Vatra Domei, Rumänien«, und dann kam das Geburtsdatum. Die Zahlen und Buchstaben verschwammen vor Aprils Augen: 24. Mai 1936.

1936. Gab es vielleicht noch eine zweite Silvia? Ihre Mutter vielleicht? In manchen Kulturen war es durchaus üblich, dass Kinder nach ihren Eltern benannt wurden. Aber April wusste, dass das nicht der Grund war. Sie wusste es einfach.

Wie in Trance stand April auf, die Papiere zwischen ihren tauben Fingern, und ging hinaus und die Treppe hinunter. Geräusche drangen aus Silvias Zimmer, das vertraute »Tssst« ihrer Haarspraydose, das Knarzen des Stuhls, als sie sich vor ihre Frisierkommode setzte. April trat, ohne zu klopfen, ein.

»Oh, hallo, Schatz«, sagte Silvia und beugte sich zum Spiegel vor, um ihr Make-up aufzutragen. »Ich habe dich durch den Lärm des Föhns gar nicht kommen hören.«

April stand da, unfähig, sich von der Stelle zu rühren. Was sollte sie sagen? Es war, als stünde sie vor einem gewaltigen Abgrund, während der Boden unter ihren Füßen zu bröckeln begann. Silvia, die ihr Schweigen endlich registrierte, drehte sich auf ihrem Stuhl um. »Stimmt etwas nicht?«, fragte sie, ehe ihr Blick auf die Blätter in Aprils Hand fiel. Sie runzelte die Stirn.

Langsam hob April den Arm und ließ die Dokumente aufs Bett fallen, während sie zusah, wie sich Silvias Augen weiteten.

»Wo hast du die ...«, begann sie, doch April schnitt ihr das Wort ab.

»Wieso?«, fragte sie. »Wieso hast du es mir nicht gesagt? Wie konntest du es all die Jahre vor mir geheim halten? Du und Dad ... wie konntet ihr?« Eigentlich hatte sie erwartet, in Tränen auszubrechen, doch stattdessen war ihr Inneres wie betäubt.

Eine gefühlte Ewigkeit lang sagte Silvia kein Wort.

»Wir wollten dich beschützen«, erklärte sie schließlich leise. »Das ist alles.«

»Aber wie?«, schrie April. »Wie wolltet ihr mich beschützen? Indem ihr mich in dem Glauben gelassen habt, ich sei menschlich? Indem ihr so getan habt, als würde die reale Welt« – sie deutete auf die Dokumente – »als würde diese Welt hier nicht existieren?«

»Was wäre gewesen, wenn wir es dir gesagt hätten?«, sagte Silvia. »Du glaubst doch nicht etwa, dass du es für dich behalten hättest. Kein Kind würde so etwas jemals schaffen.«

»Ich bin aber kein Kind mehr!«, schrie April, während die Wut in ihr zu brodeln begann. »Wie oft hättest du mir seit unserem Umzug hierher sagen können, was los ist? Denkst du nicht auch, ich hätte besser auf mich aufpassen können, wenn ich gewusst hätte, dass ich die Tochter einer Vampirin bin?«

Die Tochter einer Vampirin.

Die Worte schienen von den Wänden widerzuhallen, wieder und wieder. Und kaum waren sie über ihre Lippen gekommen, fanden all die fehlenden Puzzleteilchen auf einmal ihren Platz. Die fehlenden Fotos, Silvias Unlust, vor der Mittagszeit aufzustehen, ihre unvermittelten Temperamentsausbrüche. Oh Gott, sie ist eine Vampirin. Meine eigene Mutter ist eine Vampirin. Sie war es die ganze Zeit gewesen, vor Aprils Nase. Plötzlich wurde ihr übel.

»Heißt das, ich bin auch ein Vampir?«

»Nein, Schatz, wir sind es entweder von Geburt an oder werden verwandelt. Aber das weißt du wohl inzwischen.«

»Wage es nicht, mit mir zu reden, als wäre alles in bester Ordnung! Mein ganzes Leben lang hast du mich belogen!«, schrie April.

»Aber doch nur, um dich zu beschützen, April. Ich wollte, dass du in Sicherheit bist.«

April zog ihren Ärmel hoch und streckte ihren Arm mit der deutlich sichtbaren Narbe aus. »Das nennst du Sicherheit? Ich wurde verprügelt, gewürgt und beinahe in Stücke gerissen. Ist das deine Vorstellung davon, mich zu beschützen?«

»Ich konnte schließlich nicht immer zur Stelle sein«, erwiderte Silvia trotzig.

»Ach ja, deine Dates, die hatte ich ja völlig vergessen.«

Wut flackerte auf Silvias Zügen auf – dieselbe Gereiztheit und Kampflust, die sie ihr ganzes Leben an ihrer Mutter bemerkt hatte. Silvia war aufbrausend, kompromisslos und jähzornig. Aber das waren nicht nur unangenehme, aber harmlose Charaktereigenschaften. Silvia drohte pausenlos die Sicherung durchzubrennen, weil sie ein Vampir war. April hatte ihr ganzes Leben neben einem Geschöpf gelebt, das als Vampir zur Welt gekommen war.

»Wusste Dad Bescheid?«, fragte sie, schüttelte jedoch den Kopf, als ihr bewusst wurde, wie dämlich diese Frage war. Natürlich hatte ihr Vater Bescheid gewusst. Wie hätte er auch sonst mit ihr leben können? Erst in diesem Moment wurde April das volle Ausmaß ihrer Erkenntnis bewusst. Sie musste sich setzen. Ihr Gehirn fühlte sich an wie einer dieser bunten Kreise, die auf dem Bildschirm erscheinen, wenn der Hauptprozessor wegen Überlastung den Geist aufgibt. Verzweifelt versuchte sie, einen klaren Gedanken zu fassen.

»Großer Gott ...«, flüsterte sie. All die Schreiduelle, die Ausbrüche, Silvias »Kopfschmerzattacken«. Plötzlich sah April alles in einem völlig anderen Licht.

»Hast du von ihm getrunken?«, fragte sie.

»Natürlich«, antwortete Silvia sanft. »Er war ein guter Mann.«

April musste sich abwenden. Es war, als betrete man das Schlafzimmer der eigenen Eltern, während sie gerade Sex miteinander hatten.

»Ein guter Mann«, schnauzte sie sie an. »Wie konntest du ihm dann so etwas antun? Du hast ihm das Leben zur Hölle gemacht.«

Silvia nickte. »Ja, vermutlich habe ich das. Aber trotzdem schien er ... Ich weiß, dass du es nicht verstehen kannst.« Sie ließ ihre Stimme verklingen.

Doch April verstand sehr wohl. Unvermittelt ergab alles einen Sinn. Silvia – aggressiv, fordernd, ständig drauf und dran, ihm an die Kehle zu gehen, niemals zufrieden. William Dunne hätte ebenso gut mit einem Alligator zusammenleben können. Trotzdem war er geblieben, der Fels in der Brandung in Aprils Leben; er hatte sie beide unterstützt, stets Frieden zwischen ihnen gestiftet. Er war derjenige gewesen, der die Kluft zwischen ihnen zu schließen vermochte. Er war immer da gewesen. Immer. Obwohl er gewusst hatte, wer sie war, was sie war.

»Er hat dich geliebt«, flüsterte April. »Gott, er muss dich wirklich geliebt haben.«

Silvia nickte.

»Ja, das hat er. In diesem Punkt konnte ich mir immer sicher sein. Ehrlich gesagt, war es das Einzige, dessen ich mir sicher sein konnte.«

April sah Tränen in ihren Augen glitzern, als sie sie ansah.

»Und ich habe ihn auch geliebt. Sehr sogar.«

»Aber wieso hast du dann ...« April unterbrach sich. »Oh Gott«, stieß sie leise hervor. Denn plötzlich passte alles zusammen. Sie wusste es. Sie wusste, wer der Vampirkönig war ... und wo sie ihn finden würde. Sie sah ihre Mutter an. Millionen Fragen brannten ihr unter den Nägeln, doch all das würde warten müssen. Denn jemand, den sie von Herzen liebte, brauchte dringend ihre Hilfe. April sprang auf. Sie hatte schon viel zu viel Zeit vertan.

»Wohin gehst du?«, fragte Silvia.

»Es ist nett, dass du mir alles erzählt hast, aber jetzt muss ich weg.«

»Jetzt?«

»Jetzt.«

Sie wandte sich um, verließ Silvias Zimmer und stürzte, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunter.

»April! Komm zurück«, rief Silvia, doch sie lief bereits aus dem Haus. Zur Schule. Zu Gabriel.

Neunundzwanzigstes Kapitel



Ravenwood erhob sich stockdunkel vor April. Sie stand im Schatten der Bäume auf der anderen Straßenseite und schnappte nach Luft, weil sie den ganzen Weg von dem Haus am Pond Square gelaufen war, angetrieben von dem dringenden Bedürfnis, Gabriel zu suchen. Sie war sich sicher, dass sie ihn hier irgendwo finden würde. Wenn es stimmte, was Chessy gesagt hatte, und heute Abend tatsächlich eine Art Zusammenkunft zwischen dem König und einer Handvoll Auserwählter stattfand, würde April in diesem Gebäude die Antworten auf all ihre Fragen bekommen. Aber weshalb war alles dunkel? Das Gebäude wirkte wie eine ganz normale, über Nacht geschlossene Schule. Vielleicht hatten die Blutsauger nur geprahlt. Doch April konnte ihre Gegenwart förmlich spüren – sie wusste, dass sie hier waren. Sie wusste es einfach.

Einen Moment lang kehrten ihre Gedanken zu Silvia zurück, zu den Dokumenten, den Fotos. Wieso hatte sie selbst so wenig Interesse an ihrer Kindheit gezeigt? Dass Silvia keine andere Wahl gehabt hatte, als ihr die Wahrheit vorzuenthalten, mochte nachvollziehbar sein, aber weshalb hatte April all die Jahre verdrängt, was sie immer gewusst haben musste? Es war, als hätte sie instinktiv geahnt, was ihre Mutter und ihr Vater taten, und einfach dasselbe getan – geschwiegen.

»Verrückt«, flüsterte sie. Aber dies war nur eine Frage, auf die sie später noch eine Antwort würde finden müssen. Jetzt galt es erst einmal, Gabriel aufzustöbern. Das war das Einzige, was zählte.

In diesem Moment erhellten Scheinwerfer eines Wagens die Dunkelheit. Eilig zog April sich tiefer in die Schatten zurück. Sie sah zu, wie ein schwarzer Mercedes in die Einfahrt bog und zwei Männer in Anzügen ausstiegen – sie hörte ihre Stimmen und ihr Gelächter, als wären sie unterwegs zu einer Party. Die Eingangstür wurde geöffnet, und für einen kurzen Moment war die Treppe in gelbliches Licht getaucht.

Tja, immerhin weiß ich jetzt, dass dort drin irgendetwas vor sich geht, dachte sie und holte tief Luft.

Sie schlüpfte durch das Schultor und pirschte rechts um das Gebäude herum, in der Hoffnung, dass niemand aus dem Fenster sah. Aber weshalb sollte jemand das tun? Wenn sich in Ravenwood tatsächlich die Vampirversion einer Massenkundgebung abspielte, waren gewiss sämtliche Blicke auf die Bühne, auf den Thron gerichtet – oder worauf der König auch immer Hof halten mochte.

Der König der Vampire. April blieb stehen, eine Hand auf den Mund gepresst. Wie um alles in der Welt hatte ihr das entgehen können? Andererseits hatte sie noch nicht einmal mitbekommen, dass ihre eigene Mutter eine verdamnte Vampirin war, oder? Wenn sich ihr Verstand geweigert hatte, diese Tatsache zu erkennen, war es

nur logisch, dass sich der König unmittelbar vor ihrer Nase hatte aufhalten können, obwohl sie so lange nach ihm gesucht hatte. April schüttelte den Kopf. Sie durfte nicht zulassen, dass ihre Gedanken sie lähmten, sonst war Gabriel endgültig verloren.

Am Ende der Turnhalle blieb sie stehen und spähte um die Ecke. Das Hockeyfeld auf der rückwärtigen Seite des Gebäudes war in helles Licht getaucht, das aus den Fenstern der Aula drang. Hier findet also die Party statt, dachte sie. Sie würde es unmöglich schaffen, an den Fenstern vorbeizukommen, außerdem musste sie ohnehin ins Gebäude gelangen. Deshalb machte sie kehrt und ging ein paar Stufen zu einem Seiteneingang hinunter, den sie sonst benutzte, wenn sie mit Caro zu ihrer Lieblingsbank ging. Als sie das letzte Mal hier gesessen hatten, war alles noch blanke Theorie gewesen, ein Detektivspiel. Doch nun war tödlicher Ernst daraus geworden.

»Hast du Feuer?«

April duckte sich hinter einen Busch, als zwei Männer heraustraten. Eilig flüchtete sie hinter einen Strauch. Bitte, lieber Gott, mach, dass sie mich nicht gesehen haben, dachte April und wagte kaum zu atmen. Die beiden standen rauchend am Fuß der Treppe. April stieg der Geruch nach Tabak in die Nase: Zigarren. Typisch, dachte sie. Sie hasste Zigarren, weil ihr davon immer übel wurde. Sie presste sich die Hand auf den Mund – nicht gerade der perfekte Zeitpunkt für einen Hustenanfall.

»Und was unternehmen wir wegen der anderen königlichen Familie?«, fragte der eine Mann. Er hatte eine hohe Stimme, und April konnte ihn nur mit Mühe ausmachen; er war groß und dünn.

Der andere lachte. »Das habe ich mich auch schon gefragt«, sagte er. April fiel auf, dass er einen ausgeprägten schottischen Akzent hatte. »Vielleicht schlage ich mich ja auf ihre Seite. Die Alternative würde ihnen bestimmt nicht gefallen.«

»Apropos – wir sollten lieber wieder reingehen. Schließlich wollen wir nicht, dass man uns vermisst.«

Sie warfen ihre Zigarren ins Gebüsch und verschwanden, während April einen unterdrückten Fluch ausstieß und mit hämmerndem Herzen bis dreißig zählte, ehe sie in Richtung Stufen pirschte. Ja! Sie hatten die Tür angelehnt. Eilig schlüpfte sie hinein und spürte das vertraute Prickeln des Abenteuers; nur dass sie diesmal nicht verbotenerweise in einer Bibliothek herumstöberte. Diesmal war es anders: Wenn die Vampire sie erwischten, würden sie sie garantiert töten.

Tja, ich sollte lieber zusehen, dass es nicht soweit kommt, dachte sie und ging die Stufen hinunter ins Untergeschoss. Falls Gabriel sich hier aufhielt, wurde er bestimmt irgendwo festgehalten; April hatte genug Horrorfilme gesehen, um zu wissen, dass Gefangene üblicherweise in den Keller gesperrt wurden, wo sie an den Gitterstäben rüttelten und nach ihren Anwälten riefen.

Aber das hier ist kein Film, ätzte die Stimme in ihrem Kopf. Sondern die knallharte Realität.

»Halt die Klappe«, flüsterte sie und bog in einen dunklen Korridor: die Labore. In jeder Tür war ein Fenster eingelassen. Neugierig spähte April durch das erste mit der Aufschrift »Chem 104«. Nichts. Nur eine Handvoll Bunsenbrenner. Sie versuchte ihr Glück beim nächsten, dann beim übernächsten. Wieder nichts. Nur leere dunkle

Räume mit merkwürdigen Apparaturen. Eine der Türen am Ende des Korridors war unverschlossen. Mist, bloß ein Lagerraum. Gerade als sie kehrtmachen wollte, summte ihr Telefon. April hatte zwar auf Vibration gestellt, trotzdem stieß sie einen unterdrückten Schrei aus, schlüpfte eilig in die Kammer und zog die Tür hinter sich zu.

»April, Gott sei Dank«, stieß Caro atemlos hervor. »Ich bin im Krankenhaus und ...«

»Nicht jetzt, Caro«, zischte April. »Ich bin ... beschäftigt.«

»Wo bist du?«, fragte Caro argwöhnisch.

»Im Keller von Ravenwood, inmitten von Millionen Vampiren, deshalb kann ich jetzt nicht mit dir plaudern.«

»Du bist in der Schule? Was um alles in der Welt hast du denn dort zu suchen?«

»Chessy hat mir erzählt, die Vampire planen ihren großen Coup für heute Abend und halten eine Art Kriegsrat ab. Hier, in Ravenwood.«

»Scheiße. Ist Gabriel bei dir?«

»Nein, eigentlich hatte ich gehofft, dass ich ihn hier finde.«

Caro schwieg einen Moment.

»April?«

»Was?«

»Lass dich nicht erwischen.«

April schnitt eine Grimasse und legte auf. Vorsichtig öffnete sie die Tür und schlich auf Zehenspitzen den Korridor entlang bis zu Raum »Audio Vis 108«. Es war zu dunkel, um viel zu erkennen, aber das Equipment sah eindeutig nach Hightech aus. Unter den Fenstern standen mehrere Computer und eine Weißwandtafel. Moment, was ist das?

Sie registrierte irgendetwas Farbiges, wie eine Reflexion auf Glas. Mit zusammengekniffenen Augen spähte sie in den Raum und machte ein paar mit der Wand verbundene Drähte und eines dieser altmodischen Mikrofone aus, wie man sie von Sängern in Bars kannte. War das ein Tonstudio? Keine Ahnung. Jedenfalls war dort irgendetwas, in der Ecke, ein dunkler Schemen.

»Was zum Teufel ist das?« Sie presste die Nase gegen die Glasscheibe. Das konnte doch nicht ...

Die Tür war abgeschlossen. Ja, klar, wäre ja sonst auch zu einfach, dachte sie.

April ging zu dem kleinen Lagerraum zurück und sah sich nach irgendeinem Hilfsmittel um, womit sie in den Raum gelangen könnte. Ein kaputter Bürostuhl – nein, viel zu groß, außerdem war er zu schwer. Dahinter stand ein Eimer mit einem Wischmopp darin. Zu leicht.

»Bingo!« Sie zog etwas Langes aus der Ecke – eine aufgerollte Projektionswand aus Metall. Perfekt.

Oh Gott, ich kann nur hoffen, dass das funktioniert, dachte sie und schwang sich das Ding über die Schulter. Sie kehrte zu Raum 108 zurück und rammte die Projektionswand mit voller Wucht in die Fensterscheibe in der Tür. Sie knackte zwar und war von einem Netz aus Rissen bedeckt, zerbarst jedoch nicht. Sicherheitsglas. Verdammt. April sah sich um. Der Aufprall des Metalls auf dem Glas hallte zwar wie

ein Pistolenschuss von den engen Wänden wider, doch sie konnte es nicht ändern. Sie wich zurück und versuchte es ein zweites Mal. Ihr Arm zitterte vor Anstrengung. Diesmal zerbarst die Scheibe mit einem lauten Klirren. Bestimmt hatte es jemand gehört, aber davon durfte sie sich jetzt nicht aufhalten lassen. Sie schwang sich hoch, zwängte sich durch die Lücke und landete mit dem Kopf voran in dem Raum.

»Gabriel!«, rief sie und rappelte sich auf. »Gabriel, bist du das?«

Sie blieb wie angewurzelt stehen und starrte entsetzt die Gestalt vor ihr an. Gabriel war auf eine Art Zahnarztstuhl gefesselt. Aus einem Infusionsständer sickerte eine Flüssigkeit durch einen Schlauch in seinen Arm, und an seinen Schläfen waren Drähte befestigt. Er starrte auf einen Flachbildschirmfernseher, auf dem ein Homevideo von einem Hundekampf lief: zwei Pitpulls, die sich gegenseitig blutig bissen. Doch nicht die Hunde, sondern Gabriels Anblick ließ sie erstarren. Seine Miene war ausdruckslos, ohne jedes Leben, sämtlicher Spuren einer Persönlichkeit beraubt. Seine Augen waren zwar geöffnet, doch ansonsten zeigte er keinerlei Lebenszeichen. Er sah wie eine Wachsfigur von Madame Tussauds aus.

»Gabe«, sagte sie leise und trat näher. »Ich bin's, April. Kannst du mich hören?«

Sie streckte die Hand nach ihm aus. Unvermittelt schnellte seine Hand vor und schloss sich um ihr Handgelenk.

»Gabe, bitte.« Sie versuchte, sich aus seinem Griff zu winden. »Du tust mir weh.«

Er wandte sich ihr zu. Erschrocken wich April zurück. Seine Augen glühten, und er hatte die Zähne gebleckt wie die beiden Hunde im Fernsehen. Es war dasselbe Gesicht wie an jenem Morgen auf dem Primrose Hill, als er den Drachenhauch getrunken und sich in einen Vampir zurückverwandelt hatte, nur diesmal verriet nichts, dass er sie wiedererkannte. Stattdessen zerrte die Kreatur an ihren Fesseln und wollte sich befreien, damit sie April töten konnte.

In diesem Moment ertönte ein lautes Krachen. Sekunden später waren überall Leute, Hände packten sie und zerrten sie zurück, und eine schwarz gekleidete Gestalt beugte sich mit einer Spritze über Gabriel.

»Nein!«, schrie sie. »Lasst ihn in Ruhe!«

»Das wäre wohl keine gute Idee, April.«

Der Mann, der sie festgehalten hatte, riss sie zu sich herum. Charles Tame stand im Türrahmen.

»Bringt sie her«, befahl er mit einem böartigen Lächeln. »Ich glaube, es gibt da jemanden, der gern ein paar Worte mit ihr wechseln würde.«

Wieder wurde Aprils Arm nach hinten gerissen, dann führte man sie aus dem Laborraum und den Korridor hinunter. Am Fuß der Treppe drehte sie sich noch einmal um und sah, dass Gabriel von zwei Männern weggeschleppt wurde. Sein Kopf hing schlaff herab, und seine Füße schleiften auf dem Boden.

»Was habt ihr mit ihm gemacht?«, schrie sie. »Wenn ihr ihm wehtut, bringe ich euch alle um!«

Tame baute sich vor ihr auf und packte ihr Kinn. »Nein, April, das wirst du nicht tun.« Seine Finger gruben sich schmerzhaft in ihre Wangen. »Stattdessen wirst du genau das tun, was man dir sagt, hast du verstanden?«

»Wissen Sie überhaupt, wen Sie vor sich haben?«, fauchte sie. »Wissen Sie, wer der König ist?«

Tame lachte. »Natürlich weiß ich es. Schon vom ersten Tag an, als ich nach Ravenwood gekommen bin. Wir haben gewissermaßen Seite an Seite gearbeitet.« Er sah zu Gabriel hinüber.

»Sie haben ihm das angetan? Was haben Sie mit seinem Kopf angestellt?«

»Das ist mein Spezialgebiet, April. Das weißt du doch. Der menschliche Verstand ist ein verblüffend einfacher Mechanismus, wenn man weiß, wie man ihn umprogrammiert.«

»Was haben Sie mit ihm gemacht?«, schrie April.

Tame trat vor und schlug ihr so heftig ins Gesicht, dass ihr Kopf nach hinten gerissen wurde.

»Der heutige Abend ist zu wichtig. Wir werden nicht zulassen, dass du mit deinem hysterischen Teenager-Trara unsere Pläne zunichte machst. Entweder du kooperierst, oder dein Freund hat gleich einen sehr hässlichen und leider tödlichen Unfall. Kapiert?«

Tames Augen funkelten im Schein der Deckenbeleuchtung, und sein Mund war zu einem irren Grinsen verzogen. Oh Gott, er hat den Verstand verloren, dachte sie.

»Ob du kapiert hast?«, wiederholte er.

April nickte. Wollen wir doch mal sehen, wer hier einen hässlichen Unfall hat, dachte sie. Offenbar spiegelte sich ihr Trotz auf ihren Zügen wider, denn Tame schüttelte langsam den Kopf.

»Oh nein, bilde dir bloß nicht ein, dass du eine Sonderbehandlung bekommst«, sagte er. »Der König hat von Anfang an klipp und klar gesagt, wie der Hase läuft: Entweder du siehst ein, dass wir recht haben, und schlägst dich auf unsere Seite, oder aber du kannst dir mit deinem reizenden Gabriel ein kaltes Grab teilen.«

Noch immer grinsend, sah er sie abwartend an.

Schließlich nickte sie. »Gut, dann ist es jetzt wohl Zeit für die Wiedervereinigung.«

Die Türen zur Aula wurden geöffnet. April hatte eine Party erwartet, vielleicht in der Art wie der Empfang im Crichton Club, stattdessen stand ein langer Holztisch mit etwa einem Dutzend hoher Stühle in der Mitte des Raums, auf denen ernst dreinblickende Männer und Frauen saßen. Ihr blieb keine Zeit, nach einem bekannten Gesicht Ausschau zu halten, da Tame sie unsanft vorwärts stieß, sodass sie vor dem Tisch auf die Knie fiel.

»Ladies and Gentlemen«, erklärte Dr. Tame. »Darf ich Ihnen Ravenwoods Schulsprecherin, Miss April Dunne, vorstellen? Wie es scheint, hat eine Rettungsmission sie hierher geführt. Außerdem muss ich davon ausgehen, dass sie unsere kleine Zusammenkunft stören wollte.«

April hatte erwartet, dass Dr. Tames Ankündigung einen Aufschrei oder zumindest tuschelnde Diskussionen auslösen würde, doch stattdessen herrschte Stille im Raum, als warteten die Anwesenden darauf, dass jemand ihnen ein Signal gab.

»Heben Sie sie auf«, sagte eine tiefe Stimme. April fühlte eine Hand an ihrem Rücken, und als sie sich aufrappelte, krampfte sich ihr Magen zusammen.

»Hallo, Prinzessin.«

April hob den Kopf und sah in das Gesicht ihres Großvaters.

»Komm, April«, sagte Thomas. Er legte ihr behutsam einen Finger unters Kinn und zwang sie, ihn anzusehen. »Du wirst neben mir sitzen. Da wo du eigentlich die ganze Zeit hättest sein sollen.«

April konnte ihn nur mit offenem Mund anstarren. All die Monate, in denen sie verzweifelt nach Hinweisen gesucht hatte, war die Wahrheit direkt vor ihrer Nase gewesen. Ihre Mutter, Grandma, Luke und alle anderen Familienmitglieder waren auch Vampire. Und Grandpa Thomas, ihr Fels in der Brandung, ihr Beschützer, war der gefährlichste von allen.

»Du bist der König«, sagte sie leise. »Der Vampirkönig.« Sie musste es aussprechen, musste die Worte aus seinem Mund hören.

Thomas lächelte nur. Doch es war kein höhnisches Grinsen, sondern das liebevolle Lächeln eines hingebungsvollen Großvaters.

»Ja, April, ich bin der König. Nun folge mir.«

Er führte sie zu einem Stuhl am Kopfende des Tisches. Entsetzt registrierte April, dass alle Blicke auf sie gerichtet waren. Erwarteten sie von ihr, dass sie etwas sagte? Doch in diesem Moment ergriff Grandpa Thomas abermals das Wort.

»Dies ist, wie alle mittlerweile mitbekommen haben, meine Enkelin April.«

Zu ihrer Verblüffung und Bestürzung applaudierten die Anwesenden. Und sie lächelten ihr zu!

»Dies ist zwar eine kleine Abweichung vom ursprünglichen Plan, aber offensichtlich hat sie uns das Schicksal geschickt. April ist meine Erbin, das letzte Mitglied in diesem Zweig der Familie.«

Seine Worte rissen April aus ihrer Erstarrung.

»Was? Nein!«, rief sie. »Grandpa, ich kann nicht. Ich will nicht ...«

Er legte seine Pranke auf ihre Hand und beugte sich vor. »Du brauchst nichts zu überstürzen, Prinzessin. Ich weiß, dass all das seltsam für dich sein muss, aber das hier ist die Zukunft. Unsere Zukunft.«

Voller Stolz ließ Thomas den Blick über die Anwesenden am Tisch schweifen. Erst jetzt entdeckte April David Harper, DCI Johnston und einige andere bekannte Gesichter – teils aus den Fernsehnachrichten oder vom Empfang im Crichton Club. Sie alle sahen sie erwartungsvoll an.

»Ist das der Beirat?«, fragte sie.

Höfliches Lachen wurde laut.

»Nein, Schatz. Das ist der Rat des Lichts.«

»Licht? Ich dachte, hier geht es um die Dunkelheit.«

»Wir sind hier nicht in einem Horrorfilm, April«, sagte Thomas. »All diese Leute sind genauso wie du – sie sind menschlich, keine Vampire. Aber sie sind eben zukunftsorientiert. Es sind Menschen, die wollen, dass sich die Welt verändert. Dass endlich alle begreifen, dass Vampire unter ihnen leben und wir gemeinsam dieses Land mit ihnen regieren wollen, das ist ihr großes Ziel.«

»Nein! Ich bin nicht wie diese Leute.«

Sie schob ihren Stuhl zurück, als wollte sie sich allein durch diese Geste von ihnen distanzieren.

»Ist dir denn nicht klar, was du da tust?«, schrie sie. »Begreifst du nicht, mit wem du dich eingelassen hast?«

»April, bitte.«

»Nein, Grandpa. Ich habe heute Abend miterlebt, wozu ›deine Leute‹ fähig sind. Ein Monster hat ein unschuldiges Mädchen angegriffen und ihr Blut getrunken.«

»Wir sind keine Monster, April.« Thomas' Stimme war ganz ruhig, doch das Blitzen in seinen Augen verriet, wie wütend er war. »Vampire haben einfach nur eine andere physiologische Grundstruktur. Wir brauchen Plasma, und nur weil die Gesellschaft unsere Andersartigkeit nicht akzeptieren kann, sind wir zu derart drastischen Methoden gezwungen.«

April lachte fassungslos. »Du willst mir also erzählen, ihr wäret eine unterdrückte Minderheit? Das ist doch Schwachsinn, Grandpa. Dieses Monster hätte in diesem Moment kein Blut trinken müssen, sondern hat es aus reiner Lust am Schmerz und an der Angst ihres Opfers getan. Und das ist deine Vorstellung von einer strahlenden Zukunft?«

Sie sah, dass Thomas' Blick erneut über die Gesichter der Anwesenden schweifte.

»Nein, das ist meine Vorstellung von einer dunklen Vergangenheit, von der wir uns distanzieren und die wir in den Griff bekommen müssen. Wir dürfen nicht zulassen, dass das Bild der Vampire als leichenfressende Dämonen unsere Pläne zunichte macht.«

Die Anwesenden quittierten seine Worte mit Applaus.

April lauschte fassungslos.

»Das Ganze ist kein beschissenes PR-Problem«, rief sie ihnen zu. »Diese Kreaturen werden unsere Welt zerstören.«

Die Anwesenden lächelten nachsichtig. Schließlich rutschte Dr. Tame auf seinem Stuhl vor.

»Es wird keinen Krieg geben, April, keine Revolution und keine Armee, die nur darauf wartet, die Palasttore zu stürmen. Sondern eine friedliche Allianz gleich denkender Individuen, die lediglich das Ziel verfolgt, dass unsere Nation von den jeweiligen Gaben profitiert.«

»Nein!«, schrie April und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Kapierten sie denn nicht? »Mit den Vampiren kann man nicht verhandeln. Sie werden Sie alle wie Vieh abschlachten.«

Thomas stand auf und hob die Hände.

»Ich denke, dies ist der richtige Zeitpunkt für eine kleine Pause«, sagte er. »In der Mensa warten ein paar Erfrischungen. Wir treffen uns« – er blickte auf die Uhr über dem Podium – »sagen wir, um acht?«

Die Atmosphäre war höflich, nett und gesittet, als hätte sich eine Gruppe Verkaufsleiter zu einem Teambuilding-Seminar eingefunden und nicht die mächtigsten Meinungsmacher eines Landes, die die Zerstörung ihrer gesamten Kultur und Lebensweise in die Wege leiteten. Dr. Tame begleitete die Anwesenden

durch die Doppeltüren hinaus und schloss sie hinter ihnen, während April und ihr Großvater allein zurückblieben. April erhob sich ebenfalls.

»Bitte, April, bleib.«

»Ich muss Gabriel finden«, sagte sie. »Er braucht mich.«

Doch Thomas nahm ihren Arm. »Ich brauche dich, meine Kleine.« Etwas an seinem Tonfall ließ April innehalten.

»Was meinst du damit, du brauchst mich?«

»Ich sterbe, April«, sagte er.

Trotz ihrer Wut zog sich Aprils Herz zusammen. In diesem Moment hatte sie nicht den König der Vampire vor sich, sondern ihren Grandpa, jenen Mann, der sie auf den Knien geschaukelt hatte, ihren Fels in der Brandung, den einzigen Menschen neben ihrem Vater, auf den sie immer hatte zählen können.

»Warum? Was ist los, Grandpa?«

Thomas lächelte traurig.

»Ich bin alt, mein Schatz, und erschöpft. Auch geborene Vampire altern, und ich bin sehr, sehr alt. Ich spüre es in meinen Knochen. Hab keine Angst. Mir bleibt noch genug Zeit, um zu tun, was ich in die Wege geleitet habe, aber dafür brauche ich deine Hilfe.«

Am liebsten hätte April die Arme um Thomas geworfen und ihn an sich gedrückt, sich von ihm in den Armen halten lassen, sicher und wohlbehalten. Doch ihre Wut, ihre Verwirrung waren noch zu groß.

»Wieso hast du mir nichts davon gesagt, Grandpa?«

»Deine Mutter. Sie hat gesagt, ich soll warten. Ich wollte dir alles über unsere Familie und unser Erbe erzählen – ich habe es auch versucht –, aber Silvia wollte, dass du als ganz normales Kind aufwächst.«

»Aber ich bin – ich war – ein normales Kind. Nur weil du ...«, stammelte sie und machte eine hilflose Geste.

»Weil ich ein Vampir bin? Ja, April, ich bin ein Vampir. Genauso wie deine Mutter. Und genauso wie du. Schon seit Jahrhunderten gehören wir zur königlichen Familie.«

»Also ist alles, was du über den Schwarzen Prinzen erzählt hast, wahr? Ich dachte, du sagst das nur, damit ich glaube, unsere Familie sei wichtiger, als sie es in Wahrheit ist.«

Thomas lachte leise. »Nein, du bist eine echte Prinzessin«, erklärte er voller Stolz. »Manche glauben sogar, wir hätten schon vor Urzeiten regiert, noch vor den Mayas und den Azteken.« Angewidert verzog er das Gesicht. »Bevor sie sich wie Ratten in Europa ausgebreitet haben. Und jetzt ist es an der Zeit, zurückzukehren und unsere rechtmäßige Stellung zu beanspruchen. Als Könige und Königinnen.«

April schüttelte den Kopf.

»Du klingst wie ein Größenwahnsinniger Diktator.«

»Mit Größenwahnsinn hat das rein gar nichts zu tun, Prinzessin«, herrschte er sie an. »Es ist absolut logisch, dass wir regieren sollten. Wir sind in jeder Hinsicht überlegen – wir sind stärker, schneller, intelligenter.«

»Du vielleicht, aber ich bin nur eines der armen Viecher, die darauf warten, angezapft zu werden. Ich gehöre zu den Blutern, schon vergessen?«

»Nein, Prinzessin, das tust du nicht. In deinen Adern fließt königliches Blut. Du bist etwas ganz Besonderes.«

»Aber wieso nimmst du nicht Mum? Sie wurde als Vampir geboren. Wieso setzt du sie nicht auf den Thron?«

»Sie hat sich von mir abgewandt.« Seine Wut war unübersehbar. »Ich habe ihr die Hand hingestreckt, ihr die Krone angeboten, aber sie hat mir ins Gesicht gespuckt. Ich sei völlig verrückt, hat sie gesagt. Aber ich wusste immer, dass du eines Tages zu mir kommen würdest.«

Er streckte die Hand aus, um ihr übers Haar zu streichen, doch April wich zurück.

»Nein, Grandpa!« Wieder wandte sie sich den Doppeltüren zu. »Ich will das alles nicht. Nichts von alldem.« Sie musste hier raus; raus aus dieser Falle, in die er sie gelockt hatte. Sie musste Gabriel finden, ihn an der Hand nehmen und weglaufen, ganz weit weg, irgendwohin, wo für diesen Irrsinn kein Platz war. Gerade als sie die Tür öffnen wollte, drückte Thomas sie zu.

»Du wirst dich nicht auch noch von mir abwenden, Prinzessin«, sagte er. Es war eine unüberhörbare Drohung. »Ich habe deine Mutter aufs Abstellgleis geschoben, und dasselbe kann ich jederzeit auch mit dir tun.«

April sah ihn an. Sie war hin und her gerissen. Er war ihr Großvater, ihre Familie. Und er war krank. Aber sie liebte auch Gabriel, und er brauchte ihre Hilfe.

»Ich weiß, dass du mich brauchst, Grandpa«, sagte sie. »Aber was ist mit den Leuten, die in deine neue Welt nicht hineinpassen? Was ist mit meinen Freunden, mit den Vampiren, die mit alldem hier nichts zu tun haben wollen?«

»Du meinst diesen Gabriel, stimmt's?«

»Ja. Ich liebe ihn, Grandpa. Ich weiß, dass du das nicht verstehst, aber es ist so.« Thomas' Züge verhärteten sich.

»Vergiss ihn, Prinzessin. Er tut dir nicht gut.«

Wut brandete in April auf. Man hatte sie belogen, manipuliert, herumgeschoben, und nun war Gabriel Opfer von irgendwelchen verrückten Experimenten geworden? Sie hatte keine Ahnung, was in diesem Keller passierte, jedenfalls hatte er schweren Schaden genommen, so viel stand fest. Und niemand tat dem Mann weh, den sie liebte.

»Ich bestimme selbst, wer und was mir gut tut und was nicht«, gab sie zurück und sah Thomas in die Augen. »Und diesen Prinzessinnen-Blödsinn kannst du dir abschminken, bis ich sicher bin, dass es ihm gut geht.«

»Nun gut«, sagte Thomas. »Wenn du es so haben willst.«

Er trat auf den Korridor. Sie hörte ihn mit Dr. Tame sprechen.

Wenig später öffneten sich die Türen, und Dr. Tame erschien mit Gabriel. Er schleppte ihn zu einem der Stühle, setzte ihn hin und trat zurück. Gabriels Kopf rollte nach hinten, und seine halb geöffneten Lider flatterten. »Was haben Sie mit ihm angestellt?«, rief April, ging neben ihm in die Hocke und legte ihm die Hand auf die Stirn. Er glühte förmlich, als hätte er hohes Fieber.

»Los, raus mit der Sprache!«, schrie sie. »Was ist mit ihm?«

»Er ist ein Komplettausfall«, antwortete Tame mit einem Blick in Thomas' Richtung.

»Ein fehlgeschlagenes Experiment. Eigentlich sollte er Soldat sein, aber Soldaten sind dafür geschaffen, Befehle auszuführen. Was dein kleiner Freund aber nicht konnte.«

April hob abrupt den Kopf. Natürlich! Grandpa Thomas war der König, Gabriels geheimnisvoller Meister und derjenige, der den armen, kummergebeutelten Studenten nach dem Tod seiner geliebten Freundin in ein Geschöpf der Nacht verwandelt hatte. Die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag in die Magengrube. Denn wenn das stimmte, würde Gabriel niemals frei sein.

»Du hast ihn verwandelt? Du?«

Thomas lachte bitter. »Und seither ist er mir ein ständiger Dorn im Fleisch. Ich hätte ihn gleich töten sollen, als ich ihn das erste Mal gesehen habe.«

»Wieso hast du es dann nicht getan?«

»Weil ich eine Armee brauchte. Ich wollte ein Bataillon aus perfekten Killermaschinen auf die Beine stellen, das dieses gottverdammte Land gewaltsam einnimmt.«

»Du hast Gabriel als ... als Versuchskaninchen missbraucht?«

Thomas wandte den Blick ab, und seine Stimme wurde eine Spur weicher.

»Es war eine goldene Zeit, Prinzessin. Die Wissenschaft hatte gerade begonnen, den Planeten zu erobern. Dank der Elektrizität, ihrer Flotte und ihren Truppen hatte Victoria das größte Empire aller Zeiten aufgebaut. Und mit den Fortschritten bei der Entwicklung von Medikamenten, in der Chirurgie und sogar der Psychologie eröffnete sich die perfekte Gelegenheit, um das Rad der Geschichte zu drehen, das Pendel in unsere Richtung schwingen zu lassen.«

»Was hast du dort unten mit Gabriel angestellt?«

»Neuroendokrine Disassoziation«, verkündete Tame voller Stolz. »Daran arbeite ich bereits seit geraumer Zeit. Die Idee ist, in den Kopf des Subjekts einzudringen und es komplett umzumodeln, es all seiner Ängste und Gewissensbisse zu berauben. Im Lauf der Jahre haben die sogenannten Berater deines Großvaters alles versucht: Halluzinogene, Tiefenhypnose – und bei allem Respekt, aber nichts davon hat funktioniert. Ehrlich gesagt waren die ersten Versuche die reinste Katastrophe. Sie haben Whitechapel in ein Blutbad verwandelt.«

»Whitechapel?«, wiederholte April entsetzt. »Sie wollen damit sagen, dass Gabriel ... Jack the Ripper ist?«

Tame gab ein hohes Kichern von sich. »Das nicht. Diese Morde wurden von Vampiren begangen, von frühen Prototypen unserer Armee, die in einem Feldversuch hinausgeschickt wurden, wenn man es so bezeichnen will. Aber dein Freund hier, nun ja ...«

»Er hat versucht, mich zum Narren zu halten«, unterbrach Thomas scharf. »Eine Art kleinkariierter Rache, weil seine kleine Freundin gestorben ist. Er hat meine Soldaten getötet, einen nach dem anderen, und hat ihre Leichen herumliegen lassen, damit jeder sie sehen kann. Aus diesem Grund behalte ich ihn ständig im Auge und werde ihn niemals in Ruhe lassen. Das ist die Strafe dafür, dass er sich gegen mich

aufgelehnt hat.«

»Ihn bezeichnest du als kleinkariert?«, blaffte April. »Du bist doch derjenige, der seit hundert Jahren einen Groll gegen ihn hegt, nur weil er nicht nach deiner Pfeife getanzt hat, verdammt.«

»Ich habe schon Schlimmeres mit Leuten angestellt, die sich geweigert haben, meine Sichtweise zu akzeptieren.« Thomas' Lippen kräuselten sich verächtlich.

»Meinen Vater, zum Beispiel?«

Erst jetzt gestattete sie sich den Gedanken an ihn. Wie hatte sie es die ganze Zeit geschafft, ihn zu verdrängen? Er lag doch so nahe. Andererseits entpuppte sich praktisch alles Unmögliche, Groteske und Abscheuliche heute Abend als wahr. Weshalb also nicht auch das?

»Dein Vater?« Einen Moment lang schien Thomas' Arroganz zu verfliegen.

»Ja, mein Vater. William Dunne. Der Mann, dessen Ermordung du angeordnet hast.«

Thomas schüttelte den Kopf. »Nein, Prinzessin, ich habe seine Ermordung nicht angeordnet.«

April verzog das Gesicht zu einem höhnischen Grinsen. »Und ich nehme an, du wusstest auch nichts davon, ja? Das ist doch Schwachsinn, Grandpa. Du bist der Vampirkönig. Wer würde deinen Schwiegersohn töten, ohne dass du ihn angewiesen hast?«

»Ob du es glaubst oder nicht, aber ich habe niemanden zu eurem Haus geschickt, damit er ihn tötet«, erklärte Thomas.

»Wieso ist er dann trotzdem tot?« April sah ihrem Großvater in die Augen, bis er den Blick abwandte.

»Dachte ich es mir doch.« April wandte sich zu Gabriel um, packte ihn am Hemd und versuchte ihn zum Aufstehen zu bewegen. »Komm, Gabe, ich bringe dich hier weg.« Doch es war, als versuche man, einen nassen Kartoffelsack hochzuwuchten.

»Bitte, Gabe«, flehte sie und blickte in seine halb geschlossenen Augen. »Hilf mir. Ich schaffe es nicht allein.«

Thomas trat zu ihr.

»Gabriel«, sagte er leise.

Unvermittelt schlug Gabriel die Augen auf und sah ihn an.

»Steh auf, Gabriel!«

Gabriel sprang auf. April starrte ihn mit offenem Mund an.

»Grandpa, was tust du da?«, fragte sie, doch Thomas beachtete sie nicht.

»Heb die Hände.«

Gabriel gehorchte.

»Und jetzt leg sie Dr. Tame um den Hals und drück zu.«

»Was? Nein!«, rief der Rektor, doch Gabriels Finger hatten sich bereits um seinen bleichen Hals gelegt und drückten zu. Tame öffnete den Mund. Erstickte Laute drangen aus der Tiefe seiner Kehle.

»Hör auf, Gabriel«, rief April und packte seine Hände, doch er ließ nicht von Tame ab. Inzwischen schienen Tames Augen in den Höhlen nach hinten zu kippen. April

wandte sich Thomas zu. Sie mochte nicht gerade ein Fan des Rektors sein, aber sie konnte unmöglich dastehen und ihm tatenlos beim Sterben zusehen.

»Mach, dass er aufhört!«, schrie sie. »Ich warne dich, Grandpa ...«

Thomas' Hand schnellte vor und legte sich um Aprils Handgelenk.

»Du warnst mich?«, zischte er und zog sie heran, sodass ihre Gesichter sich beinahe berührten. »Du wagst es, dem König zu drohen? Du bist genauso wie deine Mutter. Keine von euch beiden verdient es, die Krone zu tragen.«

Er schleuderte sie zu Boden und baute sich über ihr auf.

»Entscheide dich«, sagte er mit kalter, gebieterischer Stimme.

»Entscheiden?«, fragte April und blickte ihn aus weit aufgerissenen Augen an.

»Zwischen ihm und mir. Du hast die Wahl zwischen einem wertlosen Sklaven und der ruhmreichen Regentschaft eines Königreichs, das bis in die Unendlichkeit existieren wird. Ich gebe dir drei Sekunden.«

»Grandpa! Nein!«, schrie April mit hämmerndem Herzen. Das konnte doch nicht sein Ernst sein!

»Eins ...«

»Grandpa!«

»Zwei ...«

»BITTE!«

»Drei. Na gut. Wenn du ihn willst, sollst du ihn haben.«

Er wandte sich Gabriel zu. Tames Gesicht hatte mittlerweile eine bläuliche Färbung angenommen.

»Gabriel. Leg April die Hände um den Hals und drück zu.«

April blieb kaum Zeit, Luft zu holen, als Gabriel von Tame abließ und sich ihr zuwandte. Seine Hände legten sich um ihren Hals, und seine Daumen drückten auf ihre Luftröhre. Ihr Herz begann zu hämmern, das Blut rauschte in ihren Ohren. Sie packte seine Handgelenke und versuchte, seinen Griff um ihren Hals zu lösen, doch er war zu stark.

»Tut mir leid, Prinzessin«, sagte Thomas seelenruhig. »Ich hatte so große Hoffnungen in dich gesetzt.«

»Hör auf«, krächzte sie. »Gabriel ... bitte ... ich liebe dich.«

Einen Moment lang schien sich der Nebel in seinen Augen zu lichten, und sein Griff lockerte sich kaum merklich. Es war, als betrachte er sie wie aus weiter Ferne, als versuche er verzweifelt, ein bekanntes Gesicht in einer riesigen Menge auszumachen.

»April?«, flüsterte er.

»Ja, ich bin's«, sagte sie und berührte seine Wange.

»Ja, Gabriel«, schnitt sich Thomas' Stimme durch die nachfolgende Stille. »Das ist April. Und jetzt mach weiter. Ich habe dich verwandelt, deshalb bin ich dein Meister. Und jetzt tu, was ich dir sage, und bring sie um.«

Es war, als lege sich ein Schraubstock um ihre Kehle. Die Worte, die sie hatte sagen wollen, blieben ihr im Halse stecken, und sie spürte einen dumpfen Schmerz in ihrer Brust, der sich schon bald in ihrem restlichen Körper ausbreiten würde. Dennoch starrte sie weiter wie gebannt in Gabes Augen, suchte nach einem Zeichen des

Erkennens, doch da war nichts. Er war nicht länger der Mann, der sie liebte, sondern nur ein Vampir, ein gehorsamer Killer, der seine Befehle ausführte. Es ist nicht deine Schuld, mein Geliebter, dachte sie, während ihr schwindlig wurde. Das bist nicht du.

Unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte holte sie aus und trat Gabriel so fest gegen die Kniescheibe, wie sie nur konnte. Er stieß einen verblüfften Schmerzensschrei aus, während seine Beine nachgaben und er auf der linken Körperseite aufschlug, wobei sein Arm ein übelkeiterregendes Knacken von sich gab. Keuchend und hustend sackte April auf dem Boden zusammen und versuchte, so viel Luft in ihre Lungen zu bekommen, wie sie nur konnte. Obwohl sie wusste, dass sie sich aufrappeln und so schnell wie möglich von hier verschwinden sollte, kroch sie zu Gabriel hinüber.

»Gabe«, krächzte sie und legte beide Hände um sein Gesicht. »Ich bin's, April. Erkennst du mich denn nicht? Bitte ... bitte, sag ja.«

Tränen strömten ihr übers Gesicht, als sie in seine Augen blickte, und ihr Herz schien in zwei Teile zu zerbrechen. Wenn Gabriel nicht länger da war, wenn er sich in den Killer aus seinen Träumen verwandelt hatte, gab es auch für sie vielleicht keinen Grund mehr, noch länger am Leben zu bleiben. Einen Moment lang schien jede Hoffnung dahin zu sein, doch dann sah sie etwas – für den Bruchteil einer Sekunde schien etwas in seinen dunklen Augen aufzuflackern.

»Hey, Baby«, sagte er. »Ich glaube, du hast mir den Ellbogen gebrochen.«

April blieb keine Zeit für eine Antwort. Ein dumpfes Poltern ertönte, Gabe wurde aus ihren Armen gerissen und flog quer durch die Luft. Alles schien sich wie in Zeitlupe zu bewegen, wie im flackernden Schein eines Stroboskops – erstarrte Bilder, eines nach dem anderen, das Drehbuch eines wahr gewordenen Horrorfilms. Sie sah, wie ihr Großvater den Stuhl packte, hörte das schauerliche Knacken, als er ihn auf Gabriels Schädel niedersausen ließ, und registrierte die Holzsplitter und die Blutlache, die sich auf dem Fußboden ausbreitete.

»Nein!« Abrupt kehrte sie ins Hier und Jetzt zurück, stemmte sich hoch und stürzte sich auf ihren Großvater. Mit gebleckten Zähnen grub sie ihm die Nägel ins Gesicht, wohl wissend, dass sie ihn jederzeit töten könnte. Sie musste lediglich ihre Zähne in seinem Hals versenken, sich zurücklehnen und zusehen, wie ihr Gift ihn von innen heraus zerfraß, wie sich das dichte Netz aus schwarzen Tentakeln unter seiner Haut ausbreitete, wie sie es bei Benjamin und Chessy gesehen hatte. Es wäre so einfach. Und so richtig. Sein Tod würde auch das Ende von alldem hier bedeuten.

»Tu's«, stieß er hervor.

April blickte ihrem Großvater ins Gesicht.

»Bring es zu Ende«, sagte er. »Beweise, dass du stark bist, Prinzessin. Nimm mein Leben und setz dir die Krone auf.«

Mit einem Mal war Aprils Versand glasklar. Nach all den Monaten der Verwirrung, des Schmerzes und der Qual, denen sie ausgesetzt gewesen war, in denen sie sich gefragt hatte, wer sie war, wem sie trauen konnte und was sie wollte, sah sie es nun klar und deutlich vor sich: Sie war April Dunne, und sie tat, was sie für richtig hielt. Sie beugte sich vor und küsste Thomas auf die Wange.

»Nein«, sagte sie. »Das werde ich nicht tun.«

Sekunden später flog sie quer durch den Raum, wie eine Marionette, deren Fäden durchtrennt waren. Sie fiel gegen den Tisch, wobei sie mehrere Stühle mit sich riss, die polternd auf dem Boden landeten.

»NEIN!«, dröhnte Thomas. »DU WIRST DICH MIR NICHT WIDERSETZEN! ICH BIN DER KÖNIG!«

Er streckte die Hand aus, riss April scheinbar mühelos vom Boden hoch und schleuderte sie gegen die Bühne. Schmerzhaft bohrte sich die hölzerne Kante in ihren Rücken, und sie stöhnte auf, als Thomas sie erneut packte und gegen die Wand drängte. April versuchte sich zu wehren, doch er schien geradezu übermenschliche Kräfte zu besitzen.

»Mehr kriegst du nicht hin, Furie?«, zischte er und lächelte beim Anblick ihrer entsetzten Miene.

»Oh ja, ich wusste es«, höhnte er. »Hältst du mich etwa für so dumm? Glaubst du, ich wüsste nicht, wieso Silvia davongelaufen ist? Ein sternförmiges Geburtsmal lässt sich nicht so leicht verbergen. Ich habe es gesehen, als ich dich das erste Mal auf dem Arm hielt.«

Er hielt inne, weidete sich an ihrem Entsetzen, an der Wirkung seiner Worte.

»Furie!« Seine Lippen verzogen sich angewidert, als er das Wort ausspie. »Vor mehr brauchen wir uns nicht zu fürchten? Ich dachte, mein Blut flösse in deinen Adern. Ich dachte, wir könnten über diese elenden Maden regieren, sie zusammen zu unseren Sklaven machen. Aber du bist schwach, genauso wie dein Vater. Und genau aus diesem Grund werde ich auch dich töten.«

Beim Anblick von Aprils ungläubiger Miene brach er in Gelächter aus.

»Du?«, stieß sie hervor. »Du hast meinen Vater getötet? Aber du sagtest doch gerade ...«

»Nein, April, ich sagte, ich hätte seinen Tod nicht angeordnet. Das wollte ich schon selbst übernehmen. Dieses Vergnügen wollte ich niemand anderem überlassen.«

»Vergnügen?«, schrie April. »Aber er war mein Dad!«

»Er war es nicht wert, Teil dieser Familie zu sein«, stieß Thomas hasserfüllt hervor. »Dein wunderbarer Vater hat meine Dynastie zerstört, hat unser Blut geschwächt – und besaß dann auch noch die Arroganz zu glauben, er könnte mir meinen Krieg wegnehmen.«

Er näherte sich April. Sein Gesicht verzog sich zu einer hässlichen Fratze – die gebleckten Zähne und die gekräuselte Schnauze eines Wolfs, das wahre Gesicht eines Vampirs.

»Er musste sterben«, flüsterte er.

Aprils Hand schnellte vor, und ihre Nägel gruben sich in seine Wange. Thomas schien es nicht zu bemerken. Er berührte die Wunde flüchtig und hielt seinen Finger April entgegen.

»So sieht königliches Blut aus, Furie. Sieh es dir genau an, denn das ist das Letzte, was du sehen wirst.«

Seine Pranke kam immer näher, und April konnte lediglich tatenlos zusehen. Ich liebe dich, Gabriel. Es tut mir so leid. Ich bin schuld, dass wir beide sterben müssen,

dachte sie und fragte sich flüchtig, ob Vampire wohl in den Himmel kämen.

»Lass sie los.«

Thomas wirbelte herum. Die Tür hinter ihm war weit geöffnet, und im Türrahmen stand – endlich hast du es kapiert, dachte April – Silvia. Hatte sie alles mitangehört? Hatte sie es schon vorher gewusst? Hatte sie gewusst, dass ihr eigener Vater ihren Ehemann getötet hatte? Den Mann, den sie geliebt hatte? Ihre Miene sprach Bände – sie war kalt und versteinert. Wutverzerrt.

»Vielleicht hast du mich ja nicht verstanden.« Silvias Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Ich sagte, lass sie los.«

Thomas zuckte mit den Achseln und ließ April fallen. Während sie zu Boden glitt, bemerkte sie, dass der sogenannte Rat des Lichts sich hinter Silvia versammelt hatte.

»Oh, so ist das also, ja?«, lachte Thomas. »Du planst einen Staatsstreich und versuchst, mir meine Machtbasis wegzunehmen. Tja, dafür ist wohl ein wenig mehr nötig ...«

Mit unfassbarer Geschwindigkeit überwand Silvia die Distanz zwischen ihr und ihrem Vater und grub ihre Zähne in seinen Hals, bevor er auch nur Gelegenheit hatte, ein weiteres Wort zu sagen. Oh Gott, Mum, bitte nicht, dachte April, doch sie wusste, dass es zu spät war, viel zu spät. April konnte nur entsetzt mitansehen, wie dunkelrotes Blut zwischen den Fingern ihres Großvaters hervorquoll und er langsam in sich zusammensackte. Aber wie ist das möglich?, fragte sie sich erschüttert. Er ist doch der König der Vampire. Wie konnte Silvia ihn töten? In diesem Moment schien der Bann zu brechen, und April schrie auf.

»Nein!«, rief sie schluchzend, doch Silvia war bereits bei ihr, schlang die Arme um sie und drückte sie an ihre Brust, während April von heftigen Schluchzern geschüttelt wurde.

»Nicht hinsehen, Schatz«, flüsterte sie und strich April übers Haar. »Es ist vorbei. Endgültig vorbei.«

Dreißigstes Kapitel



Vom Zimmer im dritten Stockwerk des Krankenhauses konnte April auf den Friedhof blicken, der im hellen Sonnenlicht förmlich zu leuchten schien. Dass man das Krankenhaus direkt neben dem Friedhof bauen konnte ... offenbar war hier ein Stadtplaner mit einem etwas makabren Sinn für Humor ans Werk gegangen. Oder war es reiner Zufall? Sie beugte sich vor und wischte ihren Atem von der Fensterscheibe. Vor einer scheinbaren Ewigkeit hatte ein Monster mit rotgeränderten Augen und irrem Gelächter sie in diesen Friedhof gejagt – ein Vorfall, der ohne Weiteres in einer Tragödie hätte enden können; stattdessen spürte sie, wie sich beim Gedanken daran eine köstliche Wärme in ihrer Brust ausbreitete. In dieser Nacht hatte Gabriel sie gefunden und geküsst, während die Schneeflocken vom Himmel geschwebt waren. Und er hatte ihr gestanden, dass er sie liebte.

»Wieso lächelst du?«, fragte Gabriel.

»Ich dachte nur gerade, wie nett es ist, dass du zur Abwechslung einmal der Patient bist und ich dich besuchen komme«, sagte sie und drehte sich wieder zum Bett um. »Ich hätte dir ein paar Weintrauben mitbringen sollen, aber wahrscheinlich hättest du sie mit dem Arm in der Schlinge sowieso nicht essen können.«

»Bewegen kann ich ihn schon«, murrte Gabriel und zog den Verband um seinen Kopf ein Stück zur Seite. »Und die Wunde hier ist auch beinahe verheilt.«

»Das weiß ich, aber diesmal machen wir es, wie es sich gehört. Normale Menschen gehen ins Krankenhaus, wenn sie eins übergezogen bekommen haben, und normale Menschen brauchen Verbände und Schlingen, und von jetzt an wirst du normal sein, Gabriel Swift, ob du es nun willst oder nicht.«

»Aber ich ...« Er senkte die Stimme. »Aber eigentlich bin es nicht, oder?«

»Nein, das bist du nicht.« Sie beugte sich vor und küsste ihn auf die Schulter. »Du musst nur so tun, bis die Polizei uns abkauft, dass wir uns diese ganze Geschichte nicht bloß ausgedacht haben.«

»Was wir aber getan haben.«

April nickte.

»Was wir aber getan haben.«

Aber was blieb ihnen anderes übrig? Kein Mensch hätte ihnen die Wahrheit abgekauft. Wer würde schon glauben, dass ihre Mutter als Geschöpf der Nacht geboren worden war und ihren eigenen Vater getötet hatte, um zu verhindern, dass er – und seine Gefolgschaft – die Weltherrschaft ergriff?

Die Erinnerung an jenen Moment dämpfte Aprils gute Laune schlagartig. Ihr Großvater, reglos inmitten einer dunklen Blutlache ... hatte er tatsächlich ihren Vater getötet? Ja, er hatte es zugegeben ... besser gesagt, er hatte sogar voller Stolz damit

geprahlt. Und dann hatte er versucht, sie zu töten – auch das konnte sie nicht vergessen, ebenso wenig wie den Ausdruck in seinen Augen, den Irrsinn, den Hass und die Gier. Weshalb fiel es ihr nur so schwer? Weshalb konnte sie nicht akzeptieren, dass ihr heiß geliebter Grandpa der Bösewicht dieser Horrorgeschichte war? Weil es komplett verrückt war. Deshalb. Aber irgendwie musste sie es schaffen.

Immer schön eines nach dem anderen, dachte sie und drückte Gabriels Hand.

Es klopfte leise an der Tür. April hob den Kopf und sah Detective Inspector Reece im Türrahmen stehen.

»April?«, sagte er. »Könnte ich dich kurz sprechen?«

Sie warf Gabriel einen Blick zu und nickte.

»Ich habe gerade mit meinem Boss gesprochen – meinem neuen Boss – und habe gute Nachrichten. Wir werden dem Vorfall nicht weiter nachgehen.«

»Wirklich?«

Er zuckte mit den Achseln.

»Wir haben mehrere verlässliche Zeugen, die deine Version der Ereignisse bestätigen, April. Und in Anbetracht von Dr. Tames ... äh ... Geisteszustand wäre jede weitere Ermittlung eine reine Vergeudung von Zeit und Personal, denke ich.«

Als die Polizei in der Schule eingetroffen war, hatten sie April über dem reglos daliegenden Gabe kauern vorgefunden. Nur wenige Meter neben ihm hatte Thomas in einer riesigen Blutlache gelegen. Und daneben Dr. Charles Tame, der kichernd Thomas' Hand gehalten und wieder und wieder »Der König ist tot. Es lebe der König« gebrabbelt hatte. Der Notarzt hatte ihm ein Beruhigungsmittel gespritzt und ihn dann auf direktem Weg in eine geschlossene Abteilung im Whittington Hospital verfrachtet – vermutlich befand er sich in diesem Moment nur ein paar Stockwerke ober- oder unterhalb von ihnen. April unterdrückte einen Schauer.

»Und was passiert jetzt?«, fragte Gabriel. »Mit Dr. Tame, meine ich?«

Der Polizist hob die Brauen.

»Wir werden abwarten müssen. Obwohl er deutliche Würgemale am Hals hatte – wenn ich es richtig verstanden habe, haben Sie ja versucht, ihn aufzuhalten, mein Junge –, konnte er uns seine Version der Vorfälle schildern.«

»Und?«

»Er scheint zu glauben, dass dein Großvater ein Vampir war, April.«

»Ein Vampir.« April sah Gabriel an, der mit keiner Wimper zuckte.

»Laut Dr. Tame war dein Großvater der Vampirkönig, der Kopf einer gigantischen globalen Verschwörung, die die Versklavung aller Menschen zum Ziel hatte. Gabriel hält er für einen Zombie-Killer, dem dein Großvater befohlen hat, ihn zu erwürgen. Es tut mir leid, April. Du hast schon mehr als genug mitgemacht, aber ich hielt es für besser, wenn du es von mir erfährst.«

April blickte auf ihre Hände und nickte.

»Danke, Mr Reece.«

Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

»Aber er wirkte so normal. Wieso hat er ...«

»Wieso er den Verstand verloren hat? Dieselbe Frage habe ich auch gestellt.

Offenbar sind solche Nervenzusammenbrüche bei überehrgeizigen Menschen keine Seltenheit. Wenn das Gehirn dem Druck nicht länger standhält, kann dies eine unterschwellige Schizophrenie ans Tageslicht treten lassen. Höchstwahrscheinlich hat die Fixierung auf deinen Großvater begonnen, als Mr Hamilton den Polizeipräsidenten gebeten hat, Dr. Tame von seiner Funktion als Berater für die Polizei zu entbinden.«

»Ich wusste gar nicht, dass er das getan hat«, sagte April.

»Es gab doch diesen Vorfall, als Dr. Tame zu dir nach Hause gekommen ist und dich bedroht hat, richtig? Ich habe den Bericht noch nicht vollständig gelesen. Nachdem er erst einmal zu der Überzeugung gelangt war, dein Großvater sei der große Feind, war sein instabiles Gehirn offenbar geradezu prädestiniert, dieses absurde Alternativuniversum zu erfinden, um seine Taten irgendwie zu rechtfertigen. Wir ermitteln auch im Mord an Calvin Temple gegen ihn.«

»Sie glauben, er könnte auch ihn auf dem Gewissen haben?«

»In Anbetracht des Grolls, den er gegen deinen Großvater gehegt hat, wäre es durchaus vorstellbar, aber ich bin nicht sicher, ob wir die Wahrheit jemals herausfinden werden. Eines steht allerdings fest: Dieser Mann wird nie wieder jemandem etwas tun. Nicht dass das ein großer Trost für dich wäre, aber ...«

»Nein, das ist immerhin etwas, Mr Reece.«

April hatte Gewissensbisse, weil Charles Tame die Schuld für etwas in die Schuhe geschoben bekam, das er nicht getan hatte, andererseits war er auch keineswegs ein Unschuldslamm, oder? Er hatte sich mit größter Freude bereit erklärt, Hunderte Jugendliche in Vampire oder willenlose Sklaven zu verwandeln, und höchstpersönlich die Schaffung einer Zombie-Armee überwacht, angefangen mit der brutalen Neuprogrammierung von Gabriels Gehirn im Labor von Ravenwood. Hatte er das verdient? April war nicht sicher, aber mit dieser Frage würde sie sich später noch befassen.

»Ich sollte dann wieder gehen«, sagte Mr Reece und wandte sich zur Tür. »Wie ich höre, geht es deiner Freundin Ling schon besser.«

»Ja, ich glaube, sie wurde sogar schon entlassen. Ihre Eltern wollen sie in eine Rehaklinik im Ausland schicken, soweit ich weiß.«

Lings Verletzung war als verzweifelter Selbstmordversuch nach der Demütigung durch Calvins brutalen Übergriff kommuniziert worden, und es hatte keine Zeugen gegeben, die etwas anderes ausgesagt hätten. Als die Polizei eingetroffen war, hatten sich die Blutsauger längst zerstreut und nichts als die nackten Gerüststangen zurückgelassen. Es war, als wären sie niemals auf dem Friedhof gewesen.

April folgte Mr Reece den Flur hinunter.

»Kann ich dich noch etwas fragen?«, sagte der Detective, als sie auf den Aufzug warteten.

April nickte.

»Wieso Vampire?«

»Wie?«

»An diesem Morgen im Haus deines Großvaters habe ich dich gefragt, wieso all das passiert, und du hast ›Vampire‹ gesagt.«

»Ach, das.« April war auf die Frage gefasst gewesen und hatte sich eine Antwort zurechtgelegt. Es war keine besonders überzeugende Antwort, aber sie hoffte, sie würde ausreichen.

»Vermutlich hat der Psychologe völlig recht. Der menschliche Verstand hat nur eine begrenzte Aufnahmekapazität. Mein Vater, Marcus, Layla, Mr Sheldon – all diese sinnlosen Todesfälle – und dann noch eine Leiche. Vermutlich habe ich nach irgendwelchen Strohhalmen gegriffen, weil ich eine Erklärung gesucht habe, auch wenn sie noch so absurd klingt.«

Mit angehaltenem Atem wartete sie, während der Polizist sie ansah. »Ich weiß, dass dir das schon seit dem Tod deines Vaters zu schaffen macht«, sagte er. »In meinem Beruf hatte ich schon so oft mit dem Tod zu tun, April, und manchmal gibt es leider keinen Grund.«

April ließ den Atem entweichen. Anscheinend hatte Reece ihr ihre Erklärung abgekauft. Andererseits – weshalb sollte er es auch nicht tun? Wer käme jemals auf die Idee, dass hinter all den Morden in Wahrheit eine Horde Vampire steckte? Das war doch völlig verrückt.

»Vielleicht haben Sie ja recht, Mr Reece«, sagte sie. »Aber wissen Sie was? Diesmal ist es endgültig vorbei. Ich glaube, der Tod hat mich lange genug begleitet. Genug für den Rest meines Lebens.«

Reece lächelte freudlos, als sie in den Aufzug traten.

»Ich wünsche mir, dass du recht hast, April. Von ganzem Herzen.«

Einunddreißigstes Kapitel



Überall auf dem Bett lagen Fotos verstreut. Fotos von April im Wonder-Woman-Kostüm, wie sie Sandburgen baute oder stolz ihre ausgefallenen Milchzähne präsentierte. Daneben lagen zahlreiche Erinnerungsstücke und sentimentaler Krimskrams: das winzige Plastiknamensschild aus dem Krankenhaus, drei Eintrittskarten für eine Vorstellung des Pantomimentheaters und sogar ein sorgsam in Papiertaschentücher gewickelter Kranz aus Gänseblümchen.

»Ich kann nicht glauben, dass du all das aufbewahrt hast«, sagte April zu ihrer Mutter. »Ich dachte immer, solche Dinge bedeuten dir nichts.«

Silvia zuckte mit den Achseln. »Wir konnten zwar keine Fotos aufhängen – jedenfalls keine mit mir –, das bedeutet aber noch lange nicht, dass ich sie nicht aufheben wollte.«

Sie gab April ein weiteres Foto – es zeigte April in einem Gymnastikanzug und mit einem kleinen silbernen Pokal in der Hand. »Du hast beim Trampolinspringen den dritten Platz belegt. Ich war so stolz auf dich.«

»Daran erinnere ich mich nicht einmal mehr«, sagte April. Es war, als wären Erinnerungen wie diese vollkommen aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Aber vielleicht hatte sie all das auch bloß verdrängt, so als könnte oder wollte ihr Verstand alles, was sich außerhalb des Normalen bewegte, nicht akzeptieren, egal ob es gut oder schlecht war. Beim Anblick von Mums Fotosammlung war es, als laufe das Homevideo eines völlig anderen Menschen vor ihren Augen ab. Flüchtig fragte sie sich, ob sie selbst eines Tages gezwungen sein würde, die Fotos ihrer Kinder in verstaubten Schuhkartons aufzubewahren, sie jahrelang wegzusperren, wie ihre Mutter es hatte tun müssen. Silvia schien zu ahnen, was in ihr vorging.

»Es ist vorbei, Schatz. Ganz ehrlich.«

April wünschte, sie könnte den Optimismus ihrer Mutter teilen. Na gut, sie glaubte zwar ebenfalls, dass die große Verschwörung gemeinsam mit Thomas Hamilton in der Aula von Ravenwood gestorben war, das bedeutete aber noch lange nicht, dass es nie wieder einen Vampirkönig geben konnte oder einen Nachfolger, wenn auch er ausgelöscht worden war. Und noch einen und noch einen. Schließlich war die Rückkehr von den Toten die Spezialität der Vampire, oder? Aber immerhin konnten sie sicher sein, dass dieser Aufstand niedergeschlagen worden war. Dafür hatte Silvia gesorgt.

Nachdem sie den Anführer zur Strecke gebracht hatte – das Blut war noch von ihrem Kinn getropft –, war Silvia vor den Rat des Lichts getreten und hatte ihnen befohlen, in ihre Wahlkreise, Büros oder »das Loch, aus dem Sie auch immer hervorgekrochen sein mögen« zurückzukehren und unverzüglich ihr Rückzugsgesuch

einzureichen. Dann sollten sie ihre Sachen packen und schleunigst von der Bildfläche verschwinden.

»Ziehen Sie nach Belgien oder nach Bulgarien, das ist mir völlig egal«, hatte sie gesagt. »Aber sollte ich jemals wieder etwas von Ihnen hören, stöbere ich Sie auf und bringe Sie um. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Keiner von ihnen hatte auch nur ein Wort gesagt, doch das Tempo, in dem sie aus der Schule geflohen waren, hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass Silvias Message angekommen war. Allerdings blieb die Frage, ob sie ausgereicht hatte. Ob es jemals ausreichen würde.

»Hast du Angst, sie könnten zurückkommen?«, fragte Silvia. »Ist es das, was dir Sorgen macht?«

»Das werden sie definitiv«, sagte April leise. »Oh, nicht speziell diese Leute. Ich glaube, nach allem sind sie für jeden Tag dankbar, den sie noch erleben dürfen. Aber es wird immer Vampire geben und folglich auch Menschen, die es für eine gute Idee halten, sich mit ihnen einzulassen.«

»Das stimmt«, bestätigte Silvia. »Das war schon immer so. Auch schon bevor ich Königin war.«

April musterte sie scharf, doch Silvia lachte nur.

»Ich habe einen Plan. Versprochen – ich werde dich ab sofort immer einweihen. Aber immer schön eins nach dem anderen«, sagte sie.

April nickte. Silvia hatte den Rat des Lichts mit erstaunlicher Gerissenheit abgefertigt, deshalb war es gut möglich, dass sie ganz genau wusste, was sie tat. Silvia hatte Detective Chief Inspector Johnston und David Harper zurückgehalten und ihnen ihr Alibi erläutert: Sie seien nach Ravenwood gekommen, um sich eine Strategie zu überlegen, wie die Sicherheit der Schüler nach den jüngsten Gewaltausbrüchen gewährleistet werden konnte. Ohne jede Vorwarnung habe Dr. Tame sich auf Thomas gestürzt – und auf Gabriel, als dieser dazwischengehen wollte. Für den Polizisten und den Politiker galten dieselben Bedingungen wie für die anderen: entweder umfassende Kooperation mit Silvia oder ein blutiges Ende. Als die Polizei eingetroffen war, hatten es beide geschafft, angemessen erschüttert zu wirken. Nein, Silvia hatte alle Eventualitäten abgedeckt. Nur eine nicht.

»Darf ich dich etwas fragen, Mum?«

Silvia verzog das Gesicht. »Wieso bin ich mir so sicher, dass mir die Frage nicht gefallen wird?«

»Du hast Daddy doch geliebt, stimmt's? Hast du Grandpa deshalb getötet?«

Silvia drückte Aprils Hand.

»Es tut mir so leid, Schatz. Ehrlich. Ich wünschte ...«

»Nein, mir ist völlig klar, was passiert ist«, unterbrach April. »Grandpa ist zu uns gekommen ...« – ihre Stimme drohte zu brechen – »Er hat geläutet, und als Daddy ihm die Tür aufgemacht hat, ist er reingestürzt und hat ihm die Kehle herausgerissen.«

Inzwischen schluchzte sie. »Als er es zugegeben und sogar noch damit geprahlt hat, wolltest du ihn umbringen, richtig?«, presste sie mit belegter Stimme hervor.

Silvia legte die Arme um sie und drückte sie an sich, doch April musste weitersprechen, musste sich alles von der Seele reden.

»Aber dann hat er versucht, mich umzubringen«, flüsterte April mit erstickter Stimme. »Er hat versucht, mich zu töten, Mum! Wieso? Wieso nur? Hat er mich so sehr gehasst?«

Dies war die Frage, die sie die ganze Zeit bewusst gemieden hatte. Vielleicht hatte sie all die Jahre gewusst, dass mit ihrer Familie etwas nicht stimmte – sie hatte niemals gefragt, warum bei ihnen keine Familienfotos an den Wänden hingen, hatte nie seine albernen Andeutungen über den Schwarzen Prinzen hinterfragt. Möglicherweise gab es eine ganz einfache Erklärung, weshalb sie all das nie angesprochen hatte: Vampire waren Killer, Monster, Ungeheuer, und wer konnte schon in dem Wissen leben, dass der eigene Großvater ein Geschöpf aus den Tiefen der Hölle war? Grandpa Thomas hatte ihren Dad getötet – diese Tatsache würde für den Rest ihres Lebens auf ihrer Seele lasten. Niemals würde sie ihm das verzeihen können, niemals. Doch dieser Bär von einem Mann, der sie in den Armen gehalten, ihr Puppen und Süßigkeiten geschenkt hatte, der ihr Fels in der Brandung gewesen war, hatte versucht, auch ihr die Kehle herauszureißen. Und das war es, was ihr das Herz brach.

»Oh Schatz«, flüsterte Silvia und wiegte sie behutsam in den Armen. »Es war nicht deine Schuld. Du kannst wirklich nichts dafür.«

»Aber was, wenn ich getan hätte, was er von mir verlangt hat? Wenn ich auf sein Angebot eingegangen wäre?«

Silvia hob Aprils Kinn und zwang sie, ihr in die Augen zu sehen.

»Hör mir zu, April, denn was ich dir sage, ist sehr wichtig.« April spürte Silvias Wut förmlich. »Du hast nichts falsch gemacht. Gar nichts. Dein Großvater wollte, dass die ganze Welt nach seiner Pfeife tanzt, und jeder, der es nicht tat, war überflüssig, völlig egal, wer es war – du, ich, Gabriel, dein Dad oder wer auch immer. Glaub mir eins, April – selbst wenn du dich ihm gefügt hättest, wäre irgendwann der Tag gekommen, an dem du ihm lästig geworden wärest oder seinen Anforderungen nicht länger hättest genügen können. So wie meine Mutter.«

»Grandma?« April schnappte entsetzt nach Luft.

Silvia nickte.

»Wahrscheinlich werden wir die ganze Wahrheit niemals erfahren. Onkel Luke hat Jahre damit zugebracht, in der alten Heimat Beweise zu sammeln, aber am Ende läuft es darauf hinaus, dass meine Mutter ein normales Leben für mich haben wollte. Ich sollte unbelastet von Thomas' Ambitionen aufwachsen können. Sie wollte mich nur beschützen, so wie ich dich beschützen wollte, aber das konnte dein Großvater natürlich nicht akzeptieren.«

»Und was hat er getan?«

»Er hat sie bei lebendigem Leib verbrannt und ihre Leiche seinen Hunden zum Fraß vorgeworfen.«

»Großer Gott!«

»Und deshalb brauchst du dir keine Sorgen zu machen, du könntest die falsche

Entscheidung getroffen haben. Du hast die einzig richtige getroffen. Deshalb bin ich so unglaublich stolz auf dich, und auch dein Dad hätte nichts anderes von dir erwartet.«

Später konnte April sich nicht erinnern, wie lange sie auf dem Bett gesessen und geweint hatten. Es sah ganz so aus, als brauche Silvia sie ebenso wie umgekehrt. Mit einem so übermächtigen Geheimnis leben zu müssen, konnte nicht leicht gewesen sein; mitansehen zu müssen, wie die Menschen, die man liebte, einer nach dem anderen Opfer dieses Geheimnisses wurden. Vor allem aber konnte es nicht leicht gewesen sein, den eigenen Vater zu töten, auch wenn er noch so ein schreckliches Ungeheuer gewesen sein und den Tod verdient haben mochte. Und auch wenn es dazu diente, sein eigenes Kind dadurch zu beschützen.

Doch wie alle Stürme auf der Welt zog auch dieser vorüber. Irgendwann putzten Mutter und Tochter sich die Nasen, wischten sich die Tränen ab, dann sammelte Silvia die Fotos und Erinnerungsstücke ein und verstaute behutsam – und mit einem Quäntchen Schmerz – alles wieder in den Schachteln. Danach fühlten sie sich zwar nicht unbedingt gut, aber eindeutig besser.

Gemeinsam trugen sie die Schachteln nach unten und stellten sie in das Regal über William Dunnes einstigem Schreibtisch – aus irgendeinem Grund schien dies der richtige Platz dafür zu sein. Und es fühlte sich ebenso richtig an, dass Silvia ein paar Fotos herausnahm und in der Diele aufstellte: April als kleines Mädchen im Ballettröckchen, April als schlaksige Zwölfjährige auf einer Schaukel und das allerschönste Foto – April mit ihrem Dad vor dem Loch-Ness-Schild.

»Morgen besorge ich noch passende Rahmen dafür«, sagte Silvia. »Diese Fotos werde ich nie wieder verstecken.«

Sie gingen in die Küche, wo Silvia den Wasserkessel aufsetzte und dabei eine Melodie sumnte, die Dad immer so gern gemocht hatte. April saß währenddessen an der Frühstückstheke und sah ihr zu. Es war fast, als wäre nie etwas vorgefallen. Keine Vampire, keine Morde, keine Blutlachen auf dem Fußboden. Aber all das war passiert, das ließ sich nicht leugnen. April konnte nur hoffen, dass sie in der Lage war, aus allem zu lernen, mit all dem zu leben, denn sie hatte die Geheimniskrämerei endgültig satt.

»Mum, da ist noch etwas, worüber ich gern mit dir reden würde. Aber bitte sei nicht gleich sauer.«

Unbewusst wanderte Aprils Hand zu dem Geburtsmal hinter ihrem Ohr. Silvia, der die Geste nicht entgangen war, lächelte.

»Du meinst die Sache mit der Furie?«

Beim Anblick von Aprils entsetzter und furchtsamer Miene brach sie in schallendes Gelächter aus.

»Aber natürlich wusste ich es, April. Es war kaum zu übersehen, schließlich hast du mich beinahe umgebracht.«

»Was? Aber wie denn?«

»Beim Stillen, Schatz. Zum Glück entwickelt sich das Gift erst im Lauf der Pubertät in voller Gänze, trotzdem habe ich überall dort, wo du mit deinem Schnäuzchen

hingekommen bist, einen fiesen Ausschlag bekommen. Ich glaube, dein Dad wusste es schon vor mir. Du weißt ja, wie er war – er musste alles unter die Lupe nehmen, was mit dem Tod zu tun hat –, deshalb kannte er die Legende von der Furie. Wir sind dann ziemlich schnell zu Fertignahrung aus dem Fläschchen übergegangen.«

»Deshalb wolltest du mich nie in deiner Nähe haben und hast mich nie geküsst und all das?«

»Ich habe mich so sehr danach gesehnt, Schatz. Aber es ging einfach nicht.«

»Aber du hättest mich doch umarmen können, Mum. Du warst immer so kalt.«

»Ich weiß, und es tut mir so leid. Ich glaube, das habe ich aus reinem Selbstschutz getan, nach dem Motto, solange ich dir nicht zu nahe komme, tut es nicht so weh, wenn ...«

»Wenn was?«

Silvia seufzte und reichte April einen Becher Tee.

»Du warst in ständiger Gefahr, April. Deshalb sind wir auch pausenlos umgezogen, als du noch klein warst. Wir haben das reinste Zigeunerleben geführt. Wir mussten ständig in Bewegung bleiben. Surrey, West Sussex, die Cotswolds, eine Zeitlang hatten wir sogar ein kleines Bauernhaus im Wye Valley. Es war ziemlich romantisch dort.«

»Aber wieso? Wieso konnten wir nie lange an einem Ort bleiben?«

Silvia musterte sie ernst.

»Weil wir Angst hatten, die Vampire könnten uns finden und versuchen, dich zu töten.«

»Und, haben sie? Uns gefunden, meine ich.«

Silvia zögerte. »Die Wahrheit? Sicher war ich mir nie. Ich hatte den Verdacht, dass dein Großvater sich um alles kümmerte – er musste Spione gehabt haben, die uns gefolgt sind –, jedoch ist niemand uns je zu nahe gekommen. Aber da du ein Mitglied von Grandpas ›königlicher Linie‹ bist, bestand immer die Gefahr, dass sie versuchen könnten, dich zu eliminieren.«

Eliminieren. April überlief ein Schauer. Sie hatte ihre Kindheit als eine Aneinanderreihung fröhlicher idyllischer Tage in Erinnerung – auf Bäume klettern, am Flussufer planschen und Hütten bauen. Dabei waren ihr die ganze Zeit die Blutsauger auf den Fersen gewesen. Silvia bemerkte Aprils besorgte Miene.

»Kein Grund zum Traurigsein«, sagte sie. »Sie haben uns schließlich nie gefunden, oder? Vielleicht dachten sie ja auch, dass du keine Gefahr für sie darstellst. Irgendwann sind wir nach Edinburgh gezogen, wo dein Vater Karriere als Journalist und Schriftsteller gemacht hat.«

»War Daddy deshalb so besessen vom Yeti, den Meerjungfrauen und all diesem Kram? Weil er wusste, dass sie real sind?«

Wehmütig schüttelte Silvia den Kopf. »Nein, das sind sie nicht. ›Nur weil Vampire Wesen aus Fleisch und Blut sind, bedeutet das noch lange nicht, dass sich in den Bergen von Cheshire Einhörner versteckt halten‹ – ich habe keine Ahnung, wie oft ich das zu ihm gesagt habe. Aber es hätte auch schlimmer kommen können. Er hätte leidenschaftlicher Golfer sein können.«

»Aber wenn in Edinburgh alles so prima lief, wieso sind wir dann hierher gezogen?«

Silvia starrte in ihren Teebecher.

»Wegen Ravenwood.«

»Wegen der Schule? Aber wieso?«

»Dein Großvater war nicht der Einzige mit einem Netz aus Spionen. Auch ich hatte die ganze Zeit über das Ohr am Gleis, und als ich von Ravenwoods Verbindung zu Agropharm gehört habe, war mir sofort klar, dass Thomas hinter all dem stecken muss. Er war am Zug. Und ich wusste, dass er uns dadurch in schreckliche Gefahr bringen würde.

April runzelt die Stirn.

»Aber weshalb hätte Grandpa uns etwas antun wollen?«

Silvias Züge verdüsterten sich.

»Du hast ihn doch selbst gesehen, April. Er war paranoid, völlig verrückt, für vernünftige Argumente nicht länger zugänglich. Außerdem drohte uns von jedem Gefahr, der beschloss, sich gegen ihn zu stellen: Seine beiden Erbinnen als Geiseln zu halten, hätte jedem eine perfekte Verhandlungsposition verschafft.«

Silvia seufzte.

»Deshalb habe ich versucht, ihnen zuvorzukommen. Das Ganze war im Grunde ein Präventivschlag. Ich bin zu deinem Großvater gegangen und habe ihm erzählt, ich würde wieder in den Schoß der Familie zurückkehren und ihm helfen wollen. Ich war nicht sicher, ob er mir glauben würde, aber zumindest stünden wir durch diesen Schachzug unter seinem Schutz. Ich dachte, wenn wir in der Nähe deines Großvaters und ... von Robert Sheldon sind, und herausfinden, was sie vorhaben, wüssten wir genauer, wie wir dich beschützen können.«

Robert Sheldon. Endlich hatte Silvia dem riesigen Elefanten im Raum einen Namen gegeben. April spürte, wie sich ihr Magen verkrampfte. Zwischen ihr und ihrer Mutter hatte sich eine unglaubliche Entwicklung vollzogen – es war fast, als hätte sich durch Thomas' Tod diese gewaltige Kluft zwischen ihnen geschlossen –, und April hatte keinerlei Lust, die Stimmung zu vermiesen. Trotzdem musste sie es wissen.

»Ich weiß, dass du Dad sehr geliebt hast, Mum, ehrlich. Aber wieso musstest du dich mit einem anderen Mann einlassen?«

Silvia schloss die Augen und stieß den Atem aus.

»Ich habe Will nie betrogen, April, sondern habe dir das nur erzählt, weil es dadurch für dich einfacher zu verstehen war. Und es war leichter, wenn du mich hasst. Aber nun, da du von uns, den Vampiren, weißt, kann ich dir endlich die Wahrheit erzählen.«

Silvia erhob sich und verließ die Küche, während April zurückblieb. Ihr schwirrte der Kopf, und sie war hin und her gerissen zwischen Ungläubigkeit und endloser Erleichterung, dass ihre Mutter doch keine Affäre mit Robert Sheldon gehabt hatte. Aber vergiss nicht, April, sie ist ein Vampir, ermahnte sie sich. Vampire lügen. Sie würden alles sagen, um zu bekommen, was sie wollen. Aber weshalb hätte sie

wollen sollen, dass April sie hasste? Inwiefern hätte das die Situation einfacher gemacht?

Silvia kehrte mit einem Faltordner zurück, den sie öffnete und eine großformatige Fotografie herausnahm. Es war ein schwarzweißes Klassenfoto mit leicht vergilbten Rändern, wie man sie in den Schulfluren reihenweise hängen sieht. In diesem Fall zeigte es eine Universitätsabschlussklasse mit Studenten in langen, wehenden Umhängen und diesen lustigen kastenförmigen Hüten mit den Quasten. Darunter waren in einer winzigen Schrift die einzelnen Namen aufgeführt.

»Erkennst du jemanden darauf?«, fragte Silvia. »Letzte Reihe, dritte von links.«

»Das ... das bist du«, rief April und suchte nach dem Namen. Die Gestalt auf dem Foto sah wie Silvia aus, allerdings war sie nicht genau zu erkennen, da sie den Kopf leicht gesenkt hielt, sodass ein Schatten über ihr Gesicht fiel. »Aber wie ist das möglich?«

»Retusche«, antwortete Silvia. »So hat man Fotos bearbeitet, bevor es Photoshop und die digitale Nachbearbeitung gab. Wir haben uns einen netten Fotografen gesucht und ihm ein bisschen Geld in die Hand gedrückt, damit er die fehlenden Teile nachträglich einfügt. Mit Nahaufnahmen hat es allerdings nicht funktioniert. Aber das ist nicht der Grund, weshalb ich dir das zeige. Sieh dir das Datum an.«

Aprils Augen weiteten sich. Trinity College, Oxford, Abschlussklasse 1957.

»Aber du warst doch erst in den Achtzigern auf der Uni.«

»In den Fünfzigern, den Sechzigern, den Siebzigern und den Achtzigern«, erklärte Silvia. »Ich war quasi eine ewige Studentin. Wie du weißt, altern wir nur sehr langsam. Das ist die perfekte Fassade für einen Vampir. Alle paar Jahre als Erstsemester irgendwo anzufangen, wo einem alle glauben, dass man noch nie vorher eine Uni von innen gesehen hat.«

Sie zog eine Broschüre mit einem feudalen Emblem und dem Namen einer anderen Universität auf der Vorderseite heraus, schlug eine Seite auf und hielt sie ihr hin. Stirnrunzelnd las April den Text: »Fakultät für Klassische und Antike Sprachen. Dozentin für Latein und Griechisch: Dr. Silvia Hamilton.«

Mit aufgerissenen Augen sah April ihre Mutter an.

»Doktor? Du hast an der Uni gearbeitet? Aber das verstehe ich nicht.«

»Irgendwann war ich zu alt, um noch als Studentin durchzugehen, also musste ich mir eine andere Strategie überlegen – ich wurde Dozentin. Was nach all den Vorlesungen, die ich besucht hatte, und all meinen Abschlüssen kein allzu großes Problem war. Und da habe ich ihn kennengelernt.«

Silvia zog das Foto ihres Vaters heraus, der in einer abgeschrappten Lederjacke neben einem Motorrad stand.

»Ich fand immer, dass er in diesem Ding wie Marlon Brando aussieht«, sagte sie. »Aber bei Gott, was hat dieses Ding gestunken!«

»Du warst seine Dozentin?«

Silvia lächelte. »Ja. Und er war mein kleiner Lustknabe.«

April schüttelte den Kopf. Das war eindeutig zu viel auf einmal. Sie runzelte die Stirn.

»Aber was hat all das mit dir und Mr Sheldon zu tun?«

Silvia zeigte erneut auf die Dozentenliste. Fakultätsleiter: Professor Robert Sheldon stand da.

»Das war der Anfang und gleichzeitig das Ende für mich. Sheldon wusste, wer ich bin. Was ich bin. Vermutlich wusste er auch von deinem Großvater. Es war die Zeit, als er gerade in die alte Heimat zurückgekehrt war und deine Großmutter spurlos verschwand. Vermutlich hat Robert das Machtvakuum gespürt und wollte es für seine Zwecke nutzen. Und zwar mit mir als Schachfigur. Aber leider habe ich mich in deinen Vater verliebt, was für ihn und seinen Plan nicht gerade günstig war.«

»Was ist dann passiert?«

»Robert hat mir ein Ultimatum gestellt: Entweder ich gehöre ihm, oder er bringt deinen Vater um. Mir gefielen beide Alternativen nicht, deshalb ...«

Silvia lächelte flüchtig.

»Also sind Will und ich durchgebrannt. Wir haben uns auf dem Standesamt trauen lassen, sind in den nächsten Bus gestiegen und in Richtung Berge gefahren. Es war so romantisch. Wie Bonnie und Clyde. Zumindest eine Zeitlang.«

Silvias Lächeln verblasste.

»Natürlich hat Sheldon uns irgendwann aufgestöbert. Ich habe damals in einer Bar gearbeitet. Eines Nachts hat er mich nach der Sperrstunde abgepasst und seine Drohung wiederholt. Er würde mich niemals aufgeben, hat er gesagt.« Silvia seufzte.

»Aber wieso hast du ihn nicht ... du weißt schon ... getötet?«

Silvia lachte.

»Oh, das wollte ich, glaub mir. Aber dein Dad meinte, wir dürften auf keinen Fall auffallen, und eine Leiche würde womöglich eine Menge Aufmerksamkeit erregen. Außerdem wussten wir, dass dein Großvater ausflippen würde, wenn er erfahren würde, dass ich Will geheiratet hatte, also sind wir immer weitergezogen.«

Silvia hielt inne und betrachtete das Foto.

»Natürlich war es nicht mehr ganz so leicht, als du erst einmal größer wurdest. Irgendwann würde ans Licht kommen, dass du die Furie bist, das stand fest. Über Freunde erfuhren wir, dass Robert sich als Vampirregent etabliert und Ravenwood gegründet hatte, also bin ich zu ihm gegangen. Ich habe behauptet, in meiner Ehe herrsche Eiszeit, deshalb würde ich die Glut unserer Leidenschaft neu entfachen wollen, irgend so einen Quatsch.«

»Und deshalb hat er mich als Gegenleistung an der Schule aufgenommen.«

»Das war die Idee dahinter, aber mir war klar, dass es damit nicht getan wäre. Gleichzeitig musste ich deinen Großvater einschleusen, damit er hinter den Kulissen die Strippen zieht. Das Ganze war ein riesiges Schachspiel.«

Erschöpft schloss Silvia die Augen. April konnte sich nur mit Mühe vorstellen, wie schwer es gewesen sein musste, die Menschen, die man liebte, gnadenlos zu manipulieren.

»Aber ich verstehe das trotzdem nicht. Wieso habt ihr mich ausgerechnet nach Highgate gebracht, wenn es von Vampiren verseucht war?«

»Wir hatten keine andere Wahl, April. Die Alternative wäre gewesen, in Edinburgh

zu bleiben und uns unserem Schicksal zu ergeben. Hierherzukommen war gefährlich, aber die einzige Alternative, bis wir alles über Ravenwood herausgefunden hatten. Wir dachten, wenn die ganze Geschichte in die Presse kommt, könnten wir die Verschwörer in die Knie zwingen.«

»Aber war es nicht klar, dass sie Daddy töten würden?«

Silvia lächelte.

»Natürlich hatte er nicht vor, seinen Namen unter den Artikel zu setzen, Schatz. Genau da kam Onkel Peter ins Spiel. Er hat versprochen, den Artikel zu drucken, wenn wir stichhaltige Beweise liefern, und dafür zu sorgen, dass uns niemand damit in Verbindung bringt.«

Wieder schüttelte Silvia den Kopf. »Aber natürlich wusste dein Großvater die ganze Zeit Bescheid und ...«

April beugte sich vor und nahm ihre Hand.

»>Halte deine Freunde nahe bei dir, aber deine Feinde noch näher<, heißt es doch immer so schön, stimmt's? Wer würde es jemals wagen, der Enkeltochter des Königs beziehungsweise der Lieblingsschülerin des Rektors ein Härchen zu krümmen. Aber leider war es ein Irrtum. Ein schwerer, schwerer Irrtum.«

»Ich fand es furchtbar, was nach Dads Tod mit dir passiert ist.«

Silvia nickte. »Es war eine sehr schwere Zeit für mich, das will ich nicht abstreiten. Will und ich haben ein paar Streitereien vom Zaun gebrochen, um unseren Umzug nach Highgate glaubhaft dastehen zu lassen, aber nach seinem Tod ... alles war plötzlich so real. Ich wollte morgens nicht mehr aufstehen, wollte nicht mehr leben. Du warst der einzige Grund, überhaupt weiterzumachen.«

»Aber du warst nie hier, Mum«, sagte April. »Ich habe auch sehr gelitten. Ich habe dich gebraucht, aber du warst jeden Abend aus.«

Silvia drückte ihre Hand.

»Ich weiß, mein Schatz, aber ... ich habe doch nur versucht, dich zu retten. Um dich zu beschützen, musste ich herausfinden, wer deinen Vater ermordet hat, und deshalb bin ich jeden Abend ausgegangen. Ich habe mit Sheldon geflirtet, um Informationen aus ihm herauszuholen, und dann habe ich mich auf die Jagd nach Vampiren gemacht – in Clubs und übelsten Spelunken –, um so viel wie möglich über seine Pläne in Erfahrung zu bringen.«

April runzelte die Stirn.

»Aber wieso hast du mich in dem Glauben gelassen, du hättest Dad betrogen? Wieso hast du zugelassen, dass ich dich hasse?«

»Mir war klar, dass du hier ausziehen musst, und, na ja, ich dachte, bei deinem Grandpa wärst du sicherer. Ich wusste zwar, dass er zu schrecklichen Dingen fähig ist, aber ich hätte keine Sekunde gedacht, dass er dir etwas antun würde. Noch dazu, wo Gabriel dich im Auge hatte.« Sie lächelte wehmütig. »Ein Riesenirrtum, was?«

»Mum, glaubst du ... na ja ... ich mag Gabriel wirklich gern und ...«

Silvia lächelte. »Und ...?«

April wurde rot. Obwohl Silvia gerade all die Geheimnisse lüftete und April alles

erfuhr, was sie um jeden Preis hatte in Erfahrung bringen wollen, war ihr unwohl bei der Vorstellung, mit ihrer Mutter über ihren Freund zu reden. Irgendwie war so etwas gruselig. Aber in den vergangenen Stunden hatten sie über das Leben und den Tod gesprochen, über die Vergangenheit und die Zukunft, und sie fühlte sich Silvia näher als wahrscheinlich je in ihrem Leben. Weshalb konnte sie sich dann nicht überwinden, ihr diese eine Frage zu stellen? Jene Frage, die ihr mehr unter den Nägeln brannte als alle anderen?

»Na ja, Grandpa hat ja alles Mögliche mit Gabriels Kopf angestellt – Hypnose, Elektroschocks und allerlei Drogen. Glaubst du, er könnte ihn manipuliert haben, dass er mich mag?«

Silvia lachte.

»Ach, Schatz, das ist doch albern. Einen Vampir zum Töten abzurichten ist eine Sache, aber ihn dazu zu bringen, dass er jemanden liebt? Das wird nie passieren.«

Sie nahm Aprils Hand.

»Dieser Mann hat sein Leben für dich aufgegeben und ist in die Dunkelheit zurückgekehrt, weil du es von ihm verlangt hast. Nein, ich glaube nicht, dass das nur ein gemeiner Trick ist.«

Wieder blieb ihr Blick an Williams Foto hängen.

»Ich bin länger auf der Welt als die meisten anderen und habe dabei eine Menge gelernt. Eines davon ist, dass es wahre Liebe nur sehr selten gibt. Okay, wir hatten unsere Höhen und Tiefen, aber auch wenn es nicht danach aussah, waren dein Vater und ich ein perfektes Liebespaar. Ich habe mitbekommen, wie du Gabriel ansiehst, und weiß, was er beim Winterball für dich getan hat. Zweifle niemals daran, und halt es so fest, wie du nur kannst.«

April schlang die Arme um Silvia. »Ich hab dich lieb, Mum«, sagte sie. »Ehrlich.«

Silvia warf lachend ihren Kopf zurück.

»Schätzchen, daran hatte ich niemals auch nur den kleinsten Zweifel.«

Zweiunddreißigstes Kapitel



Der Friedhof war ein einziges Blumenmeer. Endlich, dachte April. Der Weg zum Grab der Vladescus war ihr stets düster und bedrückend vorgekommen, die Statuen und dunklen Schatten bedrohlich und falsch, doch heute lag der Duft nach frischen Blumen in der Luft. Leuchtend gelbe Schlüsselblumen, lila und rote Prunellen. Es war, als herrsche Frühling und Sommer zugleich. Wie passend, dass ausgerechnet ihr Dad ihr die Namen all der Wildblumen beigebracht hatte. April drückte Gabriels Hand und lächelte ihn an. »Ich glaube, er sieht uns zu«, sagte sie. »Ich kann ihn spüren, und ich glaube, er freut sich, dass wir gekommen sind.«

Gabriel wandte sich um, als Gelächter hinter ihnen ertönte. Silvia folgte ihnen, Arm in Arm mit Davina. Beide lachten mit Fiona, die aus Schottland angereist war. »Anscheinend geht es uns allen so.«

April nickte. »Meine Mum und Davina sind seit ein paar Tagen ein Herz und eine Seele. Wüsste ich es nicht besser, würde ich glatt sagen, sie hecken irgendetwas aus.«

»Also, nach dem, was deine Mum mit dem Grab deines Vaters eingefädelt hat, traue ich ihr alles zu.«

Anfangs war April zugegebenermaßen stocksauer auf ihre Mutter gewesen. Aber als sie sich ein wenig beruhigt hatte, war ihr aufgegangen, wie klug Silvias Entscheidung in Wahrheit gewesen war. Es war das einzig Richtige, was sie in dieser Situation hatte tun können.

Sie hatte die Leiche umbetten lassen. Gemeinsam mit Mr Gordon hatte sie dafür gesorgt, dass William Dunnes sterbliche Überreste in einem nicht gekennzeichneten Grab direkt neben der offiziellen Familiengrabstätte bestattet worden waren.

Nur Silvia hatte über die wahre Existenz von Thomas Hamilton Bescheid gewusst und geahnt, wozu er fähig war. Und sie hätte ganz bestimmt nicht zugelassen, dass er sich Zugang zur Leiche seines verhassten Feindes verschaffte.

Wenn Thomas seine eigene Frau verbrennen und seinen Hunden zum Fraß vorwerfen konnte, war ihm alles zuzutrauen. Als Chessys Schergen die Tür zur Grabstätte aufgebrochen hatten, war Wills Sarg leer gewesen.

»Glaubst du, er hat Chessy dazu angestiftet?«, fragte April, als sie weitergingen.

»Das bezweifle ich«, erwiderte Gabriel. »Sie hat doch zugegeben, dass sie Calvin an seinem Gartentor aufgehängt hat, oder? Ich bin ziemlich sicher, das war ein Versuch, beim König Eindruck zu schinden, ihn auf sich aufmerksam zu machen und zu zeigen, dass sie dich für ihn beschützt hat. Vermutlich ging es bei der versuchten Grabplünderung einzig und allein um dich. Sie wollte, dass er ihr etwas schuldig ist.«

April lachte freudlos auf.

»Nach allem, was wir inzwischen wissen, hat sie wohl genau das Gegenteil damit bewirkt. Grandpa muss ausgeflippt sein – ein Dutzend Filmteams vor dem Haus war so ziemlich das Letzte, was er gebrauchen konnte, wo er drauf und dran war, sich gemeinsam mit dem Rat des Lichts in die Öffentlichkeit zu begeben.«

»Aber dafür kannst du dich jetzt gleich anständig von ihm verabschieden«, wandte Gabriel ein.

April blickte den Weg zum Grab hinauf – dort, wo ihr Dad begraben lag, wo er die ganze Zeit begraben gelegen hatte. Ja, sie war froh darüber. Und sie war froh, dass ihre Mutter es getan hatte – ehrlich gesagt, liebte sie sie sogar dafür.

Wieder drang Silvias Lachen zu ihnen.

»Es ist schön, dass alle so fröhlich sind«, fuhr Gabriel fort. »Eine Beerdigung sollte ein fröhliches Ereignis sein, finde ich. Eine Gelegenheit, das Leben zu feiern, das man gemeinsam führen konnte, und die Liebe.«

April musterte ihn neugierig. Natürlich waren seine Worte aufrichtig gemeint, aber es lag auch eine Traurigkeit darin. Sie drückte seinen Arm.

»Was ist los? Wie geht es dir?«

»Gut«, antwortete er, auch wenn das Lächeln seine Augen nicht ganz erreichte. »Mein Arm ist so gut wie neu.«

»Bitte, Gabe. Du kannst mir doch alles sagen, schon vergessen? Nach allem, was wir zusammen durchgestanden haben, schockt mich so schnell nichts mehr.«

»Es ist nur ...« Er wandte den Blick ab und sah zu einem der Engel hinüber, der seinen Arm nach ihnen auszustrecken schien. »Die Träume. Sie haben nicht aufgehört.«

April versuchte, ihre Besorgnis hinter einem strahlenden Lächeln zu verbergen.

»Du kannst nicht erwarten, dass sie über Nacht einfach verschwinden, oder? Nicht nachdem sie dich jahrelang gequält haben.«

»Das stimmt, aber meine Angst ist immer noch da. Jetzt, wo dein Großvater für immer weg ist, werde ich nie erfahren, ob diese Dinge, die ich sehe, wahr sind oder nicht. Ob es Erinnerungen oder nur Träume sind.«

April blieb stehen und sah ihm ins Gesicht.

»Hör mir zu, Gabriel«, sagte sie mit fester Stimme. »Diese Träume sind Vergangenheit, völlig egal ob sie real sind oder nicht. Wichtig ist, was du jetzt tust und wer du jetzt bist, alles andere ist unwichtig.«

»Aber, April ...«

»Kein Aber. Ich liebe dich, und wenn ich in den letzten Wochen und Monaten etwas gelernt habe, dann ist es, wie zerbrechlich das Leben ist und wie einfach es einem entrissen werden kann. Deshalb wünsche ich mir nur eins: Hier mit dir, meiner Familie und meinen Freunden sein zu dürfen. Lass uns versuchen, in der Gegenwart zu leben, okay?«

Gabriel strich ihr eine Strähne aus dem Gesicht. »Das Problem ist nur ...«

»Dass du immer noch ein Vampir bist?«

Er lächelte traurig. »Ich wünschte, ich könnte dich küssen.«

April nickte. Dieses Thema hatte sie schon lange ansprechen wollen. In all diesen

Monaten der Suche nach Gabriels Meister hatten sie sich stets an die Hoffnung geklammert, dass die Legenden wahr waren: Wenn Gabriel das Blut des Vampirs trank, der ihn verwandelt hatte, würde er von seinem Fluch befreit werden und zur Normalität zurückkehren können, was auch immer das für einen Ex-Vampir bedeuten mochte. Aber Gabriel hatte bewusstlos auf dem Boden gelegen, als Thomas gestorben war, kaum fähig, zu atmen, ganz zu schweigen davon, von seinem Blut zu trinken. Diese Tür war für immer verschlossen.

»Wir finden schon einen Weg«, erklärte April. »Wir sind beide am Leben, und wo Leben ist, gibt es auch Hoffnung, oder?«

»Du hast recht«, sagte er. »Und das hier ...«, er packte sie, drückte sie wie ein Tangotänzer nach hinten und küsste ihren Hals, »... kann ich ja trotzdem.«

»Hey! Lass mich sofort los!«, protestierte sie lachend. »Wir sind hier auf einer Beerdigung, schon vergessen?«

In diesem Moment traten Silvia, Davina und Fiona zu ihnen.

»Hey, April, deine Mum hat mir gerade ein paar reichlich prekäre Geschichten über deinen Vater erzählt«, erklärte Davina mit gespielt entsetzter Miene. »Ich hatte ja keine Ahnung.«

April legte sich beide Hände auf die Ohren.

»Bitte nicht! Ich will das nicht hören.«

Silvia zog sie mit sich.

»Los, komm jetzt, Miss Superprüde, wir wollen doch nicht zu spät zum Begräbnis kommen, oder?«

Zu ihrer Freude hatte sich Mr Gordon bereits am Grab eingefunden und plauderte mit Luke und Peter. Einige Meter entfernt standen Caro und Simon – händchenhaltend, wie April lächelnd registrierte.

»Wer hätte das gedacht? Habt ihr schon eure Trauung mit dem Pfarrer besprochen?«

Caros Wangen färbten sich fast ebenso rot wie ihre Haarsträhnen, und sie versuchte, Simon ihre Hand zu entziehen, doch er hielt sie fest.

»Was Caro sagen will, ist, dass wir beide sehr glücklich miteinander sind, es aber langsam angehen. Immer schön einen Schritt nach dem anderen«, sagte er und beugte sich vor. »Ehrlich gesagt, ist das hier sogar unser erstes Date«, raunte er.

»Das ist ein Date?« Die Vorstellung schien Caro zu gefallen.

»Wir haben uns auch schon mal geküsst«, fügte Simon hinzu. »Allerdings nicht vor dem Pfarrer.«

Wieder lief Caro tiefrot an. April brach in schallendes Gelächter aus. Sie konnte sich nicht erinnern, Caro jemals so sprachlos – oder glücklich – gesehen zu haben.

»So, und jetzt weg da«, sagte sie und schubste Simon zur Seite. »Wir brauchen ein Mädels-Gruppenbild.«

Die drei steckten die Köpfe zusammen. »Danke, Ladies«, flüsterte April. »Ohne euch hätte ich das ...«

»Klappe!«, unterbrach Caro. »Dafür sind wir doch da.«

»Genau«, bestätigte Fiona. »Weil wir dich mögen.«

April drückte die beiden an sich, bis der Pfarrer in die Hände klatschte. »Dann wollen wir zum geschäftlichen Teil kommen. Sind wir vollzählig?«

April ließ den Blick über die kleine Trauergemeinde schweifen: Caro und Fiona, Gabriel und Simon, Davina und ihre Mutter sowie Luke und Peter, ihre beiden Onkel, sowohl der leibliche als auch der Onkel ehrenhalber. All die Menschen, die sie liebte und die ihr am Herzen lagen, hatten sich versammelt, um dem Mann die Ehre zu erweisen, den sie am meisten von allen geliebt hatte.

»Wenn sich nun alle auf diese Seite begeben möchten«, sagte Mr Gordon und führte sie um das Grab herum. Beim Anblick des Grabsteins rutschte ihr das Herz in die Hose. Natürlich hatten sie ihn schon einmal begraben, trotzdem war es ein Schock, den grauen Stein zu sehen, so als wolle er sagen »Das war's jetzt aber endgültig«. Erfreut stellte April fest, dass sich seine letzte Ruhestätte so dicht neben den Stufen zur Grabstätte befand. Er hat mich bestimmt gehört, wenn ich mit ihm geredet habe, dachte sie. Und beim Anblick der Inschrift konnte sie sich ein Lächeln nicht verkneifen.

William Dunne. Er lebt weiter.

»Deines Vaters Vorstellung von einem Scherz«, flüsterte Silvia ihr zu. »Aber wenn man genauer darüber nachdenkt, stimmt es eigentlich auch.«

April nickte und spürte, wie ihr die Tränen kamen, doch es war ihr egal, falls es jemand sah. »Ja, er wird immer bei uns sein. Immer.«

Ihre Mutter nahm ihre Hand und hielt sie fest, während Mr Gordon das Wort ergriff. Er brauchte kein Gebetbuch. All die Worte waren längst gesagt. Stattdessen sprach er darüber, was für ein Mensch William Dunne gewesen war; über seine grenzenlose Begeisterungsfähigkeit, seine Neugier und sein Interesse an allem – ob nun an Meerjungfrauen oder an Rasenmähern – und seine positive Lebenseinstellung, mit der er sein gesamtes Umfeld angesteckt hatte.

»Wir sollten nicht um ihn trauern«, fuhr er fort. »Denn er ist nun im Himmel und auch in uns. Wir sollten nicht um ihn trauern, denn er hat uns alle ein Stück reicher zurückgelassen. Wir sollten nicht um ihn trauern, denn wir alle werden ihn irgendwann wiedersehen.«

Am Ende waren Aprils Wangen zwar tränenüberströmt, doch zugleich fühlte sie sich leichter, als hätten die Worte des Pfarrers eine schwere Last von ihren Schultern genommen. Schließlich kehrten sie dem Grab den Rücken und gingen den Hügel wieder hinunter. Auf halber Höhe drehte April sich zu Silvia um – ihre Mutter hatte niemals schöner ausgesehen. Und niemals trauriger.

»Das hätte ihm gefallen«, sagte April.

»Ja, das glaube ich auch.«

»Wo wird Grandpa begraben? Doch nicht im Familiengrab, oder?«

»Nein, Schatz.« Silvia lächelte. »Das wäre nicht angemessen. Nein, ich glaube, ich lasse ihn in die alte Heimat überführen. Seine Familie kann entscheiden, wie sie ihn in Erinnerung behalten will. Falls überhaupt.«

April nickte. Nicht dass sie ihren Frieden mit ihrem Großvater geschlossen hätte –

sie bezweifelte, dass sie ihm jemals vergeben würde –, aber es erschien ihr richtig, dass Thomas Hamilton, besser gesagt, Tomas Vladescu, seine letzte Ruhestätte in dem düsteren Land fand, das ihm so sehr am Herzen gelegen hatte. Vielleicht könnte sie sich ja eines Tages überwinden, ihn dort zu besuchen und mit ihm zu reden, so wie sie es mit ihrem Vater getan hatte. Aber bis dahin würden wohl noch viele Jahre vergehen.

»Also ... was ist mit diesem Geheimplan?«, fragte April.

»Ach das. Ich wollte ein Treffen sämtlicher Vampirclans arrangieren und ihnen sagen, dass es vorbei ist.«

»Vorbei?«

»Ja. Die Kämpfe, die Rivalitäten, die Rangeleien. Ich will, dass das aufhört. Das ist zumindest die Idee dahinter. Luke will mir helfen. Ich hoffe, die Vampirnation hat genügend Todesfälle erlebt. Ich werde ihnen eine gute Alternative anbieten: eine Blutquelle und ein angenehmes, friedliches Leben.«

»Und wie willst du sie davon abhalten, dass sie das Blut anderer Menschen trinken?«, fragte April.

»Dazu hat Gabriel mir ein paar gute Ideen geliefert. Er ist der Meinung, mithilfe seiner medizinischen Kenntnisse können wir eine Art Spendenorganisation gründen, ähnlich wie die offizielle. Das ist zumindest besser, als irgendwelche zwielichtige Gestalten in Nachtclubs aufzugabeln. Und als Gegenleistung verpflichten sich die Vampire, sich an die vorgegebenen Regeln zu halten und keine unschuldigen Menschen mehr zu verwandeln. Schluss mit neuen Vampiren. Keine Versprechen mehr nach ewigem Leben.«

»Und bist du sicher, dass sie sich auch daran halten?«

»Vampire sind sehr stolz und machomäßig, wie du vielleicht schon gemerkt hast«, erklärte Silvia mit einem vielsagenden Blick in Gabriels Richtung.

April kicherte. »Ja, das habe ich bemerkt.«

»Nun ja, es gibt etwas über Vampire, von dem sie nicht wollen, dass es weiterverbreitet wird: nämlich, dass Vampire wie Spinnen sind – die weiblichen Tiere sind gefährlicher als die männlichen. Schneller, stärker, klüger, einfach geborene Jäger. Und ich als Vampirkönigin bin die Mächtigste von allen. Ich hoffe, das genügt als Drohung.«

Sie sah April in die Augen, ohne den Gedanken weiter auszuführen. Das war auch gar nicht nötig, denn er erklärte, weshalb sie an jenem Abend in der Aula von Ravenwood fähig gewesen war, den König der Vampire zu töten. Und auch die Gnadenlosigkeit, die sie dabei an den Tag gelegt hatte. April nickte traurig.

»Und die Furie als Tochter zu haben, ist wahrscheinlich auch kein Nachteil, nehme ich an?«

Silvia stieß ein Schnauben aus.

»Na ja, Vampire sind außerdem schrecklich abergläubisch. Jungen Vampiren werden Horrorgeschichten über die Furie erzählt, so wie Bluter Märchen vom großen bösen Wolf aufgetischt bekommen. Insofern wird es bestimmt als Abschreckung reichen.«

Es gab noch etwas anderes, das April nicht aus dem Sinn gehen wollte.

»Und wer ist die dritte Furie?«

»Die dritte?«

»So besagt es doch die Legende, oder nicht? Dass es in jeder Generation drei Furien gibt. Isabelle, dann ich, aber wo steckt die dritte?«

Silvia schüttelte langsam den Kopf.

»In Wales? Schottland? Direkt nebenan? Womöglich werden wir es nie erfahren. Ehrlich gesagt, hoffe ich das sogar. Schließlich erfährt man nur, dass man eine Furie ist, wenn man mit einem Vampir in Berührung kommt. Und je mehr sie im Verborgenen bleiben und ich sie damit unter Kontrolle habe, umso geringer die Chance, dass es jemals soweit kommt.«

April nickte. »Danke, Mum.«

»Wofür?«

»Dafür, dass du mir vertraust. Und mir die Wahrheit sagst – endlich. Diese Ungewissheit seit unserem Umzug hierher war das Allerschlimmste. Sie hat mich völlig um den Verstand gebracht.«

»Ich weiß, aber ich konnte nicht ...«

»Das verstehe ich doch«, unterbrach April sie. »Aber von jetzt an rede gleich mit mir, okay? Mein Bedarf an Überraschungen ist bis zu meinem Lebensende gedeckt.«

April musterte ihre Mutter verlegen.

»Es gibt aber noch etwas, Mum«, fuhr sie fort. »Ich finde ganz toll, was du da tust, Mum, aber ich will trotzdem lieber nichts damit zu tun haben.«

»Aber natürlich, Schatz. Das würde ich nie wollen. Ich will, dass du das Leben führen kannst, wie es mir mit deinem Dad nie möglich war. Du sollst frei und unbelastet von alldem sein.«

Sie sah zu Gabriel hinüber, der mit Caro über irgendetwas lachte.

»Und wenn dieser Junge der Richtige für dich ist, sollst du ihn auch bekommen.«

Silvia hatte eine riesige Lederhandtasche über der Schulter – um Platz für die Tonnen an Papiertaschentüchern zu haben, vermutete April, doch nun zog sie ein in rot getupftes Geschenkpapier gewickeltes Päckchen heraus.

»Hier«, sagte sie. »Für dich.«

April runzelte die Stirn. Silvias Geste hatte eine merkwürdige Endgültigkeit an sich, als wäre dies das Letzte, was sie noch zu tun hatte.

»Du willst doch nicht etwa nach Schottland zurück, Mum ...«

Silvia lachte.

»Nein, mein Schatz, ich gehe nirgendwohin. Und ich hoffe, du auch nicht – zumindest nicht sofort.«

April grinste. Noch vor zwei Monaten wären mindestens zehn Pferde notwendig gewesen, um sie in das Haus am Pond Square zurückzubringen, aber inzwischen wäre sie nirgendwo lieber als in dem kleinen Zimmerchen im Dachgeschoss mit dem Ausblick auf die Baumkronen.

»Nein, ich gehe auch nirgendwo hin«, sagte April. »Aber was willst du mir damit sagen?« Sie schwenkte das Päckchen vor Silvias Nase.

»Das wirst du schon sehen«, sagte sie und nickte in Gabriels Richtung. »Es ist für euch beide. Macht es auf, wenn ihr allein seid.«

Als sie sich zum Gehen wandte, trat Peter zu ihr.

»Zwei Dinge. Erstens: Dein Vater wäre stolz auf dich gewesen, besser gesagt, er ist es.«

»Hör auf.« April schlang die Arme um ihn. »Sonst fange ich nur wieder an zu weinen.«

»Und zweitens möchte Davina dich sprechen.«

Er deutete auf das Mädchen, das halb verdeckt auf einem der überwucherten Friedhofswege stand und April herüberwinkte.

»Sag Gabriel, dass ich gleich nachkomme«, bat April und folgte ihr den Pfad entlang.

»Und wohin geht es jetzt?«, fragte sie, als sie zwischen die ringsum aufragenden Bäume traten.

»Das wirst du gleich sehen«, antwortete Davina.

»Ich meine, was du jetzt vorhast. Vermutlich ist Ravenwood nicht mehr derselbe sichere Hafen für dich wie früher.«

Davina seufzte. »Ich habe mir überlegt, einen Sprung über den großen Teich zu wagen. Vielleicht schaffe ich es ja, auf dem Rodeo Drive einen schicken Silicon-Valley-Multimilliardär aufzugabeln.«

»Du gehst nach Hollywood?«

Davina lächelte schief. »An den einzigen Ort auf der Welt, wo es zum Tagesgeschäft gehört, fotografiert zu werden? Kein allzu kluger Schachzug für eine Untote, denkst du nicht auch? Außerdem würde ich all das hier viel zu sehr vermissen«, erklärte sie mit einer ausholenden Geste in Richtung der überwucherten Gräber.

»Den Friedhof? Ehrlich?«

»Nein, den Friedhof natürlich nicht. Die Wege hier sind nichts für Highheels-Liebhaberinnen. Ich rede von den Millionen Vampiren in der Gegend, die irgendwie auch meine Familie sind. Außerdem gibt es eine dringende Aufgabe zu erledigen.«

»Eine Aufgabe? Was für eine Aufgabe?«

»Hat Silvia es dir nicht erzählt? Ich soll ihr bei der Umsetzung ihres Plans helfen, die Blutsauger aus dem Verkehr zu ziehen.«

April starrte sie ungläubig an, dann brach sie in Gelächter aus. »Du?«

»Wieso denn nicht?« Davina schien aufrichtig gekränkt zu sein.

»Ich will dir ja nicht zu nahe treten, Davina, aber du hast die vergangenen zwei Jahre den Vampiren dabei geholfen, die Weltherrschaft an sich zu reißen. Deshalb wärst du nicht gerade meine erste Wahl, wenn ich vorhätte, sämtliche Blutsauger auszulöschen.«

»Das stimmt. Andererseits kennt man doch das Sprichwort vom Bock und dem Gärtner, oder? Außerdem braucht Silvia jemanden mit meinen ... äh ... Qualifikationen und Fähigkeiten, wenn es heikel wird.«

April nickte nachdenklich. Vielleicht hatte Davina ja recht. Wieso nicht? Sie war

hinterlistig, skrupellos und die geborene Manipuliererin – keine Eigenschaften für eine Grundschullehrerin, aber ideal für das, was Silvia vorhatte. Und wenn Davina von »heikel« sprach, war in Wahrheit »blutig« damit gemeint, denn es war höchst unwahrscheinlich, dass die Vampire kampflös den Ruhestand antraten. Mit Davina an Silvias Seite konnte April ihre Mutter wesentlich beruhigter in ihren Geheimkrieg ziehen lassen.

»Aber darf ich trotzdem fragen, wieso? Ich freue mich ja, dass du auf Silvias Seite stehst, aber wieso willst du das tun?«

Davina wandte sich mit trauriger Miene ab. »Was soll ich denn sonst tun? Du liegst völlig richtig – ich kann nicht nach Ravenwood zurück, außerdem waren unsere Tage dort ohnehin gezählt. Deshalb dachte ich, es wäre vielleicht gut, das Zünglein an der Waage zu sein. Sollte Charles Dickens tatsächlich recht haben, werde ich eine verdammt lange Kette durch die Ewigkeit zerren müssen.«

April blieb stehen. Der Friedhof, der während des Begräbnisses noch so friedlich und sonnig gewirkt hatte, machte sie nun plötzlich nervös. Lag es an den Blättern? Waren sie hier oben dichter? Wo war die Sonne? In diesem Moment fiel der Groschen. Sie standen vor dem Schlafenden Engel, jenem Grabmal, von dem Chessy ihr erzählt hatte, es sei in ihrem Gedenken errichtet worden. April blieb stehen und sah Davina an.

»Wolltest du mich hierher führen?«

Davina nickte.

»Was ist passiert? Mit Chessy, meine ich?«

»Oh, eigentlich brauchte ich gar nicht mehr viel zu tun. Das Größte hattest du ja schon für mich erledigt.«

April kniff die Augen zu.

»Nicht«, sagte sie. »Das wollte ich nicht.«

Als hättest du Davinas Bruder nicht töten wollen, sagte die Stimme in ihrem Kopf. Wieso erzählst du ihr nicht auch davon?

Unwillig schüttelte sie den Kopf. Nach den dramatischen Ereignissen in Ravenwood war es April gelungen, ihren erbitterten Kampf mit Chessy in den hintersten Winkel ihres Gedächtnisses zu verbannen, aber ab und zu kam trotzdem alles wieder hoch – die schwarzen Tentakeln, die sich an ihren Armen emporgeschlängelt hatten, das Entsetzen auf ihren Zügen, als sie begriffen hatte, was mit ihr passierte.

»Du brauchst kein schlechtes Gewissen zu haben, Süße«, erklärte Davina. »Sie war ein ganz mieses Stück, schon vergessen? Denk bloß an die Schweinerei vor dem Haus deines Großvaters und all das.«

April wollte nicht an die Leiche auf Grandpas Gartentor denken – genauso wenig wie an Grandpa selbst. Dafür war später noch Zeit genug.

»Aber was ist mit ihr passiert? Mit dem, was noch von ihr übrig war, meine ich.«

»Oh, ich dachte, das läge auf der Hand«, sagte Davina. »Ich habe sie dorthin geschafft, wo sie die ganze Zeit schon hingehört hätte.« Sie hob eine Braue und nickte in Richtung des steinernen Engels.

»Du hast sie da hineingelegt?«, fragte April fassungslos.

Davina spannte ihren schlanken Arm an: »Ich habe eine Menge Kraft, wenn ich wütend bin. Außerdem fand ich es irgendwie poetisch.«

April runzelte die Stirn. »Wieso hat sie versucht, mich umzubringen, was glaubst du? Ich meine, sie hat immer wieder Andeutungen gemacht, sie wüsste, wer der König ist. Aber wenn das stimmt, weshalb hätte sie das Risiko eingehen sollen, mich zu töten?«

»Sie war verrückt, Süße, hast du das nicht gemerkt?«

»Ja, schon, aber trotzdem. Ihr Wahnsinn hatte irgendwie trotzdem Methode.«

»Ja, Chessy hat ständig irgendwelche Spielchen gespielt, aber sie war auch Expertin darin, sich die Hände nicht schmutzig zu machen. Denk bloß an den Vandalismus hier und bei Redfearne's ... dafür hatte sie garantiert irgendeinen Handlanger. Und deshalb sah es auch so aus, als wäre Ling auf dem Weg, die Nummer eins zu werden, nachdem ich abgemeldet war. Chessy hat im Hintergrund die Strippen gezogen, und die arme Ling war das Aushängeschild – und der Sündenbock, falls irgendetwas schief lief. Wenn sie mitbekommen hätte, dass dein Großvater wegen der Sache mit Calvin sauer ist, hätte sie bestimmt eine Möglichkeit gefunden, den Mord an ihm mir in die Schuhe zu schieben.«

Wieder dachte April an die Leiche des Jungen am Zaun und die riesige Blutlache zu seinen Füßen und schlang sich die Arme um den Oberkörper. »Können wir jetzt gehen?«

Sie gingen den Hügel wieder hinunter, bis sie im Hof neben der Kapelle standen. Als sie durch die Friedhofstore traten, fiel April auf, dass Miss Leicester sich abgewandt hatte und offenbar etwas in einem Aktenschrank suchte. Mit Absicht?, fragte April sich. Aber im Grunde konnte sie ihr keinen Vorwurf daraus machen.

Auf der anderen Straßenseite stand die Limousine der Osbournes.

»Tja, das war's dann wohl«, meinte Davina. »Wünsch mir Glück.«

»Glück? Wo willst du hin?«

»Ich werde jetzt das Haus ausräumen und sämtliche Spuren der Osbournes beseitigen. Es wird nicht leicht werden, Barbara aus diesem Haus zu bekommen – womöglich werde ich sogar eine Brechstange brauchen –, aber wir können unmöglich dort bleiben, vor allem nicht nachdem ... na ja ... nachdem Nicholas nicht mehr da ist. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Agropharm die Hypothekenzahlungen übernimmt. Ich habe mir sogar überlegt, die Bude abzufackeln, nur um sie ein bisschen zu ärgern.«

»Aber wo willst du dann wohnen?«

»Am Pond Square?«

Davina lachte, als sie Aprils entsetzte Miene sah.

»Nur die Ruhe, das war nur ein Scherz. Es war nett von dir, mich bei euch aufzunehmen, aber ich fürchte, eine Woche in so einem winzigen und gruseligen Haus, und ich wäre reif für die Klappe.«

Das klang schon eher nach der alten Davina – unsensibel und gemein. Und gleichzeitig beruhigend.

»Nein, bestimmt finde ich etwas, das besser zu dem Lebensstil passt, den ich mir

vorstelle. Vielleicht der Buckingham Palast.«

April wollte lieber nicht darauf wetten, dass auch das ein Scherz war. Sie gingen zum Wagen.

»Wirst du bei Barbara bleiben? Ich meine, sie ist ja eigentlich nicht ...« April ließ ihre Stimme verklingen.

»Nicht meine Mutter, meinst du? Nein, und eine Stimmungskanone ist sie auch nicht gerade. Eine Flasche Gin und eine Dose Haarspray, das ist das, womit sie ihre Tage übersteht. Andererseits ist sie die einzige Familie, die ich habe.«

»Ich weiß genau, was du meinst.«

Einen Moment lang standen sie verlegen da, in den Tragödien ihrer beider Leben vereint und zugleich durch sie getrennt. Davina mochte sich am Ende für die richtige Seite entschieden haben, trotzdem hatte sie Intrigen gesponnen, Unschuldige getötet und sich von ihrem Blut ernährt. April konnte sich nicht vorstellen, dass sie jemals wirklich Freundinnen sein konnten, doch ein vorsichtiger Waffenstillstand mit Davina war allemal besser als ein Krieg an sämtlichen Fronten.

»Tja, ich schätze, ich sollte mich bei dir bedanken«, sagte April. »Du weißt schon ... für Chessy und all das.«

»Das solltest du wohl«, meinte sie lächelnd. »Aber lass gut sein. Sagen wir einfach, wir sind quitt. Ich fühle mich schon mies genug ... wegen all der anderen Dinge.«

»Du fühlst dich mies?«, lachte April.

Achselzuckend öffnete Davina die Tür.

»Ist nur so eine Redensart, Süße. Nur so eine Redensart.«

Dreiunddreißigstes Kapitel



Wenn es einen Gott gab, hatte er definitiv die Primrose Hill Bakery erschaffen, fand April. Sie drückte sich die Nase an der Scheibe des Verkaufstresens platt und zeigte auf die Cupcakes mit den sahnig-roten Verzierungen oben drauf, den üppigen Schokoladenkuchen und die köstlichen Macerons, ehe sie grinsend zusah, wie Gabriel ihre Bestellung an die Verkäuferin weitergab. Es fehlte nicht viel und sie hätte in die Hände geklatscht und ein Tänzchen hingelegt.

»Du hast Zuckerguss an der Nasenspitze«, sagte Gabriel, als sie an den Parktoren vorbei in Richtung des Hügels gingen. April hatte den Kuchen inzwischen verdrückt und machte sich gerade über den Guss des Cupcakes her.

»Willst du gar nichts davon?«, fragte sie.

»Du erinnerst dich?«, Gabriel zeigte auf sich. »Vampir. Nicht besonders scharf auf Kuchen.«

Aprils Lächeln verflog.

»Hey, tut mir leid«, sagte er und küsste ihr den Cremeguss von der Nasenspitze.

»Wir kriegen das schon hin.«

»Nein, das ist es nicht, es hat mich eher daran erinnert, als wir das letzte Mal hier waren.«

Sie dachte an Gabriels Gesicht an jenem Morgen, als er den Drachenhauch zu sich genommen hatte und in sein Vampirdasein zurückkatapultiert worden war – dasselbe Gesicht, in das sie vor Kurzem erst in Ravenwood geblickt hatte. Sie schüttelte den Kopf, um den Gedanken zu vertreiben.

»Aber es hat funktioniert, stimmt's?« Gabriel schlang den Arm um ihre Taille und zog sie an sich. »Zumindest am Ende. Wir haben gesagt, dass wir wiederkommen, wenn alles vorüber ist.«

»Ist es das?«, fragte April, während sie den steilen Pfad hinaufgingen. »Ich meine, ist es wirklich vorbei? Glaubst du wirklich, dass meine Mutter es schafft, die Blutsauger zu vereinen?«

Gabriel zuckte mit den Achseln.

»Wer weiß? Macht genug hat sie jedenfalls. Und Ansporn ebenso.«

»Ansporn? Was meinst du damit?«

»Ich meine damit, dass Vampire nun einmal Vampire sind, April. Sie bewegen sich in der Dunkelheit, sie lieben die Macht. Und für Bluter haben sie nur wenig übrig, es sei denn als Nahrungsquelle.«

»Hübsche Vorstellung«, bemerkte April und warf den Rest ihres Kuchens in den Mülleimer.

»Der Punkt ist, dass wir alle in gehörigen Schwierigkeiten stecken, falls es Silvia

nicht gelingt, die Vampirclans zu besänftigen. Deshalb wird sie Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um zu gewährleisten, dass keiner aus der Reihe tanzt.«

»Aber was ist, wenn ...«

Er legte ihr einen Finger auf die Lippen.

»Kein Aber. Hast du das nicht heute Vormittag erst zu mir gesagt? Lass uns versuchen, in der Gegenwart zu leben. Das klingt nach einem guten Ratschlag.«

Sie wandte sich ab und ließ den Blick über das Parkgelände schweifen. Im Sommer war die Aussicht sogar noch spektakulärer – die gläsernen Wolkenkratzer, die in der Sonne funkelten, die Londoner Innenstadt, die sich wie eine flache Scheibe in der Ferne erstreckte. Sie saßen auf derselben Bank wie an jenem Morgen, der unendlich lange zurückzuliegen schien, nach ihrem Besuch im Zoo und bevor Gabriel das Elixier getrunken hatte. Sie dachte an jenen bittersüßen Moment, als sie sich das letzte Mal geküsst hatten.

»Ich bin froh, dass wir noch einmal hergekommen sind«, sagte April leise. »Es ist so wunderschön hier oben.«

»Das einzige Schöne weit und breit bist du«, sagte Gabriel, strich ihr Haar zurück und küsste ihren Hals. Ein leiser Schauer überlief sie.

»Vermutlich sollten wir jetzt das Päckchen aufmachen«, meinte April, zog das Geschenk aus ihrer Tasche und hielt es ihm hin.

»Das überlasse ich dir. Ladies first«, erwiderte Gabriel.

April hatte die ganze Zeit darauf gehofft, dass er das sagen würde. Geschenke auspacken gehörte zu ihren Lieblingsbeschäftigungen. Aufgeregt wie ein kleines Mädchen zog sie das Geschenkband auf und schlug das Papier zurück. Sie hatte auf ein Fotoalbum oder ein Erinnerungsstück von ihrem Dad getippt, andererseits hatte Mum gemeint, es sei für sie beide gedacht. Sie blickte auf eine schlichte weiße Styroporschachtel. Seltsam. Sie sah Gabriel an.

»Mach sie auf.«

Sie hob den Deckel an und spähte hinein – und sprang so abrupt auf die Füße, dass sie um ein Haar die Schachtel fallen gelassen hätte.

»Oh mein Gott!«, quiekte sie und schlug sich die Hand vor den Mund. »MUTTER!«

»Was ist es denn?«, fragte Gabriel und sah ebenfalls hinein. April sah zu, wie sich seine Miene veränderte und sich zuerst Ungläubigkeit, dann Staunen und schließlich Angst darauf abzeichnete. Dann brach er in schallendes Gelächter aus.

»Silvia Dunne«, rief er. »Du schlauer Fuchs.«

April setzte sich hin und nahm das Glasröhrchen aus der Schachtel. Es war winzig, etwa so groß wie eine Batterie, und mit einer dunklen Flüssigkeit gefüllt. Aber es war nicht irgendeine Flüssigkeit, sondern Blut. Thomas Hamiltons Blut. Sie musste es aufgefangen haben, als April weinend neben Gabriel gekauert hatte.

»Oh Gott, Gabe, was machen wir denn jetzt?«

April hielt das Röhrchen ins Licht. Es sah weder magisch noch übernatürlich aus, sondern wie ganz gewöhnliches Blut. Konnte diese Flüssigkeit ihr Gabriel tatsächlich zurückbringen? Für immer? Steckte eine so große Macht in einem so kleinen Behälter?

»Was, wenn es nicht funktioniert?«, fragte sie. »Wenn all diese Legenden purer Unsinn sind?«

Lächelnd nahm Gabriel ihre Hand. »Dann suchen wir eben weiter nach einem Heilmittel. Du hast vollkommen recht, Baby. Solange es Leben gibt, besteht auch Hoffnung. Und wir werden für immer zusammen sein, egal, was passiert.«

Mit zitternden Fingern reichte sie ihm das Röhrchen und sah ihn mit aufgerissenen Augen an.

»Und was, wenn es funktioniert?«

Gabriel lachte. »Dann werde ich dich küssen, April Dunne. Und wir werden gemeinsam alt werden.«

April nickte, den Blick immer noch auf das Röhrchen geheftet. »Gute Antwort«, bemerkte sie.

Langsam und vorsichtig schraubte Gabriel den Deckel ab und legte ihn neben sich auf die Bank.

»Oh Mann, das klappt bestimmt nie«, sagte er.

Er hielt April seine freie Hand hin. Nervös ergriff April sie, verschränkte ihre Finger ineinander und drückte sie leicht.

»Bereit?«, fragte Gabriel.

»Bereit«, sagte April und sah ihm tief in die Augen.

»Na dann, Prost.«

Und dann trank er.

Mia James

ist in London geboren und aufgewachsen. Wenn sie dort nicht gerade Friedhöfe besucht oder durch Covent Garden streift (natürlich nur zu Recherchezwecken, nicht etwa zum Shoppen), sitzt sie schreibend an ihrem alten viktorianischen Schreibtisch, von dem sie den Eindruck hat, dass es dort spuken könnte. Mit der »Ravenwood«-Trilogie gibt sie ihr Debut als Romanautorin.

Die Ravenwood-Romane von Mia James in chronologischer Reihenfolge:

Die Schule der Nacht. Ravenwood Band 1. Roman (📖 auch als E-Book erhältlich)
Gefangene der Dämmerung. Ravenwood Band 2. Roman (📖 auch als E-Book erhältlich)



GOLDMANN

Lesen erleben